Moral

in

Beispielen.

Herausgegeben

von

H. B. Wagnitz,

Prediger in Halle.

Fünfter Theil.

Halle,
bey Johann Jacob Gebauer,
1789.

Staatl. Bibliothek
Passau

109994655

Inhalt.

Specielle Pflichten.

Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern.

I. Du sollst deinen Vater und Mutter ehren. (Beyer über Luthers Katechismus.) S. 3

II. III. IV. Kindliche Liebe und Dankbarkeit. (Ebend. Beiträge zu den Ephemeriden der Menschheit. Salzmanns Elementarwerk.) 4

V. Zwei Beispiele ganz andrer Art. Zum Abscheu und Schrecken. (Deutsche Zeit. Fröbings Biblioth. 10

VI. Liebe gegen unsre Eltern ist Pflicht. Eine Sammlung mehrerer Beispiele, die die Ueberschrift haben könnten: Was vermag Elternliebe! (Wöchentl. Magdeb. Unterhalt. Lawätz über die Tug. und Neig. der Menschen.) 18

VII. Liebe und Gehorsam gegen die Eltern bleibt nicht unbelohnt. (Salzmanns Elementarwerk.) 43

VIII. Ungehorsam bleibt nicht unbestraft. (Ebend.) 45

IX. Mutterfluch. (Chronik von Berlin.) 47

X. Vergiß es nie, wenn du auch keine guten Eltern hast, daß es deine Eltern sind. (Kinderfreund.) 53

XI. Nur dann, wenn deine Eltern dir was Böses gebieten, folge ihnen nicht; eingedenk der Worte: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. (Anecdoten.) S. 65

XII. Auch Stiefeltern sind unserer Liebe werth. (Salzmanns Elementarwerk.) 76

XIII. Verhalten einer guten Pflegetochter. (Briefe eines amerikanischen Landmanns.) 78

XIV. Hydra, die teuflische Pflegetochter. Ein Beispiel ganz anderer Art. (Anecdoten.) 90

Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder.

XV. Willst du gute Kinder haben, so gieb ihnen eine gute Erziehung. Wie muß man Kinder erziehen? — Wie nicht? (Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes.) 107

XVI. Ein guter Vater sorgt für die Ausbildung des Verstandes und Herzens seiner Kinder. (Cardomus Erzählungen.) 118

XVII. Edle Grundsätze der Erziehung. (Fedderf. Nachrichten.) 119

XVIII. Fliehe nicht den Umgang mit deinen Kindern. (Lawätz über die Tugend ꝛc.) 122

XIX. Sey nicht sorglos bei der Aufsicht über deine Kinder. (Deutsche Zeitung.) 124

XX. Sei deinen Kindern Muster und Beispiel in Ausübung des Guten, das du von ihnen gethan wissen willst. (Fedderseins Nachrichten.) 125

XXI. Ein dem vorigen gerade entgegenstehendes Beispiel. (Bildungsjournal.) 130

XXII. Möchte es doch nicht so viele gefühllose Eltern geben, die ihre Pflicht vergessen! (Lehrreiche und angenehme Erzählungen.) 136

XXIII. Der Findling. Gefühllosen Vätern und Müttern zur Beherzigung erzählt. (Jahrbuch für die Menschheit.) 138

XXIV. Der junge Mörder. Eine hieher gehörige Geschichte. (Der Beobachter.) S. 148

Pflichten der Geschwister, Anverwandte und Nachbarn gegen einander.

XXV. XXVI. XXVII. Was Bruder- und Schwesterliebe zu thun vermag. (Kirsch lehrreiche Beispiele. Fedderf. Nachrichten.) 150

XXVIII. Schändlich ists, wenn Brüder einander hassen. (Salzm. Elementarw.) 163

XXIX. Auch Nachbarn sollen einander nicht hassen. (Ebendas.) 167

XXX. Eintracht und Liebe macht Familien, Städte und Länder blühend. (Ebendas.) 170

XXXI. Häusliche Eintracht. (Eberh. philos. Mag.) 172

XXXII. Wer sich der Seinen nicht annimmt, ist ärger als ein Heide. (Deutsche Zeit.) 174

Pflichten der Jünglinge und Mädchen.

XXXIII. Im Kinde zeigt sich der Jüngling, im Jünglinge der Mann, (Leipz. Taschenbuch.) 176

XXXIV. Es ist immer gut, wenn man in der Jugend etwas Nützliches gelernt hat. (Abulforradin der Weise.) 191

XXXV. Wie der Jüngling, der gern etwas lernen möchte, alle Schwierigkeiten muthig bekämpft. (Kirsch lehrr. Beispiele.) 204

XXXVI. Der gute Jüngling. (Fröbings Bibl.) 208

XXXVII. Ein Beispiel ganz andrer Art. Zur Warnung besonders für Jünglinge, die auf der Universität sind oder diese beziehen. (Moriz Denkwürdigk.) 214

XXXVIII. Kaltsinn in der Religion ist sehr gefährlich für junge Leute. Er fängt sich immer mit Hintansetzung des öffentlichen Gottesdienstes an. (Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes.) 238

XXXIX. XL. Romanenlektüre ist für junge Leute gefährlich. (Briefwechsel. Deutsche Zeit. Meineke Beiträge.) S. 243

XLI. Jüngling fliehe den Umgang schlechter Menschen. (Briefwechsel.) 253

XLII. Wie gefährlich es für einen jungen Menschen ist, Bekanntschaften mit schlechten Personen des andern Geschlechts zu machen. (Briefwechsel.) 261

XLIII. Treibe nie mit Eheversprechungen ein Spielwerk. (Fröbings Biblioth.) 263

XLIV. XLV. Warnung für leichtsinnige Liebhaber. (Der Beobachter. Biblioth. für den Adel.) 265

XLVI. Erhabenheit der reinen Liebe über die Hurenliebe. (Biblioth. für den Adel.) 267

XLVII. Mädchen bewahre Keuschheit und Unschuld! Tugend bleibt nicht unbelohnt. (Halberstädt. gemeinnützig. Blätter.) 270

XLVIII. Einem Mädchen kann der zu vertraute Umgang mit jungen Mannspersonen leicht gefährlich werden. (Briefwechsel.) 274

XLIX. Das Opfer getäuschter Liebe. Für Mädchens und Jünglinge. (Kleine skizzirte Geschichten.) 280

Specielle

Pflichten.

Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern.

I.

Du sollst deinen Vater und Mutter ehren.

Ein gewisser vornehmer Herr war von geringen Aeltern geboren, weil er aber in seiner Jugend sehr fleißig gewesen, und sich gut aufgeführet hatte, so machte ihn der König, seiner Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit wegen, zu einen seiner vornehmsten Staatsbedienten. Aber der vornehme Herr vergaß nicht, daß er ein Kind geringer Aeltern war, er schämte sich weder dieser noch seiner Anverwandten. Er sah sie immer gern bei sich, ließ sie zu sich bitten, und wenn sie kamen, gieng er ihnen bis vor die Thüre seines schönen Hauses entgegen, und bewillkommte sie auf das freundschaftlichste. — Einst hatte er ein großes Gastmahl angestellt, und die Gesellschaft bestand aus lauter vornehmen Herren. Da sie eben bei Tafel sitzen, meldet ihm ein Bedienter, daß sein alter Vater im Vorzimmer sey, und ihn gern sprechen wolle. Gleich eilt der

Sohn von der Tafel weg und ins Vorzimmer, empfängt den alten Mann aufs liebreichste, nimmt ihn bei der Hand und führt ihn mit sichtbarer Freude in das Speisezimmer. Darauf weist er ihm den obersten Platz an der Tafel an, und bittet die Vornehmen deswegen um Vergebung: „Dies ist mein Vater! vergönnen Sie ihm die Ehre und Freude hier bei uns zu sitzen. Er ist ein alter rechtschaffner Mann, der dieses Platzes würdig ist.„ So sprach der edle Sohn, und jeder Unverdorbene schenkte ihm lauten Beifall, und wünschte auch so etwas gethan zu haben, wie dieser.

II.

Kindliche Liebe und Dankbarkeit.

Joseph war siebzehn Jahr alt, wie er von seinem Vater weg nach Egypten kam, so lange hatte sein Vater ihn ernähret, und nun traf es gerade so, daß er seinen Vater wieder 17 Jahre versorgen konnte, denn so lange lebte der alte Jakob noch. — Doch Joseph war ein reicher Mann, dem es ein leichtes war seinen Vater zu ernähren; gute Kinder müssen aber auch für ihre Eltern sorgen, wenn sie gleich selbst nicht reich sind, sie müssen gern ihr Brodt mit ihren Eltern theilen, wenn es ihnen auch gleich sauer zu verdienen wird.

Ein berühmter General war in seiner Jugend Page an dem Hofe eines Königs. — Pagen heißen die

jungen

jungen Edelleute, die den König bedienen, des Nachts bei ihm wachen müssen, und dergleichen. — Die Mutter dieses Pagen war eine Wittwe, die sich kümmerlich erhalten mußte. Um diese arme Mutter zu unterstützen, wachte der gute Sohn oft für andre Pagen des Nachts, und schickte hernach seiner Mutter das Geld, das er dafür bekam. Einmal da der König nicht schlafen konnte, und ein Buch aus einem andern Zimmer haben wollte, klingelte er dem Pagen, der die Wache hatte. Er klingelte verschiedenemal, aber dieser kam nicht. Endlich steht der König auf, und geht ins Vorzimmer, um zu sehen ob hier kein Page ist. Hier findet er denselben, aber schlafend am Tische sitzend, und einen Brief vor ihm liegend, über dem er eingeschlafen war. Der König nimmt den Brief, und liest den schönen Anfang:

Meine beste! geliebteste Mutter!

Jetzt ist nun schon die dritte Nacht, da ich für Geld die Wache habe. Beinahe kann ichs nicht mehr aushalten. Indessen freue ich mich, daß ich nun wieder 10 Thaler für Sie gesparet und verdienet habe; und diese schicke ich Ihnen hierbei.

Der König, gerührt über das gute Herz dieses edlen Jünglings, läßt ihn schlafen, legt seinen Brief wieder hin, geht in sein Zimmer, holt 2 Rollen mit Ducaten, steckt dem lieben Jüngling davon in jede Tasche eine und legt sich wieder zu Bette. — Als der Page aufwachte und das Geld in seinen schweren Taschen fand, wie erschrack er da, indem er nicht anders vermuthen konnte, als daß ihn der König schlafend gefunden, und das Geld in die Tasche gesteckt habe. Sobald er also den

König des Morgens sahe, bat er ihn demüthigst um Vergebung, daß er geschlafen habe, und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe und Dankbarkeit. Er ernannte ihn gleich nachher zum Officier, und schenkte ihm noch eine Summe Geld, um sich alles anzuschaffen, was er zu seiner neuen Stelle brauchte.

Liebes Kind! pflege deines Vaters und deiner Mutter. Denn der Wohlthat, den Eltern erzeiget, wird nimmermehr vergessen werden. Sir. 3, 14. 16.

III.

Eine ähnliche Geschichte.

In der militärischen Schule zu Paris befand sich, vor einigen Jahren, ein Knabe von sehr guter Herkunft. Er begnügte sich viele Tag lang mit Suppe, trockenem Brodt und Wasser. Der Oberaufseher des Hauses bekam von diesem sonderbaren Betragen Nachricht, und schalt den Jüngling, weil er diese Aufführung einer übertriebenen und übelverstandenen Andacht zuschrieb. Demohngeachtet fuhr der Schüler, ohne sein Geheimniß zu entdecken, immer fort. Der Herr Paris dü Verney, bei dem sich der Oberaufseher über diese Hartnäckigkeit beklagte, ließ den Knaben zu sich kommen, und machte ihm einige sanfte Vorstellungen, von der Nothwendigkeit,

keit, alles sonderbare Wesen zu vermeiden, und sich in allem den eingeführten Gebräuchen der Schule zu unterwerfen, u. s. w. Da er aber sah, daß sich der Knabe noch immer über die Ursach seiner Aufführung nicht erklärte, war er gezwungen, ihm zu drohen, daß, wenn er sich nicht bessern wollte, er ihn seinen Eltern zurückschicken müßte. — „Nun, mein Herr, versetzte ihm „jetzt der Knabe, wenn Sie durchaus die Ursach wis„sen wollen, warum ich so und nicht anders handle, „hier ist sie: In dem Hause meines Vaters aß ich oft „hartes schwarzes Brodt, und zwar sehr kleine Bissen, „oft hatten wir nichts dazu, als Wasser. Hier eß ich „gute Suppe, gutes weißes Brodt, und bekomme, so viel „ich will; ich finde, daß ich eine sehr gute Tafel habe, „und der Eindruck, den das Andenken des Zustandes „meiner Eltern auf mich macht, ist der einige Beweg„grund, daß ich mich nicht entschließen kann, mehr zu „essen, als ich schlechterdings zu meiner Nothdurft „brauche.„ — Die Empfindung und Standhaftigkeit des Knaben preßten dem Oberaufseher der Schule und dem Herrn du Berney Thränen aus. — „Allein, mein kleiner Freund — fragte ihn Herr du Berney — euer Vater ist lang in Diensten gewesen, hat er kein jährliches Gehalt vom Könige? —„ „Nein, mein Herr, versetzte der Knabe! — Er hat sich ein ganzes Jahr lang darum beworben; allein der Mangel an Gelde hat ihn gehindert, sein Vorhaben durchzusetzen, und er hat lieber im Elende leben, als in Versailles Schulden machen wollen.„ — „Wenn dieser Umstand so zuverläßig ist, versetzte Herr du Berney, als er mir in eurem Munde scheint, so verspreche ich euch, ihm ein jährliches Gehalt von fünfhundert Pfunden auszu-

wirken; indessen, weil eure Eltern so wenig Uebriges haben, so wird sonder Zweifel auch euer Beutel nicht allzuwohl gespickt seyn. — Da habt ihr für euer Taschengeld drei Guineen, die ich euch im Namen des Königes anerbiete, und was euren Vater betrifft, so will ich ihm die Hälfte des jährlichen Gehalts, dafür ich euch Bürge bin, daß ich es vom Könige auswirken werde, zum voraus schicken." — — „Und wie wollen Sie ihm — unterbrach ihn der Knabe — dies Geld übersenden, mein Herr?" — „Bekümmert euch darum nicht, mein kleiner Freund; ich werde schon Mittel und Wege finden." — — „Ganz gut, mein Herr, erwiederte ihm der Knabe, mit vieler Lebhaftigkeit! Weil Sie eine so gute Gelegenheit wissen, so fügen Sie diesem Gelde die 3 Guineen, die Sie mir so eben zu geben die Gütigkeit hatten, bei. Hier habe ich alles in Ueberfluß, sie würden mir also unnütz seyn; hingegen wird sie mein Vater, für seine andern Kinder sehr gut brauchen können." —

IV.

Christliches Kind, was fühlst du bei folgender Erzählung von der Liebe eines nicht christlichen Kindes? — —

Die Gesetze in China gebieten, daß einem, der mit öffentlichen Geldern untreu ist, die Hände abgehauen werden sollen. Ein Mandarin machte sich einst dieser Strafe schuldig; seine Tochter, eine schöne junge Dame, wagte es, für ihren Vater zu bitten. Wie sie vor dem Kaiser erschien, sagte sie: „Ich leugne nicht, großer Kaiser, mein unglücklicher Vater hat die Strafe verdient, und er muß, den Gesetzen gemäß, seine beiden Hände verlieren, — hier sind sie, fügte sie hinzu, indem sie ihre Handschuhe auszog. Ja, großer Prinz, diese Hände hier gehören meinen unglücklichen Vater; so unnütze als sie zum Unterhalt seiner Haushaltung sind, übergiebt er sie willig den strengen Gesetzen, um diejenigen zu erhalten, die uns alle, meinen Großvater, meine Brüder, meine Schwestern und mich ernähren müssen.„ Der Vater wurde vom Kaiser um seiner Tochter willen begnadiget.

V.

Zwei Beispiele ganz anderer Art. Zum Abscheu und Schrecken.

1.

In einem bei Regenwalde nahe gelegenen Dorfe Zachow, geschahe neulich ein Verbrechen, welches die schrecklichen Folgen einer schlechten Kinderzucht ins hellste Licht stellt, und zugleich die Veranlassung wurde, diese daselbst zu verbessern; wie denn die Vorsehung das Böse, das wir Menschen thun, nicht selten für uns zum Guten lenket. — Ein alter Bauer hatte zwei erwachsene Söhne: verwaltete aber seinen Bauerhof noch selbst. Da es nun in diesem Frühjahr an Fütterung fehlte, und er doch sein junges Vieh, besonders seine Kälber gut durchbringen wolle, schnitt er ihnen unausgedroschene Garben, wovon er noch Vorrath hatte, mit unter das Futter. Sein älterer Sohn wollte klüger seyn, und hielt dieses für Unrath; war aber dabei so grob, daß er ein Schloß vor die Scheune legte. Da nun der Vater, seiner Gewohnheit nach, Futter herausholen will, und die Thür verschlossen findet, fragt er nach dem Thäter. Der Sohn verleugnet seine That nicht: sondern will den Vater belehren, und setzt in dem darüber entstandenen Wortwechsel die kindliche Ehrerbietung so sehr aus den Augen, daß der Vater zornig wird, und ihm Maulschellen giebt. Da

ergreift

ergreift der Sohn einen großen Prügel, und schlägt auf den alten Mann damit los; der jüngere Bruder, ein Soldat, ruft ihm zu, er solle den alten Hund nur tüchtig schlagen, und die Mutter, die den unnatürlichen Streit beilegen will, bekommt auch einige Hiebe. Schaudre, lieber Leser! Kein junger Löwe zerriß noch seinen Vater, kein Tiger zerfleischte seine Mutter, und der Mensch kann so verwildern, daß er diejenigen mißhandelt, die ihm das Leben gaben! Aber lerne daraus, daß der Mensch ein ganz anderes Wesen ist als die Thiere; daß ihm seine natürlichen Triebe nicht, so wie diesen, sagen, was recht und gut ist: sondern daß er alles durch Unterricht und Bildung werden muß, was er seyn soll. Die Greuelthaten der Wallachischen Bauern und solche Vorfälle, wie dieser in Zachow, werden es daher noch ganz außer Zweifel setzen, daß auch der Bauer und gemeine Bürger aufgeklärt, das heißt, vernünftig gebildet werden müsse, wenn des Elends in der Welt weniger werden soll. —

Doch diese Unthat pflichtvergessener Kinder mußte zu einer Quelle des Segens für den Ort und die ganze Nachbarschaft werden. Der Vater beklagte sich nämlich bei seinem Gutsherrn, dem würdigen und gelehrten Herrn Regierungs-Assessor Löper auf Stramehl über sein Unglück. Dieser hielt dafür, daß eine so abscheuliche That auf eine Art bestraft werden müsse, welche einen tiefen Eindruck auf die Gemüther der jungen Leute machte. Der jüngere Bruder erhielt seine Züchtigung beim Regiment; über diese konnte er nichts bestimmen. Aber den ältern und gröbsten Verbrecher, wollte er anfänglich in die Kirche kommen lassen, ihm sein Verbrechen vor der versammelten Gemeine mit den

lebhaf-

lebhaftesten Farben abschildern, und ihm befehlen, seinen beleidigten Vater fußfällig um Verzeihung, und Gott öffentlich um Erlassung der Schuld zu bitten. So zweckmäßig diese Bestrafungsart gewesen wäre, so wurde sie doch widerrathen: weil sie als eine Art von Kirchenbuße, die bei uns abgeschafft ist, nicht Statt haben könnte. Er ließ also die Sache nach der gewöhnlichen Art durch den Gerichtsverweser ausmachen. Dieser erkannte dem Verbrecher folgende Strafe zu: Es wurde ihm ein spanischer Mantel umgehangen, an dessen Vorderseite die Worte geschrieben waren: „So „werden die Leute bestraft, welche sich an ihren Eltern vergreifen!„ In diesem Aufzuge führte man ihn nicht nur durchs ganze Dorf, sondern auch in der benachbarten Stadt Labes zur Schau herum. Natürlicherweise begleitete die Jugend der ganzen Nachbarschaft den Zug, und faßte den tiefsten Abscheu gegen eine That, die solche Schande nach sich zog. Zugleich entschloß sich der edeldenkende jetzige Gutsbesitzer auf seine Kosten ein Schulhaus, an dem es bis dahin gefehlt, weswegen der größte Theil der Dorfjugend unwissend und schlecht unterrichtet war, wodurch Laster und Freveltaten erzeugt werden mußten, erbauen zu lassen, und bestellte sogleich einen tüchtigen Mann mit einem gewissen Gehalte zum Lehrer. Gott gebe ihm die Freude dafür, seine menschenfreundliche Großmuth durch den besten Erfolg belohnt zu sehen; er gebe Deutschland mehr solche Gutsherrn, und allen Obrigkeiten die Einsicht, daß sie alles, was sie auf Verbesserung der Schulen verwenden, in Zukunft an den Kosten der peinlichen Justiz und der Policey ersparen werden! — Kinder aber erinnere er bei dieser Gelegenheit an Sa-

lomos Worte: Wer Vater verstöret und Mutter verjagt, der ist ein schändlich und verflucht Kind! Spr. Sal. 19, 26.

2.

Zu Gommersheim wurden im Jahr 1787. den 16. Jun. zwei Brüder hingerichtet. Ihre Todesstrafe war fürchterlich; aber ihr Verbrechen war noch fürchterlicher; sie waren Vatermörder. Hier ist die gräßliche Geschichte.

Philipp Peter Vogel, ein dasiger reicher Einwohner, hatte als Wittwer seinen beiden Söhnen Philipp Peter und Daniel, wovon der erste 30, dieser aber 28 Jahr alt war, sein Haus, Hof, Meublen und Ländereien, welche letzteren allein schon 12000 Gulden an Werth betrugen, völlig übergeben. Er selbst besaß noch 12 Morgen landes, und 200 Mfl. baares Geld.

Diese beiden reichen Bauernsöhne waren nicht verheirathet, weil sie aus grobem Stolze mit keiner Bäuerinn aus dem Dorfe vorlieb nehmen, sondern ein reiches Mädgen heirathen wollten. Dagegen bekam der alte Mann, der wahrscheinlich bei seinen Söhnen nicht Pflege genug hatte, Neigung zu einer zweiten Heirath. Zum Unglück für ihn fiel die Wahl auf seine Dienstmagd. Diese Misheirath stand den beiden stolzen Söhnen nicht an, und sie gestanden dem alten Manne oft, daß sie sich diesem seinen Willen geradezu widersetzen würden, es koste auch was es wolle. Allein der Vater, der als ein reicher Mann Pflege gewohnt war, und dem sie eigentlich von seinen Söhnen, wo

nicht

nicht gewährt, doch hätte gegönnt werden müssen, bestand auf seinem Vorsatze, und bestimmte den 28. Jan. zum Hochzeitstage. Dabei setzte er in einem Vermächtnisse seiner Braut 3 Morgen landes aus, die übrigen 9 Morgen, nebst dem noch in seinen Händen befindlichen, nicht unbeträchtlichen Vermögen sollte den reichen Söhnen gleichfalls zufallen. Neid und Habsucht, diese doppelte Drachenbrut, hat schon das Blut manches Menschen vergossen, und hier brachte sie sogar zwei Brüder dahin, dem das Leben zu rauben, von dem sie das ihrige empfangen hatten. Da nemlich diese beiden vom Vater aufs neue gesegneten Unholde sahen, daß eine Magd 3 Morgen des väterlichen landes erben werde, und daß sie diese Magd künftig Mutter nennen sollten, schien sich ihr ganzes kindliches Gefühl in Tigerblut zu verwandeln. Sie nannten von nun an die verlobte Braut ihres Vaters nicht anders, als das Mensch, stießen gegen den Stifter ihres Lebens die schändlichsten Drohungen aus, und sagten einst einer zu dem andern: „Kein Wunder wär es, wir thäten ihn hinwegräumen, weil er uns so viel Leides anthut.„ Solcher höllischen Reden ließen sie in Gegenwart ihrer Bekannten noch mehrere hören, und unter andern die Worte: „Jetzt wollen wir noch etwas probiren; und wenn dieses nicht gut thut, so wollen wir etwas thun, daß die ganze Welt davon sprechen soll. Unsere Blutsfunken sollen gegen einander sprützen.„

Das was sie probiren wollten, bestand in einer angelegten Spukerey. Sie veranstalteten nemlich in einer Nacht ein schreckliches Poltern im Hause, und am Morgen erzählte der eine Sohn dem erschrockenen Vater mit einer angenommenen Traurigkeit: „Seine

verstor-

verstorbene Mutter sey ihm erschienen, und habe vor ihm geweint, darüber habe er auch weinen müssen.„ Der hintergangene Alte gerieth hierüber in Wehmuth, und vergoß Thränen und sagte: „Ihr Kinder naget und peiniget mich, daß ich zuletzt noch aus der Welt laufe.„

Als dieser Betrug nichts helfen wollte, den der Vater, wie dieses aus seinen Worten sichtbar ist, gemerkt hatte, schritten die beiden Ungeheuer zu persönlichen Angriffen. Einer davon trat einst mit Ungestüm vor ihm, hielt ihm die Faust vors Gesicht, und trieb ihn mit den Worten im Hause herum: „Rede einmal ein Wort, Alter, das mir nicht gefalle, — gelt (nicht wahr) Alter, es lautet nicht mehr so, wie es gelautet hat?

Hiedurch suchten die Ungeheuer den Vater zu nöthigen, seine väterliche Macht gegen sie zu gebrauchen, damit sie wenigstens ein scheinbares Recht haben möchten, sich an seiner Person zu vergreifen. Da aber der jammernde Mann die Sprache der unnatürlichen Söhne geduldig ertrug, so vollzogen die Scheusale endlich die That, die, wie jeder, der noch Mensch ist, wünschet, die einzige in ihrer Art seyn möge.

Zwei Tage vor der angesetzten Hochzeit, also am 26. Januar gegen Abend, bewogen sie die Braut, daß sie mit dem Spinnrade aus dem Hause gehen mußte. Als dies geschehen war, rissen die Wüteriche ihren alten Vater unvermuthet zu Boden. Der unglückliche Mann sahe nun, daß seine einzigen Kinder mörderisch mit ihm umgehen wollten, bat flehend um sein Leben, und erhob, als die Mörder fortfuhren, ein klägliches Geschrey. Um dies Geschrey zu ersticken, drehten sie ihm

ein

ein Schnupftuch in den Mund; und nun traten die beiden Teufelischen bei offenen Augen dem hülflosen, stummgemachten Vater drei Viertelstunden lang mit den Knien auf der Brust herum und würgten ihn also zu Tode.

Jetzt, als sie die Leiche vor ihren Füßen liegen sahen, erwachte das Gewissen der greulichen Mörder. Sie brachen in ein jämmerliches Geheul aus, und wünschten, ihren gewürgten Vater wieder lebendig machen zu können. Gleichwol stärkten sie die mörderischen Hände aufs neue, machten in der Scheune eine Grube, warfen den Leichnam hinein, und bedeckten ihn mit 60 bis 70 Bunden Stroh.

Die Obrigkeit, der wahrscheinlich erst jetzt die von den Mördern bisher geführten Drohungen waren gemeldet worden, schöpfte Verdacht auf die Brüder, und ließ sie gefangen setzen. Acht Tage nach der Greuelthat, am 3. Februar, bekannten sie ihr höllisches Verbrechen. Sie saßen bis zum 15 Jun. gefangen, keiner von beiden aber hat in diesen 18 Wochen das Verlangen geäußert, sich wieder zu sehen, oder zu sprechen. Wahrscheinlich scheuete sich jeder, sein scheusliches Bild im Gesichte des andern zu erblicken. Der Zulauf von Menschen an diesem ihrem Todestage war unbeschreiblich groß. Es wurde ihnen erstlich die rechte Hand abgehauen, hierauf wurden sie von oben herunter gerädert, dann Hände und Köpfe übers Rad gesteckt, und die Leichname darauf geflochten.

Was sagt Ihr zu dieser Geschichte, junge Leser? Bebte Euch nicht das Herz, als Ihr den Vater sein Leben von den Händen derer erflehen hörtet, denen ers selbst gegeben; als Ihr die gräßlichen Söhne den Vater eine Stunde lang würgen sahet? — Und diese

beiden

beiden Elenden waren nicht etwa Knaben oder Jünglinge, sondern Menschen von 30 Jahren; wurden nicht etwa von ihrem alten Vater zum Kaltsinn, oder zur Lieblosigkeit gebracht, sondern hatten an ihm einen begüterten Wohlthäter; wurden nicht etwa in der Hitze des Affekts zur plötzlichen Wuth gereitzt, sondern sie brüteten lange Zeit über ihrem Verbrechen. — Ach Kinder, theure geliebte Kinder, wie tief kann ein Mensch fallen, und welch eine Hölle mag in der Brust dieser verworfenen Söhne gewüthet haben! Ihr seyd auch Söhne und Töchter; der größte Theil von Euch hat auch diejenigen noch, denen Ihr leben, Freude des Daseyns, Glück der Erde, Gesundheit und so viel tausend Annehmlichkeiten des Menschenseyns zu danken habt. Sollte also jemand unter Euch seyn, der durch Gleichgültigkeit über das Glück, Eltern zu haben, durch Mangel an kindlicher Hochachtung und Ehrfurcht, durch Trägheit und Widerwillen bey Dienstleistungen, durch Trotz bei verdienten Züchtigungen und Strafen; durch Hartnäckigkeit und Ungehorsam bei Befehlen, sich als Undankbarer gegen diese tausendfachen Wohlthaten gezeigt hat: ach der schlage hier, wo er zwei Vatermörder auf dem Rabenstein bluten sieht, an seine Brust, und gelobe Gott, dem furchtbaren Rächer alles unschuldig vergossenen Bluts die strengste Ehrfurcht gegen seine Eltern: denn gerade der Mangel an kindlicher Ehrfurcht, der allmählige Uebergang zum platten und dreisten Bezeigen der Söhne, und die nachsichtige Gutmüthigkeit des Vaters, mag bei diesen Brüdern den ersten Grund zum Vatermord gelegt haben. Vielleicht ists auch schon vielen unter euch zur Gewohnheit worden, in Gegenwart Eurer Eltern, unanständige Hand-

lungen zu verrichten, den Hut auf dem Kopfe zu behalten, unhöfliche Reden zu führen, sich unehrbar zu gebehrden, und Eure Eltern waren so gütig, es zu leiden. Wisset demnach, daß Eure Eltern nicht nur Eure ersten Wohlthäter, sondern auch Eure Herren und Gebieter sind, und daß Ihr nicht blos die Genossen ihrer Güte, sondern auch ihre Untergebenen und Diener seyd; und wehe dem, der beides vergißt! —

VI.

Sir. 7, 29. 30.

Ehre deinen Vater von ganzem Herzen, und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter worden bist. Und denke, daß du von ihnen gebohren bist; und was kannst du ihnen dafür thun, das sie an dir gethan haben? —

Eine kleine Sammlung von Beispielen, die für die Stärke der Vater- und Mutterliebe zeugen.

Belidor, ein Mann, der viel Unglück gehabt, faßte den Entschluß nach Indien zu gehen, um sein zerrüttetes Glück wieder herzustellen. Er hatte einen Sohn

von

von ohngefehr sieben Jahren, den er seinem Bruder Zernim übergab, er selbst reisete mit Robert, einem alten Bedienten ab, der ihn nicht verlassen wollte, und bisher der beständige Begleiter seines Sohns, Nerran, gewesen war. Das Kind war über den Abschied seines Vaters und besonders des guten Roberts so betrübt, wie mans von einem Kinde, in seinen Jahren erwarten kann, und vergaß bald in den Zerstreuungen seines lebhaften und schwer zu lenkenden Temperaments alle Beide.

Zernim, sein Oheim, empfand bald alle Beschwerden, die mit der Erziehung seines Neffen verbunden waren, weder Rath noch That konnten es hindern, daß er nicht ein Jüngling nach der Mode wurde, das ist: ein Mensch mit einem leeren Kopfe, und einem nur für Eitelkeit und Unsittlichkeiten empfindsamen Herzen.

Er hatte anfänglich Verstand versprochen; aber wer konnte in der Folge sich noch Hoffnung dazu machen? da war keine Thorheit, die nicht seinen Kopf anfüllete. Jeder vernünftige Mann war in seinen Augen ein Pedant, den man fliehen müsse; Lektüre schien ihm die unnützeste Sache von der Welt; die Ehre, in einer Gesellschaft viel Geld zu verlieren, ein wahrer wünschenswürdiger Vorzug; und liederliche Weibspersonen zu unterhalten, den Sitten nicht schädlich.

Sein Oheim, ein strenger Moralist, gab sich vergebliche Mühe, den Jüngling von seinem Irthum zu überzeugen. Er achtete auf nichts, und voll Hoffnung auf das Glück, was sein Vater in Indien machen würde, borgte er aller Orten, und verschwendete im voraus ein Vermögen, dessen Besitz ihm noch nicht versichert war. Umsonst sagte man zu ihm, daß man seit

zwei Jahren von seinem Vater nichts gehöret hätte, und daß man befürchten müsse, ihm sey ein Unfall zugestoßen. Nichts konnte ihn zurückhalten, und Zernim, der alle mögliche Mittel versucht hatte, sich bei seinem Vetter in Ansehn zu setzen, und von den gefährlichsten Verbindungen ihn abzuschrecken, in welche er sich eingelassen hatte, suchte endlich einen Befehl auszuwirken, der ihn außer Stand setzte, noch mehr Thorheiten zu begehen.

Eben da dieser Befehl kommen sollte, und Nerran, ganz ruhig in allen seinen Ausschweifungen, seinen Oheim durch ein Gesuch von fünf und zwanzig Louisd'or noch mehr aufgebracht hatte, trat ein Mensch in Zernims Zimmer, auf den er sich bei dem ersten Anblick nicht besinnen konnte, aber bald ihn mit Entzücken als seinen Bruder umarmte.

Nach den ersten gegenseitigen Ergießungen der Liebe, kam die Rede auf den jungen Nerran, und darüber entstand zwischen beiden Brüdern folgendes Gespräch:

Belidor. Du stehst an, Bruder! giebst mir keine Antwort, wenn ich nach meinem Sohne frage! Er lebt doch?

Zernim. Ja, Bruder.

Belidor. Nun das ist ja alles, was ich mir vom Himmel erbeten habe. Warum quälst du mich ohne Ursach?

Zernim. Ach, lieber Bruder, ich wollt ihn dir nicht gern so mahlen, wie er ist.

Belidor. Kein Geheimniß Bruder! Ich verlange sein natürlich Bild zu sehen. Es ist nöthig, ich bitte, verheele mir nichts.

Zernim. Erstlich ist er ein wahrer Laffe.

Belidor. Er ist erst achtzehn Jahr alt.

Zernim. Nun was thut das? Und dann Bruder ist er ein eitler nachläßiger Mensch ohne Grundsätze.

Belidor. Das dacht' ich.

Zernim. Was? das dachtest du?

Belidor. Du wunderst dich, ich seh's wol, aber mahle nur dein Bild aus.

Zernim. Alle Tage in Gesellschaft mit den gefährlichsten Leuten, mit Spielern, Beutelschneidern, liederlichen Menschern, Wucherern, kurz, er ist der abscheulichste Verschwender des größten Vermögens. Nun? bist du noch ruhig?

Belidor. Das ist das Bild aller jungen Leute in der Hauptstadt, und ich habe nicht erwarten können, daß mein Sohn mit seinem lebhaften und empfindsamen Herzen, der allgemeinen Seuche hätte entgehen sollen. Ists das alles?

Zernim. Vor zwei Stunden ist er erst trostlos von mir gegangen, weil ich ihm 25 Louisd'or abgeschlagen habe, die er heute sehr nöthig brauchte. Vermuthlich ist sein Kredit erschöpft, und ich muß gestehen, ich habe mir dein zweijähriges Stillschweigen zu Nutze gemacht, sowol ihn in Ansehung deiner unruhig zu machen, als auch die Wucherer abzuschrecken ihn mehr zu borgen.

Belidor. Vortrefflich, Bruder! Das war meine Absicht Euch alle, und besonders meinen Sohn unruhig zu machen, von dem ich eine solche Beschreibung erwartete, wie du mir machst.

Zernim. Aber dein kaltes Blut, Bruder, ist mir —

Belidor. Unbegreiflich. — Nicht wahr? Erwarte den Ausgang.

Zernim. Wenn ich nun auch so ruhig bei seinen Ausschweifungen gewesen wäre? Verdrießlich, daß alle meine Vorstellungen nichts fruchteten, hab' ich einen Befehl ausgewirkt, ihn festzusetzen, den ich alle Augenblicke erwarte.

Belidor. Das ist nichts lieber Bruder! und nun nach meiner Zurückkunft kann dieser Befehl gar nicht ausgeführt werden. Es würde mir sehr unangenehm seyn, wenn ich von keinem andern Mittel die Besserung meines Sohnes erwarten sollte. Gefängnisse, wo alle Arten liederlicher Leute zusammen kommen, können eines Menschen Verderben vollenden, den gelindere Mittel auf den rechten Weg gebracht hätten. Man bringe zwei Buben zusammen, und sie werden beide in der Zukunft noch schlimmer. Du hast über diesen Punkt nicht als Vater gedacht, nimm mir's nicht übel.

Zernim. Aber was ist deine Absicht, um über seine Aufführung ihn zur Erkenntniß zu bringen und zu beschämen.

Belidor. Das will ich dir sagen. Du hast mich doch anfänglich kaum wieder erkannt, und das ist ein Zeichen, meine Gesichtszüge müssen sich sehr verändert haben.

Zernim. Jeder andre würde dich noch weniger als dein Bruder erkennen.

Belidor. Und noch weniger mein Sohn, der mich seit seinem siebenten Jahre nicht gesehn.

Zernim. Gewiß. Aber deine Gedanken?

Belidor. Höre! Du erinnerst dich doch des alten Bedienten noch, den ich bei meinem Sohn lassen, der mich aber durchaus begleiten wollte?

Zernim. Des guten Robert! o dessen erinnre ich mich sehr wohl.

Belidor. Ich habe ihn verloren, er ist schon seit zwei Jahren todt; eben so lange als ihr keine Nachrichten von mir erhalten habet.

Zernim. Noch verstehe ich dich nicht.

Belidor. Von der Zeit an faßt' ich den Vorsatz, den ich ausgeführt habe, und für sehr nöthig hielt.

Zernim. Und was hast du noch im Sinne?

Belidor. Robert soll nicht gestorben seyn, sondern dein Bruder. Von diesem Augenblick an bin ich der alte Robert, ist der alte Robert bei dir im Hause, und auf diesem Fuß mußt du mit mir umgehen.

Zernim. Lieber Bruder! ist das möglich —

Belidor. Was denn?

Zernim. Daß die Beschwerlichkeiten einer langen Reise —

Belidor. Mein Gehirn so zerrüttet haben — Nicht wahr? Nein Bruder! merke du dir nur Folgendes: dein Bruder war auf der Rückreise aus Indien, mit einem großen Vermögen — das ist Wahrheit — Sein Schiff ist in einem entsetzlichen Sturme untergegangen — das ist Fabel — Ich, der alte Robert habe das Glück gehabt, mich zu retten, habe die traurige Zeitung vom Schiffbruch und vom Untergange Belidors, und seines ganzen Vermögens überbracht. Uebrigens laß du Roberten machen was er will, stelle

dich betrübt, lege die Trauer sogar an. Dies ist alles, was ich verlange, das übrige ist meine Sache.

Umsonst widersetzte sich Zernim, er mußte versprechen; alles zu thun, was sein Bruder verlangte, und sogleich war das ganze Haus, und selbst ein Viertel der Stadt mit der traurigen Zeitung erfüllt, die Robert mitgebracht hatte. Er erzählte hundertmal von dem schrecklichen Sturme, darin Belidor umgekommen, und spielte seine Rolle so gut, daß alle Nachbarn, die ihn umringten, ohne ihn zu kennen, Thränen vergossen.

Aus einer geheimen Ursach kam Nerran ein paar Stunden nachher nach Hause, da schon alle Bedienten sich mit der unglücklichen Geschichte des Schiffbruchs trugen, davon auch er bald unterrichtet wurde. Bestürzt über eine solche Zeitung lief er zu dem Oheim, der ihm sein Unglück bestätigte. Er fragt nach Robert, er fliegt zu ihm hin, er umarmt ihn, will nichts weiter hören, und sinkt auf einen Stuhl. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die er verdient, seinen Vater beklagt er am meisten, und Robert, aufmerksam auf alle seine Bewegungen, zieht eine gute Vorbedeutung daraus, weil die Liebe nie ohne Hoffnung ist.

Er brachte den Rest des Tages in seinem Zimmer zu, ohne Robert gehen zu heißen, und ohne mit ihm zu reden, warf aber von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihn, dem ein Strom von Zähren folgte. Auch Robert weinte, und der junge Mensch hielt seine Thränen für den Ausdruck des Schmerzens eines treuen Bedienten über den Verlust des besten Herrn. Dieser Gedanke erweichte sein Herz noch mehr, so daß Robert es für Pflicht

hielt,

hielt, ihn allein zu lassen, und ihn zu bitten, einige Stunden zu schlafen. Eine Unterredung am folgenden Morgen mit Nerrans Bedienten, gab ihm Licht über alle seine Unordnungen. Der Kerl war ein wahrer Bedienter aus der Komödie, der alles Mögliche beitrug, seinen Herrn zu Grunde zu richten, weil er seine Rechnung dabei fand. Sobald also Robert mit Nerran allein war, sprach er mit ihm von seinem Bedienten, und nachdem er seine Einwilligung erhalten, ihn noch denselben Tag fortzuschicken, so bat er ihn, sich zu erinnern, daß er ehemals ihm habe dienen sollen, und ihm zu erlauben, den Rest seiner Tage ihm zu widmen. — Mir wollt ihr dienen? antwortete Nerran, mir? der ich jetzt in dem äußersten Elende bin? ach lieber Robert! fliehet das Unglück, das mich jetzt umringt — werde ich jemals im Stande seyn eure Dienste zu vergelten? — Seyn Sie deswegen ganz ruhig, erwiederte Robert, ich habe Gottlob mich, und so viel aus dem Schiffbruche mit mir gerettet, daß ich die noch übrige Zeit meines Lebens genug haben werde, und Ihnen nicht zur Last fallen darf. Erlauben Sie mir nur, daß ich Sie nicht verlassen darf, und ich werde mich für belohnt genug halten. Ich bin diese Erkenntlichkeiten meinem unglücklichen Herrn schuldig. — Nerran wurde gerührt, umarmte ihn, schickte den alten Bedienten weg, und Robert wurde zu seinem Nachfolger angenommen.

Nie war Nerran mit solchem Eifer bedient worden, als jetzt, und er empfand eine Achtung für seinen neuen Bedienten, die er noch nie gegen dergleichen Arten von Leuten empfunden hatte. Er unterhielt sich oft mit ihm über den erlittenen Verlust, und immer

war sein Vater der vornehmste Gegenstand des Schmerzens. Ach! setzte dann Robert hinzu, wenn Sie wüßten, wie lieb Sie ihm gewesen, wie viel ihm der Wunsch, Sie glücklich zu machen, Sorge und Unruhe gekostet, wie leicht ihm die sauersten Arbeiten durch diesen einzigen Gedanken geworden, Sie würden ihn noch lange nicht genug bedauert zu haben glauben. Robert, sagte er zu mir auf dem unglücklichen Schiffe, darin wir zurückreiseten, nein, Robert! ich schmeichele mir nicht, daß ich einen so vernünftigen Sohn finden werde, als ich wol finden könnte. Das Beispiel, das traurige ansteckende Beispiel wird ihn wol hingerissen haben; aber ich weiß doch, daß mein Sohn ein empfindliches Herz hat; wenn er mich sehen wird, wird doch meine Glückseligkeit sein Wunsch seyn; dieser Wunsch wird seine ganze Seele beschäfftigen, und der Leichtsinn der Jugend wird der Ueberlegung weichen. — So geschickt wußte sich Robert bei dem jungen Menschen einzuschmeicheln, der ihm die Hand drückte und ihn umarmte.

Sobald Robert sich der Liebe versichert hatte, so strebte er nach dem Zutrauen Merrans, er wünschte die Geschichte seiner ersten Jahre von ihm selbst zu hören. O liebster Robert! sagte Merran, davon wird euch die Zeit und mein Oheim mehr sagen, als mir lieb ist; ich fürcht' euch als wenn ihr mein Vater wäret; verlangt's nicht, daß ich euch meine Ausschweifungen und meine ganze schreckliche Lage entdecke. Aber Robert wußt' es ihm so nahe zu legen, daß er ihm einen Theil seiner Schulden gestand, ihm von den 25 Louisd'or sagte, die ihm sein Oheim diesen Morgen abgeschlagen, und hinzusetzte: wenn ich nur soviel hätte abtragen können, so

würde

würde der Wechsler des Uebrigen wegen mir Zeit gelassen haben. Aber ich habe nicht Wort gehalten, und nun weiß ich mir nicht mehr zu helfen: ich bin verloren. Robert erkundigte sich nach dem Namen und nach der Wohnung des Wechslers, und ging unter dem Vorwande einiger Geschäffte aus.

Indem er zurückkam, sah er aus Nerrans Zimmer eine kleine Figur herauskommen, zwar als Mannsperson ausgekleidet, aber in Roberts forschenden Augen nicht Mannsperson. Er ging zu Nerran herein, legte ihm eine Quittung hin, und sagte: Hier junger Herr, ist eine Quittung über 50 louisd'or, die für Sie bezahlt sind, nun hat's mit dem Rest Zeit, und Sie können frei ausgehen, und die Besuche wiedergeben, die Sie hier annehmen. —

Es ist wahr, antwortete Nerran, der junge Mensch —

Lieber Herr, erwiederte Robert, belügen Sie mich nicht. Der Page, der mit begegnete, war eine verkleidete Frauensperson.

I nu ja! guter Robert, ich wills euch gestehen; aber es ist ein ganz vortrefflich Mädchen, die mich unaussprechlich liebt.

Um Vergebung, sagte Robert, wir Leute, die wir die Welt gesehen haben, wir glauben von dergleichen Mädchen nicht viel Gutes.

Ach mein Freund, antwortete Nerran, aus dem Unglück was mich drückt, — wofern mein Oheim mich verläßt, wie ich fürchte, wird dies Mädchen allein euren Herrn retten. Ich will euch hierüber mein ganzes Herz entdecken. Ein Versprechen, was ich unterschrieben habe — Ihr seyd böse? Robert?

Robert. Ein Versprechen! was für eins?

Nerran. Keine Andere als sie zu heirathen. — Robert! wie viel Ungerechtigkeit, wie viel vorgefaßte Meinung ist in eurem Widerwillen. Ihr kennt Rosetten nicht, weder ihre Reitzungen, noch ihr Herz. Freilich sind ihre Sitten nicht immer so untadelhaft gewesen, als ihrs nach euren Vorurtheilen wünscht.

Robert. Nach meinen Vorurtheilen? sagen Sie lieber nach meiner Vernunft, oder vielmehr nach der Liebe zu ihrem Vater, dem eine solche Verbindung in Verzweiflung würde gestürzt haben.

Nerran. Ihre künftige Aufführung wird das Andenken ihrer ersten Jahre auslöschen. Und, Robert! sie ist reich, der unglückliche Nerran kann der Dürftigkeit, die ihm drohet, entrinnen.

Robert. Lieber Herr! dieser Umgang hat Sie an den Rand des äußersten Verderbens gebracht. Tiefer können Sie nicht fallen, als wenn Sie Rettung in Mitteln suchen, die Sie mit Schaam bedecken sollten. Mit diesen Worten ging Robert weg von Nerran und aus Zernims Hause.

Als sich der junge Mensch am andern Morgen von seinem treuesten Bedienten verlassen sahe, war sein Schmerz unbeschreiblich, aber seine Schwachheit für Rosetten konnte er nicht verdrängen; vielmehr eilte er zu ihr hin, um bei ihr Trost zu suchen. Aber wie groß war sein Erstaunen als man ihm den Zutritt versagte, und ihm andeutete, sich weiter nicht um sie zu bemühen. Er ist außer sich, er klopft an, er dringt herein, er sieht sich mit Leuten in einer unbekannten Livrey umringt, die ihm durch ihre Blicke und Gebehrden zu verstehen geben, er werde sich der größten Gefahr aus-

setzen, wenn er weiter dringe. Er geht zurück, und rächt sich an ihr durch einen Brief, voll der bittersten Vorwürfe.

Was macht sich Rosette aus seinem Zorn? Seit einigen Tagen hatte sich ein Fremder, der sehr reich zu seyn schien, neben ihrer Wohnung eingemiethet, ihr seine Liebe erklären lassen, und unter dem Vorwande, daß ihm eine Unpäßlichkeit nöthige, zu Hause zu bleiben, sie gebeten, indessen von seinen Leuten Bedienung anzunehmen. Und dieser Fremde war Belidor selber, der die Rolle eines reichen Spaniers spielte. Und durch diese Rolle entriß er den Händen dieser Person das Eheversprechen des jungen Nerrans, den sie gegen ein Geschenk von 4000 Thalern, dem neuen und reichen Liebhaber gern aufopferte. Sobald er seinen Zweck erreicht hatte, verschwand der reiche Spanier, und Rosette tröstete sich leicht mit der Summe, die sie von ihm gezogen hatte. Belidor dachte nun an nichts, als seinen Sohn wieder zu sehn. Zernim gab ihm Nachricht, daß man seit drei Tagen nichts von ihm gehöret habe. Belidor ward unruhig, man entdeckte aber bald, daß er zu einem Menschen gegangen sey, den er mit dem Namen eines Freundes beehrte, und der ein Spieler von Profession wäre. Belidor nahm seine Partie, spielte eine neue Rolle, und ging in einen Weinkeller, welchen der Bediente des Spielers oft besuchte. Er machte Bekanntschaft mit ihm, bezahlte für ihn und seinen Kammeraden, und erfuhr, daß die nächste Nacht bestimmt wäre ein paar Engländer auszuziehen, und daß der Spieler schon in ein paar Tagen die Karten und Würfel dazu bereitete. Er erfuhr, daß sich seit drei Tagen ein armer zu Grunde gerichteter

Mensch

Mensch bei ihm aufhalte, der, trotz, seines Unglücks noch so eine falsche Ehrliebe habe, daß er höchstens nur Zeuge von dem seyn wolle, was bei seinem Freunde vorgehen würde. Mit diesen Nachrichten eilte Belidor zu einem Kommissär, und entdeckte ihm alles. Man versprach ihm allen Beistand; eine starke Wache wurde zur rechten Zeit an den bestimmten Ort geschickt, die betrügerischen Würfel und Karten entdeckt, und Nerran mit seinem Freunde ins Gefängniß geführt. — Hier hatte Nerran Gelegenheit, traurige Betrachtungen über seine bisherige Aufführung anzustellen. Aber wie erstaunt und beschämt war er, als am folgenden Tage sein lieber Robert zu ihm hereintrat! Er warf sich in seinen Arm, ohne daß Herz zu haben ihn anzusehen, benetzte ihn aber mit seinen Thränen. Ach, mein lieber Robert, rief er, seht, in welchen Abgrund ein unordentliches Leben stürzt! Ich war in der Wahl meiner Freunde nicht vorsichtig genug, darum kam ich in Verbindung mit dem Menschen dort, der traurig und niedergeschlagen da sitzt. Er kann sein Schicksal verdient haben; aber glaubt mir, ich bin unschuldig, und habe an seinen schlechten Handlungen keinen Theil. O, Robert, sucht meinen Oheim auf, bittet ihn, mich zu befreien, und mir Gelegenheit zu verschaffen, nach Ostindien zu gehen, wo mein Vater so lange für einen undankbaren Sohn gearbeitet hat. — Wie unschätzbar ist mir eure Theilnehmung, lieber Robert! aber ihr müßt nicht weinen.

Es wird sich alles finden, sagte Robert, indem er sich wieder faßte; aber vor allen Dingen müssen Sie sich von diesem Menschen trennen, den Sie ihren Freund nennen. Wenn sie an seinen Niederträchtigkeiten

nicht

nicht Theil haben, so fodern Sie eine Kammer allein. — Ich lese Ihre Antwort in Ihren Augen, ich will's besorgen.

Nerran folgte dem guten Robert mit Freuden; als ihm sein Freund nachrief: „Du willst mich verlassen Freund!„ Zu spät für mein Glück antwortete Nerran. Laß mich Unglücklicher! Ich habe deine Beschämung mit dir theilen müssen, aber du weißt, daß ich deine Schande nicht mit dir getheilet habe. Ich will der erste seyn, der deinen Richtern deine schändliche Aufführung entdeckt.

Verschonen Sie ihn in seinem gegenwärtigen Zustand mit Vorwürfen, sagte Robert, und brachte ihn in eine andre Kammer. Den andern Tag wirkte er seine völlige Befreiung aus, und Nerrans Freund wurde verurtheilt, innerhalb 6 Stunden die Hauptstadt zu verlassen, und sich nicht wieder daselbst betreten zu lassen. Nerrans Freude war unbeschreiblich, und Robert mehr als einmal in der Versuchung ihn Sohn zu nennen. Doch entschloß er sich noch einige Tage zu warten, um von seiner Besserung noch vollkommener überzeugt zu werden. Er ging mit ihm nach seines Oheims Hause, und weil der eben aufs Land gereiset war, beredete er ihn, mit ihm auszugehen. Als sie mit Einbruch der Nacht zurückgingen, sahe Robert eine Degenspitze gegen Nerran gekehrt. Er warf sich zwischen die Spitze und Nerran, und empfing den Stoß: und rief: Ach, unglücklicher Delpon! — so hieß der Spieler — Ich sterbe! O, mein Sohn! ich sterbe. Meine Liebe ist gekrönt, ich habe dein Leben gerettet.

Nerran, außer sich, bemerkte nicht die Flucht des Mörders, aber das Wort Sohn, zweimal wiederholt, machte, daß er nach Hülfe rief, und man brachte beide in ein nahe gelegnes Haus. Als der Verwundete seine Augen wieder öffnete, rief er: Ja Nerran, ja ich bin dein Vater. Nerran stürzte bei diesen Worten zu seinen Füßen nieder. Ach! rief er, ich möchte vor Schaam vergehen, daß ich Sie verkannt habe, bey alle dem was Sie für mich thaten. Solche Liebe kann nur die Natur einflößen. O bester der Väter! leben Sie, um meine Dankbarkeit zu sehen. — Zum Glück war die Wunde nicht tödtlich, und sein Vater lebte, die Besserung seines Sohnes, den schönsten Lohn seiner Sorgen und seiner Mühe zu sehen.

Der Fürst von Menzikoff, der nach seinem Falle einem Officier, den er auf seiner Reise nach Siberien antraf, die Geschichte seines Unglücks erzählte, schloß mit diesen Worten: „Der Verlust meiner Ehre, aller „meiner Güter und sogar meiner Freiheit, würden mir „nicht einen einzigen Seufzer ablocken; aber„ — — Er wollte weiter reden — konnte es nicht — vergoß einen Strom von Thränen, — und zeigte auf seine Kinder. — „Ihr Anblick„ — fuhr er endlich fort — „ist meine einzige Strafe — und diese währt, „so lange ich lebe. Diese unschuldigen Opfer sind in „dem Schooße der Größe und des Ueberflusses geboren, „und jetzt haben sie Mangel an allem — ohne Mit„schuldige dessen zu seyn, was man mir vorwirft, thei„len sie meine Ungnade und mein Unglück mit mir.„

Als

Als er hernach in Tobolsk, der Hauptstadt Siberiens, ankam, drang ein während seiner Ministerschaft dahin Verwiesener sich durch den Haufen des Volks, und bewarf mit einer ausgedachten Rache das Gesicht des Sohnes und der Tochter des Fürsten mit Koth. „Nein„ — rief der Vater, vom äußersten Schmerz durchdrungen — „mir wirf den Koth ins Gesicht, „und nicht diesen unglücklichen Kindern, die dir nichts „zu Leide gethan haben.„

Die letzten Worte, die dieser in seiner Verweisung sterbende, bis zum letzten Augenblicke seines unglücklichen Lebens für das Glück seines Prinzen und dessen Schwestern äußerst bekümmerte Vater sagte, waren diese: „bis jetzt sind eure Herzen unverdor„ben. Ihr werdet eure Unschuld weit besser in dieser „Wüste erhalten — als am Hofe. Geht ihr einst „wieder dahin zurück —: so erinnert euch der Bei„spiele, die ich euch gab!„

Ein Fürst verlor seine einzige sehr geliebte Tochter und bald nachher den Erben seines Throns — und weinte nicht. — Nach einigen Wochen starb einer seiner Bedienten, den er sehr liebte — und der Fürst weinte laut. Man wunderte sich. „Ach, — sagte er — „kleine Unglücksfälle beweint man wol: — aber „die größern betrüben zu sehr. Für meinen jetzigen „Verlust habe ich Thränen: für den, den ich vor kur„zem erlitt, — für den — hatt' ich keine!„

Als die Königin von Dännemark, Karoline Mathilde, auf die Festung Kronenburg gebracht war, hört sie die Stimme ihrer Tochter, und fliegt zu ihr: „Auch du hier — unschuldiges liebes Geschöpf! O so „ist deine arme Mutter nicht ganz unglücklich!„ Sie nimmt die Prinzessin in ihre Arme — küßt sie tausendmal, und benetzt ihre Wangen mit einem Strome von Thränen.

Als die Königin nach Zelle abging, mußte sie sich von ihrem einzigen Troste, ihrem einzigen Gute, von ihrer geliebten Tochter, trennen. Lange benetzte sie sie mit heißen Thränen — lange drückte sie sie an ihr Herz: aber ein Ruf — ein Wink, ein Lächeln der Tochter, sind eben so viele Fesseln, um die zärtliche Mutter zurückzuhalten. Sie ermannt sich endlich — nimmt die Geliebte noch einmal in ihre Arme — giebt ihr den letzten Kuß — scheint ihre ganze Seele darin zu ergießen, übergiebt sie ihrer Hofdame, und ruft wehmüthig aus: „Fort — fort —! Nun habe ich „nichts mehr hier!„

Kapitain Asgill, ein junger neunzehnjähriger Herr, der einzige Sohn seiner ihn zärtlichst liebenden Eltern, gerieth bekanntlich durch die Kapitulationsartikel von Yorktown in die Amerikanische Gefangenschaft, und ward vom General Washington, um den Forderungen des Wiedervergeltungsrechtes ein Genüge zu thun, zum Tode bestimmt. Ein jeder, der bei den traurigen Schicksalen anderer nicht gleichgültig ist, bemitleidete ihn — niemand aber nahm an der Gefahr, die ihm drohe-

drohete, mehreren Theil, als diejenigen Mütter, die durch die öffentlichen Zeitungen erfuhren, daß der gefangene Asgill noch eine Mutter habe, deren Mann einige Stunden vorher, ehe sie die Nachricht von der unglücklichen Lage ihres Sohnes erhalten, von den Aerzten aufgegeben, und folglich nicht im Stande war, von diesem Unglücke unterrichtet zu werden — und eine Tochter, die eben damals im Fieber und in der Raserei lag — nur über ihren Bruder schrie, und, wenn sie einmal einen vernünftigen Augenblick hatte, nach bessern Nachrichten von ihm forschte. Als es im Jahre 1782 bekannt ward, daß des Hauptmanns äußerst bekümmerte Mutter an den Grafen von Vergennes geschrieben, und ihn gebeten hatte, sich für ihren Sohn, bei dem General Washington zu verwenden; sahen alle gute Mütter der Antwort des Grafen mit einer Sehnsucht entgegen, als wenn sie über ihr eignes Schicksal entschied — freueten sich, als selbige nicht nur ihren begründeten Erwartungen entsprach, sondern selbige in der That übertraf, und dankten dem Himmel, als sie Asgillen gerettet, und seine trostlose Mutter beruhigt sahen.

Bei Ingolstadt nahm man einer armen Frau ihren einzigen Sohn, und machte ihn zum Soldaten. Sie bat um seine Loslassung: aber umsonst. Endlich ging sie alle Tage in eine gewisse Kirche, und bat die Mutter Gottes beständig um die Befreiung ihres Sohnes. Als dies aber auch nicht half; nahm sie dem Marienbilde das Kind aus den Armen, stellte es in einen

Winkel, und sagte: „Nun kannst du fühlen, wie es „thut, wenn man kein Kind mehr hat.„ Dies machte so viel Aufsehen, daß sie ihren Sohn wieder erhielt.

Als vor einigen Jahren Messina unterging, entrug der Marquis von Spadera seine betäubte Gattin der Gefahr, unter dem Schutte ihres einstürzenden Hauses begraben zu werden. Er erreichte mit ihr eine Barke und sah sich also gesichert. Hier erwachte sie — und da war ihr Sohn, nachdem sie sich vergebens umsah — ihr erster Gedanke. Sie fragte, wo er sey? Ihr Gemahl bedeutete ihr, daß es unmöglich gewesen, auch ihn davon zu bringen — und bat sie, dem Himmel für ihre Rettung zu danken, und ihr Kind seinem Schutze zu empfehlen. „Ach„ — rufte sie — „man siehts — man siehts, daß du nur Vater, nicht „Mutter bist!„ — riß sich aus den Armen ihres Mannes — und eilte ihrem bereits wankenden Hause mit der möglichsten Schnelligkeit zu. Sie erreichte es vor seinem Einsturze, und fand ihr Kind ruhig in seiner Wiege schlafend. Ein angenehmer Traum schien den schlummernden Engel zu erfreuen. Als es die angstvolle Mutter weckte, schlug es ihr mit einem süßen Lächeln die kleinen Händchen um den Hals. Die Mutter drückte es an ihr fürchterlich schlagendes Herz — eilte einer Treppe zu — fand diese in Flammen — sah, wohin sie sich wendete, nichts als die rothen Gluten des alles verzehrenden Feuers, — ward endlich von ihnen ergriffen, und sank in ihren Schlund herab. „Ach„ — rufte sie — indem sie ihr Kind mit ihren Armen umschlang,

schlang, ihren Mund auf des Knaben Mund drückte — und mit ihm hinstürzte — „ach mein Sohn — „mein Sohn!„

Ein unnachahmlicher Gedanke scheint mir die bekannte Idee des großen Rubens zu seyn, der auf einem in der Kirche zu Antwerpen befindlichen Gemälde, welches die Herabnehmung des Erlösers vom Kreuze vorstellt, die Mutter desselben in der rührendsten Betrübniß, dabei aber in einer solchen Stellung, und mit einem solchen sorgsamen, bekümmerten, ängstlich umherfliegenden Blicke abbildet — als ob sie fürchte, daß man ihrem todten Sohne noch im Herabnehmen einigen Schaden zufügen möge.

Elisabeth Ebert, Tochter eines alten Grenadiers bei dem Regimente Royal-Deux-Ponts, heirathete am 3. April 1780 Heinrich Gabel, einen Grenadier eben dieses Regiments, kurz vorher, ehe er sich nach Amerika einschiffte. Sie brachte am 20. Merz 1781 zu Rhode-Island eine Tochter zur Welt. Das Regiment ging im Monat May von da nach Yorktown in Virginien ab. Elisabeth trug auf dem Wege ihr Kind bald auf den Armen, bald auf den Schultern, und wurde von Amerikanern wahrgenommen, die in Menge herbeikamen, das französische Heer vorbeiziehen zu sehen. Verschiedene von ihnen wurden von Bewunderung dieser guten Mutter eingenommen,

und thaten ihr den Antrag, ihr ihr Kind abzukaufen, und sie eben dadurch von einer Last zu befreien, die ihr sehr beschwerlich seyn müßte. Sie wieß sie aber standhaft und bisweilen mit der ganzen Lebhaftigkeit, ja mit dem Nachdrucke eines Grenadierweibes ab. Das Regiment Royal-Deux-Ponts kam nach Harford, der Hauptstadt der Landschaft Konnektikut, woselbst sich das Kriegsheer versammelte, und liegen blieb. Hier thaten verschiedene amerikanische Familien der Elisabeth eben diesen Antrag, ihr Kind zu verkaufen, und boten ihr auf 150 und 200 Piasters dafür. Sie setzten ihr lebhaft zu, sie aber sagte zu ihnen: Lasset mich in Ruhe, ich wollte euch mein Kind für euer ganzes Amerika nicht geben. Endlich erbot sich ein reicher Mann zu Harford mit seinem Weibe, die schon sehr lange im Ehestande lebten, und keine Kinder hatten, ihr Kind für das ihrige zu erkennen, und anzunehmen, ihm ihr ganzes Vermögen zu vermachen, und den Kontrakt davon von den weltlichen und geistlichen Gerichten bestätigen zu lassen. Aber auch so verführerische Anerbietungen konnten die mütterliche Liebe nicht in dem Herzen dieser verehrungswürdigen Mutter ersticken; und sie trug ihr Kind lieber von Rhode-Island nach Virginien, und von Virginien nach Boston, und also einen Weg von 650 Meilen. — Die französischen Generale und die Befehlshaber des Regiments Royal-Deux-Ponts belohnten diese Treue, und schenkten der Mutter und dem Kinde 25 Louisd'or.

In Uffenheim, einem in Franken gelegenen Anspachischen Städtchen, kam im Jenner 1785 eines Horndrehers Frau in die Wochen. Der Vater bemühete sich bei zweien vermeintlichen Freunden umsonst, sie zur Uebernehmung der Gevatterschaft zu bewegen. „Armes Kind„ — rufte er mit innigster Rührung aus, und beugte sich mit Thränen über das Wochenbette — „so mußt du schon am ersten Tage deines Le„bens verlassen seyn!„ — Endlich bezeigte sich der Bruder seiner Frau geneigt, dem Kinde die ihm versagte Liebe zu erweisen. Gut — aber zu spät für die allzuheftig gerührte Wöchnerin. Diese ward von einem heftigen Fieber befallen — starb — und hinterließ ihrem Manne den kleinen Säugling, und das schmerzhafte Andenken ihres traurigen Endes.

Der Römische Kaiser, Ludewig der Erste mit dem Beinamen der Fromme, erlebte das Unglück, daß sich seine Kinder gegen ihn empörten. Einer derselben, Prinz Ludewig, sah sich von den Seinigen verlassen — begab sich nach Augsburg, warf sich seinem Vater zu Füßen, und erhielt seine Verzeihung. Sein Bruder Lotharius folgte seinem Beispiele, und auch ihm verzieh der Vater. Der dritte Bruder Pipinus ward gleichfalls begnadigt. Der Kaiser begnügte sich damit, ihn nach Trier mit dem Befehle zu schicken, sich daselbst so lange aufzuhalten, bis er es ihm erlauben werde, nach Aquitanien zurückzukehren. Als dieser Großmuth ungeachtet Lotharius zu rebelliren fortfuhr, und endlich gänzlich bezwungen ward, ward er seinem Vater und

Sieger vorgeführt. Dieser empfing ihn in seinem Zelte auf dem Throne. Er sah ihn mit einer aufgebrachten Miene an, und befahl ihm niederzuknien, indem er erklärte, daß er es ihm nur in dieser Stellung erlaubte, um Verzeihung zu bitten. Lotharius gehorchte: aber nun ward der Kaiser mit einemmale wieder Vater. Er stieg schnell vom Throne herab — hob seinen Sohn auf, umarmte ihn, und verzieh ihm alles.

Als der Kaiser starb, baten diejenigen, die um ihn waren, seinem Sohn Ludewig zu verzeihen. „Ach — rief er seufzend — „er ist schuld an meinem Tode. „Indessen — ich will ihm vergeben. Aber erinnert „ihn doch daran, daß Gott alle Kinder, die sich wider „ihren Vater auflehnen, zu strafen gedrohet.„ Selbst in diesem Verweise lag der Wunsch verborgen, daß Ludewig sich von seinem Unrechte überzeugen, und derjenigen Strafe zu entgehen suchen möge, deren er sich würdig gemacht.

Kaiser Heinrich der Vierte hatte Davids Schicksal. Sein Sohn erregte wider ihn einen Aufruhr, und trieb ihn ins Elend. Der Herzog von Lothringen nahm sich des unterdrückten Vaters an, der ihn aber bat: „Gott wird Dir in der gerechten Sache beistehen: aber „schone — ich flehe Dich an — schone meines Soh„nes Leben, damit er nicht in seinen Sünden wegge„rafft werde, und ewig verderbe!„

Ein junger verheiratheter Bauer ward eines groſsen Vergehens halber auf 4 Jahr zum Schanzen verurtheilt. Sein noch ziemlich rascher Vater kam, und bot sich an, die Strafe für seinen Sohn zu tragen, und führte zur Ursach an: Er hätte noch Kräfte genug, vier Jahre zu arbeiten, so daß die Herrschaft nichts verlöre — stürbe er dann; so wäre alles vorbei, wohingegen sein Sohn, ein junger starker Mann, seine Schande lange Jahre tragen und auch seine arme unschuldige Kinder darunter leiden würden. Nun könnte er sich bessern, die vier Jahr über seiner Wirthschaft wahrnehmen und noch lange ein braver Mann seyn, damit wäre den Kindern und der Herrschaft mehr gedient, als mit ihm, einem alten Manne, den das Unglück seines Sohnes zur Erde drücken würde. Herr Oberpfleger G. stellte ihm vor; er könnte den Unschuldigen nicht statt des Schuldigen strafen. Der alte Mann sagte: „Vater und Sohn wäre einerlei.„ — „Euer Sohn„ — sagte der Oberpfleger — „würde das „für euch nicht thun.„ — „Darum„ — erwiederte der Alte — „ist er auch mein Sohn, und nicht alt „genug, alles recht einzusehen.„ Herr G. erstattete einen Bericht an die Regierung, und der junge Bauer ward seines treuen Vaters wegen begnadigt.

Einer von der Nation der Chaktas sprach einmal schlecht von der französischen, und bediente sich auch dieses Ausdrucks, daß die Kolepisses ihre Sklaven und Hunde seyn. Tichu-Mingo, ein Wilder der letzten Nation, den dieses sehr kränkte, tödtete ihn und flüch-

tete nach Neu-Orleans. Die Nation der Chaktas, die den Mord rächen wollte, schickte Abgeordnete nach Neu-Orleans, und verlangte die Auslieferung des Thäters. Man suchte sie zu besänftigen; allein alles war verloren. Man sahe sich also genöthigt, ihnen denjenigen zu überliefern, den sie verlangten. Er beklagte nicht sich, sondern seine Gattin, seine vier unerzogenen Kinder, und seine alten schwachen Eltern, die er bisher ganz allein mit dem, was er von der Jagd zurückgebracht, zu unterhalten und zu ernähren gesucht. Als er zum Tode hingeführt ward, empfahl er sie den Franzosen: „Versorgt sie„ — sagte er — „weil ich für „die Vertheidigung Eurer Ehre starb!„ — Sein Vater, der ihn reden gehört, trat mitten zwischen beiden zur Vollstreckung des Todesurthels versammelten Nationen hervor — erklärte, daß er den Entschluß gefaßt, für seinen Sohn, dessen Erhaltung der Welt und den Seinigen weit nothwendiger sey, in den Tod zu gehen — umarmte seine Freunde und Verwandte — drückte seine Enkel ans Herz, wendete sich hierauf zu den Angehörigen des Ermordeten, und bot ihnen statt seines Sohnes Kopf den seinigen an. Da die Barbaren ihn anzunehmen grausam genug waren; so ward dieser sogleich durch den Schwerdtstreich des Henkers vom Körper getrennt. Der Sohn mußte denselben von der Erde aufheben, und ihn denjenigen darreichen, die durch dieses Opfer ihre Rachsucht und ihren Blutdurst befriedigt sahen. „Verzeih mir„ — sagte der junge Mann, indem er dieser entsetzlichen Pflicht ein Genüge leistete — „verzeih mir deinen Tod — und „erinnere dich mein im Lande der Seelen!„

* * *

Verzeih's euch Gott, ihr Kinder, wenn ihr das, was Vater und Mutter auch an euch thaten — denn wer bist du, der du nichts empfangen hättest? — undankbar übersehen, und die treueste Liebe kalt mit Füßen getreten habt. Verzeihs euch Gott! — —

VII.

Wenn deine Eltern dir was ernstlich untersagen: so folge, ohne sie, warum? vorher zu fragen.

Rudolph — war ein gutes Kind. Seine Eltern hatte er lieb und wurde auch wieder von ihnen geliebt. Er hatte einen kleinen Nachbar, welcher Wilhelm — hieß. Dieser bat ihn nun, so oft er ihn sahe, daß er ihn besuchen mögte, versprach auch, daß er wieder zu ihm kommen wollte. Da wollten sie mit einander spielen und recht vergnügt seyn.

Rudolph hatte hierzu große Lust, und bat seinen Vater sehr oft, ihm den Umgang mit Wilhelm zu erlauben. So oft er ihn nun bat, so oft erhielt er auch abschlägige Antwort. Nun hätte er gern wissen mögen, warum ihm doch der Vater nicht erlauben wollte, mit einem so stillen und freundlichen Kinde umzugehen. Er konnte es aber niemals erfahren. Der Vater sagte allemal: Du weißt Rudolph, daß ich dich lieb habe,

und

und nichts von dir verlange, als was dir gut ist, und nichts verbiete, als was dir Schaden thut. Du kannst also gewiß glauben, daß ich auch meine guten Ursachen dazu habe, warum ich dich mit Wilhelmen nicht will umgehen lassen.

Dabei beruhigte sich denn Rudolph, und gehorchte dem Vater. Wann ihn Wilhelm zu sich bat, oder sagte, daß er zu ihm kommen wolle, so gab er ihm allemal zur Antwort: es geht nicht an, lieber Wilhelm, der Vater erlaubt es mir nicht. Da ließ er ihn endlich zufrieden.

Nach etlichen Jahren spürte man eine sehr merkliche Abnahme an Wilhelms Kräften. Sein Wachsthum hörte auf, seine Wangen wurden bleich, er bekam blaue Ringe um die Augen, ja man merkte gar deutlich, daß er dumm wurde, indem er auch die leichtesten Sachen nicht begreifen konnte.

Rudolph hingegen wuchs empor, und wurde schlank, wie eine junge Tanne, sein Gesicht blühte, wie eine Rose; jedermann bewunderte seinen Verstand. Da merkte er nun wol, daß der Vater es gut mit ihm gemeint habe, da er ihm den Umgang mit Wilhelm verbot.

Im zwanzigsten Jahre schrumpfte Wilhelm gar zusammen, und starb unter großen Schmerzen. Und Rudolph wurde ein gesunder und schöner Mann. Er erfuhr nun auch, daß Wilhelm durch heimliche Sünden seinen Leib geschwächt und seine Gesundheit zerstört habe, und daß er von diesen Sünden ebenfalls würde angesteckt worden seyn, wenn ihm der Vater erlaubt hätte, diesen elenden Knaben zu besuchen.

Da wurde er so gerührt, daß er weinen mußte. Er suchte seinen lieben Vater auf, umarmte ihn, und weinte an seinem Halse. „O mein Vater! mein Erretter, sagte er; wie lieb haben Sie mich gehabt, und wie redlich für mich gesorgt! Was für ein elendes Gerippe würde ich jetzo seyn, wenn Sie mich von dem Umgange mit dem unglücklichen Wilhelm nicht abgehalten hätten! Ach oft war es mir schwer, Ihnen zu gehorchen, oft, vergeben Sie es mir, oft bin ich auf Sie unwillig gewesen. Aber nun — nun bin ich durch Ihre Güte so gerührt, daß ich lebenslang dafür dankbar seyn werde.„ — O wenn doch alle Kinder glaubten, daß es ihre Eltern gut mit ihnen meinen! Wenn sie ihnen doch alle gehorchten!

VIII.

Wie sehr sich Kinder durch Ungehorsam gegen ihre Eltern schaden.

Es waren zwei Brüder. Der älteste mochte ungefähr eilf, der jüngste zehn Jahr alt seyn. Beide wurden von ihren Eltern gar sehr geliebt. Ihr Vater, der ein Kaufmann ist, mußte oft in Geschäfften große Reisen zu Pferde thun. Er pflegte alsdann, zu seiner Vertheidigung gegen Straßenräuber, ein paar geladene Pistolen mit sich zu führen. Wann er zurückkam, schoß er diese vorher gemeiniglich los, oder zog die La-

dung

dung zu Hause heraus, damit niemand sich oder andern Schaden damit thun möge. Demungeachtet verbot er seinen Söhnen oft, sowol diese Pistolen, als auch irgend ein anderes Schießgewehr, in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wüßten. Ueberhaupt aber gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen seyn würden, mit dergleichen Gewehren niemals zu spaßen, weil daraus schon oftmals großes Unglück entstanden wäre.

Nach einigen Tagen kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück: weil er aber im Kurzen wieder von neuem abzureisen gedachte, so hatte er dießmal seine Pistolen nicht losgeschossen. Er legte sie in seine Kammer. Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht: denn er hatte es ihnen ja ein- für allemal verboten.

Aber was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Christian (so hießen die beiden Knaben) in eben dieser Kammer. Die Pistolen lagen auf dem Tische. Laß uns einmal Soldaten spielen, sagte Wilhelm zu seinem Jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm, und ihm die andere reichte. Du! antwortete Christian, weißt du nicht, das es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren? — Wol wahr, sagte Wilhelm; aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind; und verderben werden wir ja auch nichts daran. Sieh, ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß (und so zog er den an beiden Pistolen auf). Nun stelle dich dahin und gieb Acht, wie ich kommandire. Wenn ich Feuer rufe, so mußt du abdrücken. — Schon standen beide gegen einander über, und Wil-

helm kommandirte: Achtung! Präsentirt das Gewehr! legt an! Feuer! — Mit diesen Worten drückten beide los, und beide fielen nieder und wälzten sich in ihrem Blute. Auf den Knall der beiden Pistolen kam die Mutter voller Bestürzung herbei gerannt, und o Himmel, welch ein Anblick! Ohnmächtig sank sie bei ihren Kindern nieder, die in diesem Augenblicke den letzten Athemzug thaten. Da sie von dem herbeigelaufenen Hausgesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren sie schon verschieden.

Den lauten Jammer der Mutter, welcher darauf erfolgte, und das stumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bei seiner Zuhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben.

IX.

Mutterfluch.

Albrecht, einst Hofklempner bei dem hochseligen Könige Friedrich dem Einzigen, als ein rechtschaffener und in seinem Fache verdienstvoller Mann bekannt, kam auf das Sterbebette. Er hatte einen Sohn, welcher in der Fremde sein Handwerk erlernte. Nicht sowol zu seiner als zu der Mutter Beruhigung wurde er nach Hause geholt, losgesprochen und alles so eingeleitet, daß der Sohn die Stelle seines Vaters erhielt.

Bei

Bei Dienstvergebungen, sie mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, wendet bekanntlich der Neid alles an, die Fähigkeit desjenigen, welcher das Amt erhält, zu vermindern. Tritt der Fall ein, daß der Erhaltene seinem Dienste wenig oder gar nicht vorstehen kann; so erficht der Neid den herrlichsten Sieg. Dies erfolgte bei dem jungen Albrecht.

Den meisten wollte es durchaus nicht in Kopf, daß der König ihm eine Stelle gab, zu welcher weit wichtigere und kenntnißvollere Leute vorhanden waren. Viele behaupteten, daß er dem Geschäffte seines Vaters gar nicht vorstehen könnte; daß er weder die gehörige Geschicklichkeit, noch weniger Erfahrungen hätte. Was half es aber? Albrecht hatte den väterlichen Dienst. Er war von dem hochseligen Könige dazu bestätiget. Wer wollte ihm seinen Besitz entreißen?

Der Vater starb. Der Sohn heirathete eine brave Frau, welche eine privilegirte Destillateur-Handlung und eine beträchtliche Nahrung hatte. Seine Mutter behielt er bei sich. Damals lebte er in einem Zeitpunkte, wo er Thaler auf Thaler verdienen konnte. Auf diese Art genoß Albrecht ein Glück, welches oft tausende entbehren müssen.

Leider lehret die Erfahrung, wie oft derjenige, bei welchem das Glück einkehrt, dadurch übermüthig wird, dieser fruchtbringenden Gefährtin des Lebens Hohn spricht und dadurch sein Wohlseyn desto schneller untergräbt. Davon gibt Albrecht ein warnendes Beispiel. Statt, daß er alles hätte anwenden sollen, ein treuer Unterthan zu werden, das Versäumte nachzuholen, sich zu einem bessern Weltbürger zu bilden, bewies er in allen seinen Handlungen sein wollüstiges und äußerst

niederträchtiges Herz. Der schöne Verdienst wurde auf das schändlichste verschwelgt, und sein braves Weib auf das schändlichste behandelt. Nüchtern zu seyn, hielt er sich für eine Schande. Die vollen Burgunder und Champagner Bouteillen aber aus dem Fenster zu werfen, rechnete er sich zur größten Ehre. In Sättigung der Triebe beschämte ihn jedes Thier. Dieses hat seine Zeit, Albrecht niemals. So verging ein Tag nach dem andern in Schlemmen und Prassen, in Schwelgerei und Büberei. Gegen jeden seiner Nebenmenschen wurde er grob und unverschämt; gegen seine Untergebene ein Barbar. Seine alte ehrliche Mutter behandelte er auf das himmelschreiendste. Bei den Haaren zog er sie auf der Erde herum, prügelte sie, stieß mit den Füßen nach ihr, und äußerte den Vorsatz, sie aus dem Hause zu schmeißen. Sardanapal schien wirklich gegen diesen Bastard der Menschheit noch ein Engel zu seyn. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß das Glück sich von demjenigen entfernte, welcher mit allem Rechte zu dem Auswurfe des Menschengeschlechtes gehörte.

Merkwürdig bleibt die Prophezeihung eines schon bejahrten Mannes, welcher aus keinem vornehmen Stande zu seyn, aber desto mehr Erfahrungen und Kenntnisse der Welt zu besitzen schien. Dieser Greis kam bisweilen in ebendenselben Laden, ein Gläschen zu trinken. „Hören Sie, sagte er zu einem jungen Ber„linschen Bürger: dem Manne (Albrecht) wird, kann „es nie wohl gehen: die Schrift müßte lügen, und der „Gott im Himmel kein gerechter Gott seyn: denn ich „kam einmal dazu, als dieser Unmensch seine alte Mut„ter auf der Erde an den Haaren herumzog und sie auf

„das abscheulichste prügelte. Ich, fuhr der alte Mann „fort, werd es nicht erleben, aber Sie: Sie sind ein gu„tes Theilchen jünger als ich. Sie werden es erleben, „daß es mit diesem Undankbaren ein schreckliches Ende „nimmt. Dann denken Sie an mich.„

Der Greis trank aus, bezahlte seine Zeche, ging, und soll noch wieder kommen. Ob er ein Prophet war? Das sollen die Leser gleich finden.

Sobald der Mann seine Pflicht nicht erfüllet, sein Gewerbe an den Nagel hängt, Treue und Glauben bricht, den Thron seines Königes mit Lügen belagert, Mutter und Weib durch seine Tyrannei unter die Erde bringt; so fliehen Religion und Rechtschaffenheit, Glück und Segen von dem Unmenschen. Alle seine Handlungen bilden ihn zum gehässigsten Teufel. Albrecht war jetzt auf diesem Wege.

Ungeachtet sein jammerndes Weib alles anwandte mit dem Laden noch einige Groschen zu verdienen, so unterlag der Segen dem Fluche. Die Nahrung ging zu Grunde, die Schulden hatten sich längst gehäuft. Steuern konnte er ihnen nicht mehr. Der Zeitpunct kam, wo er das Haus, welches ihm sein braves Weib Schuldenfrei zubrachte, mit dem Rücken ansehen und in den Händen seiner Gläubiger lassen mußte. Auch bei diesem Vorfalle verließen ihn sein Trotz und Unverschämtheit nicht. Er suchte den hochseligen König mit Bittschriften zu verfolgen, und in denselben unter andern zu sagen: „Die Kreditoren hätten ihm sein Haus „genommen. Der König sollte es wiederschaffen oder „ein neues bauen lassen.„ Wer einigermaßen mit dem Charakter Friedrichs des Einzigen bekannt ist, wird wissen, wie groß die Güte und Langmuth dieses so gro-

ßen

ßen Helden in solchen Fällen war. Statt nach Spandau zu kommen, wurde er blos abgewiesen. In seiner Lage wäre freilich das erste das beste gewesen.

Albrecht hatte noch einen würdigen Bruder. Dieser war Kriegsrath und ein vermögender und rechtschaffener Mann. Leider wußte er nur zu gut die schlechte Wirthschaft seines niederträchtigen Bruders. Bei seinem Absterben vermachte er ihm jährlich ein Legat von funfzig Thalern. Des Kriegsraths Absicht war edel. Er sah das traurige Schicksal seines unglücklichen Bruders voraus, und wollte ihm dieses etwas erleichtern. Was half aber diese Summe einem, welcher gewohnt war, in einem Tage soviel, und noch mehr zu verschlemmen?

So schnell er einst auf die Sprosse des Glückes stieg, eben so schnell kam er jetzt auf die Sprosse des Elendes. Er wurde weniger als der ärmste Bettler. Dieser findet doch noch hie und da eine Freistätte, trifft einen Menschen, welcher ihn bedauert, ihm ein Stückchen Brodt, etwas Geld giebt, aber Albrecht? — Da er voll Ungeziefers wurde, so ließ ihn niemand mehr in das Haus. Hatte er auch einige Groschen und wollte eine Bouteille Bier trinken, so versagte man ihm dieselbe. Des Nachts lagerte er sich, wo er eine Stelle fand. Im Sommer hielt er sich meistentheils im Lustgarten auf. Sein ganzes Vermögen trug er in der Tasche, welches gleichsam hin und her schaukelte. Hinter dem Dohm war gemeiniglich der Ort, wo er sich öfters bei Tage nackend auszog und das Ungeziefer absuchte. Dieses bemerkten verschiedene Leute, welche die Glocken zogen, und jagten ihn augenblicklich fort. So trieb er sich noch einen Sommer herum: ohne

Quartier! ohne Freunde! Gottes Segen floh ihn und Mutterfluch folgte ihm Schritt vor Schritt.

Eines Tages kam er in ein Brauhaus. Man verweigerte ihm die Stube. Er ging also in den Stall. Hätte es der Wirth gewußt, so würde es nicht geschehen seyn. Zufälligerweise kamen einige dahin und hörten Albrecht wimmern. Man zeigte dieses dem Wirthe an. Sogleich schickte dieser nach dem Arbeitshause. Zwei Armenwächter erschienen. Röchelnd und sterbend wurde er auf den Schubkarren geladen und fortgekarrt. Ehe er noch an seine Bestimmung kam, gab er seinen Geist in Konvulsionen auf der Königsbrücke auf.

So starb Albrecht! Der Tod manches vierfüßigen Lieblings entlocket oft eine Thräne, erzeugt Schmerz und Wehmuth, aber Albrechts Tod bedauerte nicht eine Seele. „Er ist selbst schuld, er wollte es nicht besser haben. „Er hat es schon an seiner rechtschaffenen „Mutter verdient.„ Diesen Ruf hinterließ er in dem großen Berlin.

Deine Prophezeihung traf ein, ehrwürdiger rechtschaffener Greis! „Gott müßte kein gerechter Gott seyn, „wenn es Albrecht wohl ginge!„

Merkt es, ihr Kinder! Die Schrift log nicht. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder!!!

X.

X.

Vergiß es nie, wenn du auch keine gute Eltern hast, daß es deine Eltern sind.

Emilie war schon in ihrer Kindheit eines zärtlichen Vaters beraubt, der Erziehung einer ungezogenen Mutter überlassen worden. Madam Craven (so hieß sie) tummelte sich stets in den Vergnügungen der Welt umher, und übergab indessen die ganze Zucht einer eigennützigen unwissenden Kammerfrau, mit dem Befehl, daß sie ja nicht die Züchtigung an ihr sparen sollte. Dies war auch der einzige Artikel, den sie treulich ausübte, indem sie das Mädchen auf das grausamste behandelte, ihr nichts lehren konnte und mochte, und sie also stets der Mutter als das ungeschickteste, hartnäckigste und albernste Geschöpf vorstellte. Emilie, die nichts weniger als dies war, und bei dem weichsten Herzen, den feinsten Verstand und die grösten Fähigkeiten besaß, sah die Ungerechtigkeit sowol, als ihr Unglück in einer beständigen Unwissenheit gelassen zu werden, bald ein. Sie fühlte das Bedürfniß, sich zu beschäfftigen, und ihre Wißbegierde hungerte nach Unterricht, den ihr Niemand gab. Aber, bei ihrer Mutter durfte sie sich nicht beschweren, denn, als sie es ein paarmal wagte, so strafte sie diese als ein boshaftes, verleumderisches Ding ab, und kam sie dann wieder zur Kammerfrau, so setzte sie sich einer doppelten Rache aus; daß ihr also

nichts übrig blieb, als sich unter den beständigen Gewaltthätigkeiten zu schmiegen, und ihren Geist, so viel möglich war, durch ihre Aufmerksamkeit auf die Dinge, die um sie waren, und aus den wenigen gemeinen Büchern, die sie fand, zu bilden.

Um die Zeit, als sie das neunte Jahr erreicht hatte, kam ein gewisser Herr Granville, ein alter Freund ihres verstorbenen Vaters, den dieser, nebst ihrer Mutter, zum Mitvormund über sie gesetzt hatte, und welcher einige Meilen davon wohnte, nebst seiner Frau, einen Besuch bei Madam Craven abzustatten. Er hatte schon in der Entfernung von der Mutter unanständigem Betragen, und ihrer immerwährenden Zerstreuung gehöret, und kam eben in der Absicht, nähere Nachrichten von seiner Mündel einzuziehen. Man kann leicht denken, daß er ein sehr unwillkommener Gast war. Indessen hatte Madam Craven zu viel Welt, als daß sie ihn nicht mit vieler Artigkeit hätte aufnehmen sollen. Die erste Frage war nach seiner Mündel. Die Mutter beschrieb sie als das albernste, dümmste und hartnäckigste Mädchen unter der Sonne. Sie ward herbeigeholt: aber wie sehr widersprach ihre Gestalt jener Schilderung. Zwar ließ sie eine gewisse Schüchternheit und Zurückhaltung merken: allein jeder Gesichtszug, jede Miene verrieth, daß dies mehr eine Folge der Erziehung, als Mangel des Verstandes sey. Um noch besser darüber zu urtheilen, bat sich Madam Granville aus, daß ihr dieselbe während ihres Aufenthaltes zur Gesellschaft dienen möchte. So schwer Madam Craven daran ging, und daher hunderterlei Ausflüchte machte, konnte sie es doch den wiederholten Bitten ihrer Gäste nicht abschlagen. Emilien ward indes-

sen zuvor unter Bedrohung der schärfsten Züchtigung verboten, keine Frage, sie selbst betreffend, zu beantworten, die Herr oder Madam Granville an sie thun würde.

Kaum waren sie allein, so suchten sie das arme Kind gesprächig zu machen: aber, sie fing statt dessen an bitterlich zu weinen. Nachdem sie ihr freundlich zugesprochen, gestund sie ihnen endlich ihre Furcht; wurde aber bald durch die liebreiche Begegnung so dreust, daß sie ohne alle Zurückhaltung sprach; und da sie sie beide nicht von ihrer Seite ließen, entdeckten sie bald nebst dem weichsten Herzen den feinsten Verstand, dem es blos an der Ausbildung fehlte, um sie zur vollkommensten Person ihres Geschlechts zu machen. Das gute Kind, dem die liebreiche Begegnung etwas ganz Neues war, hing sich so an sie, daß sie, so oft sie von ihrer Abreise sprachen, erblaßte, und der härtesten Ahndung würde ausgesetzt gewesen seyn, wenn sie nicht die Gegenwart ihres Vormundes geschützt hätte. Nachdem dieser sich nun völlig sowol von der gänzlichen Verabsäumung ihrer Erziehung, und von der sklavischen Behandlung, der sie täglich unterworfen war, unterrichtet hatte, nahm er und seine Frau sich vor, sie mitzunehmen, zumal, da sie eine Tochter von gleichem Alter zu Hause gelassen, es möchte kosten, was es wollte.

Sie trugen solches der Madam Craven unter der gefälligen Bitte vor, daß sie ihnen das Vergnügen gönnen möchte, ihrer Tochter diese kleine Freundin auf einige Zeit zu schenken, und ihr den Vortheil des Unterrichts mitgenießen zu lassen, den sie der ihrigen durch das Glück einer vortrefflichen Gouvernantin und andre

gute Lehrer, die sie an dem Orte ihres Aufenthalts hätten, verschaffen könnten. —

Madam Craven war zu klug, als daß sie nicht alles verstehen sollte, und da ihr aus mancherlei Absichten daran gelegen war, daß Emilie einfältig und unwissend blieb, so schlug sie es schlechterdings unter dem Vorwande ab, daß sie als eine einsame Wittwe ohne ihre Tochter nicht leben könnte. Endlich brachten sie es so weit, da sie es doch aus wohl überlegten Ursachen nicht ganz mit Herrn Granville verderben wollte, daß sie ihm Emilien auf 14 Tage, aber nicht auf einen Augenblick länger, mitgab. Sie schienen sich damit begnügen zu lassen, und fuhren mit ihr in wahrem Triumphe ab. Der große Fortgang, den sie in dieser kurzen Zeit in ihren Kenntnissen machte, erwarb ihr bei der Familie so viel Liebe, und sie befand sich so glücklich, daß jedes mit Kummer daran dachte, daß sie wieder an eine unwissende Kammerfrau sollte ausgeliefert werden.

Kaum waren die vierzehn Tage um, so schickte Madam Craven ein Fuhrwerk, sie abholen zu lassen. Herr Granville aber brauchte nun seine vormundschaftliche Gewalt, sandte es leer zurück und schrieb der Mutter seine ganze Herzensmeinung, mit der Erklärung, daß ihm als Vormund die Erziehung des Kindes nach dem letzten Willen des verstorbenen Mannes so gut, als ihr anvertrauet sey, und da sie solche verabsäumet, halte er es für Pflicht, ihr Pflegevater zu seyn. — Gern hätte sie mit ihm einen Prozeß darüber angefangen: sie sah aber wol ein, daß dieser sich zu ihrem Nachtheil endigen müßte. Es blieb also dabei, und da die Mutter in beständigen Zerstreuungen und Lustbarkeiten herumflatterte, vergaß sie endlich ih-

rer

rer Tochter so sehr, daß sie ihr kaum des Jahres einmal auf ihre wiederholten Briefe, in welchen sie ihr Beweise von der lebhaftesten Ehrerbietung, und zärtlichsten Liebe gab, ein paar Zeilen antwortete. Ein abgedankter Officier, der ein Spieler war, wußte endlich der Mutter Neigung so sehr zu gewinnen, daß sie ihn heirathete und zum Herrn ihres ganzen Vermögens machte.

Herr Granville hatte einen alten Onkel, der in einer entfernten Provinz des Reichs lebte, große Güter besaß, und da er unverheirathet geblieben war, keine weitere Verwandten, als ihn hatte. Dieser schrieb um die Zeit an die Granvillische Familie, sie möchten so schleunig als möglich zu ihm kommen, da sein Leben zu Ende eile, sie seine nächsten Freunde wären, und er wohl wünsche mit ihnen persönlich bekannt zu werden, um sich zu überzeugen, wie würdig sie wären, seine Erben zu seyn. So weh es ihnen that, Emilien zu verlassen: (denn sie war in diesen sechs Jahren durch Fleiß, Talente und sorgsamen Unterricht ein solches Muster weiblicher Vollkommenheit nach dem Verhältnisse ihrer Jugend geworden, daß sie der Stolz und die Freude aller ihrer Freunde war,) so war doch hier nichts weiter zu thun, wenn sie nicht so großen Vortheilen entsagen wollten, als daß sie Herr Granville entweder in eine Pension nach London that, oder sie der Mutter zurückschickte. Er wählte wohlbedächtig das erste. Aber kaum war er fort, und sie hatte dieselbe angetreten, so schrieb ihr ihre Mutter einen Brief voller Liebkosungen, daß sie sich nach ihrer Gesellschaft äußerst sehne, zumal da ihr ihre mißliche Gesundheit nicht viel auszugehen erlaube, und sie ihren kindlichen Beistand in ihrer Haus-

haltung äußerst vonnöthen habe. Emilie kannte die Pflichten einer guten Tochter zu wohl, als daß sie sich nur einen Augenblick besann, ihrem Verlangen ein Genüge zu thun; sie freuete sich vielmehr, ihr Beweise von ihrer kindlichen Liebe zu geben, in der Hoffnung der wiedererlangten mütterlichen Gewogenheit. Inzwischen meldete sie es dem Herrn Granville, und ob sich dieser gleich des Verdachts nicht erwehren konnte, daß eine geheime Absicht darunter verborgen läge, so hielt er es doch für Unrecht, sich der Aeußerung ihrer Tugend und ihres Gehorsams zu widersetzen. Er billigte also ihren Entschluß: gab aber doch einem vertrauten Freunde den Auftrag, auf ihrer Mutter Betragen ein wachsames Auge zu haben. Sein Argwohn war auch nicht ohne Grund. Herr Craven hatte in seinem Testamente verordnet, daß am Hochzeittage seiner Tochter zehntausend Pfund Sterling sollten ausgezahlt werden; stürbe sie aber unverehligt, so sollte dies Kapital seiner Wittwe zufallen. Ihre Absicht war, sich desselbigen noch bei ihren Lebzeiten zu bemächtigen; und dies war die Ursach ihrer freundlichen Einladung. Denn da Emiliens Vorzüge schon die Augen aller Welt auf sich zogen, so fürchtete die Mutter, sie möchte durch eine glückliche Ehe alle ihre Hoffnung vereiteln. In der That brauchte sie auch einer solchen Hülfe: denn des Kapitäns Liebe zum Spiel und ihr eigner Aufwand hatte ihr Vermögen auf nichts herunter gebracht. In ihrem Hause hoffte sie daher ihre Tochter von aller Welt Bekanntschaft zu entfernen, und ihr Geld so anzuwenden, wie sie es für gut fände.

Einige Zeit nahm ihre Mutter sowol, als ihr Stiefvater gegen sie den Schein der größten Zärtlich-

keit an, und da wirklich ihre gegenwärtige Lebensart das Gegentheil von der vorigen war; so hielt es Emilie mehr für eine Folge ihrer Wahl, als der verminderten Vermögensumstände, und ihr liebevolles, dankbares, unargwöhnisches Herz ging so weit, daß sie ihnen die Hälfte ihres Vermögens zu ihren kleinen Privatausgaben freiwillig anbot, mit der Versicherung, da sie niemals an öffentlichen Lustbarkeiten Theil nehmen würde, daß das Uebrige zu ihrem kleinen Aufwande zureichen werde. Ihre Mutter versprach ihr hinwiederum, daß sie durch dieses großmüthige Betragen nichts verlieren solle, denn sie hätte eine ansehnliche Summe in der Bank, von der ihr Stiefvater nichts wisse, und diese habe sie ihr nach ihrem Tode zugedacht.

So vergingen zwei Jahre, ohne daß Emilie sich das Opfer einen Augenblick reuen ließ: vielmehr waren ihre Briefe an ihren Vormund von Lobsprüchen ihrer Mutter voll.

Indessen trugs sichs zu, daß ein benachbarter Herr, der erst von Reisen zurückgekommen war, sie einmal in der Kirche zu sehen bekam, und sowol von der Annehmlichkeit ihrer Person, als ihrem andächtigen Betragen äußerst gerührt wurde. Er wünschte zu wissen, ob die moralischen Eigenschaften ihres Herzens mit dem Aeußerlichen übereinstimmten: und suchte eine Bekanntschaft in ihres Vaters Hause, die sonst auf dem Lande eben nicht schwer wird: aber dies war Jedermann verschlossen, wo nur eine solche Absicht möglich seyn konnte. Eines Morgens, da er früher, als gewöhnlich ausritt, sah er ein junges artiges Mädchen in die Hütte eines seiner Pachter gehen. Die Neugierde, zu erfahren, wer es seyn könnte, reizte

ihn, ihr zu folgen: und da der gute Mann, dem sie gehörte, schon lange krank gelegen, so diente ihm dies zu einem schicklichen Vorwande. Voll Vergnügen sah er beim Eintritte, daß es Miß Craven war. Sie wollte sich wegbegeben, er bat sie aber, da er ein so naher Nachbar ihrer Eltern sey, ihm das Vergnügen einer kleinen Unterhaltung nicht zu mißgönnen, und sie konnte ihm dies ohne Beleidigung des Wohlstandes nicht wohl abschlagen. Ihre bescheidenen und vernünftigen Antworten zogen ihr nun vollends seine ganze Bewunderung zu, und diese ward noch mehr vermehret, als sich nach ihrem Abschiede das dankbare Herz des armen Hüttenbewohners in lauten Lobsprüchen über seine Wohlthäterin ergoß. „Ihr Herz, sagte er, und ihre Börse sind allen Nothleidenden offen, und wann sie giebt, so geschiehts auf eine Art, daß man glauben sollte, sie bezahle mehr eine Schuld, als daß sie ein Liebeswerk ausübe. Kurz, sie ist ein Segen für unser ganzes Kirchspiel, ob sie gleich noch so jung ist. „ — Herr Meadow, (so hieß der junge Mann) dem alle Schönheit, aller Reiz, ohne Tugend und Frömmigkeit, nichts war, beschloß sogleich, um sie zu werben, weil er sich eine solche Ehegattin wünschte, deren Gesinnungen so sehr mit den seinigen übereinstimmten.

Emilie, entfernt von aller Falschheit und Verstellung, erzählte ihrer Mutter, als sie nach Hause kam, alles, was vorgegangen war. Sie that eine kleine Lobrede auf das Betragen und die tugendhaften Gesinnungen des jungen Mannes hinzu, die er geäußert habe, und erzählte, wie sehr er ihrer Eltern nähere Bekanntschaft wünschte. Die Mutter stellte sich darüber höchst bestürzt, versicherte sie, daß er ein ver-

führerischer, lüderlicher Mann sey, den sie gar zu gut kenne, und verbot ihr, kurz und gut, alle Gelegenheit zu vermeiden, ihn zu sehen, vielweniger anzuhören. So wenig sie sich nach dem, was sie theils selbst gesehen, theils von den Leuten aus ihrem Kirchspiele gehört hatte, hievon überreden konnte, so beschloß sie doch ihrer Mutter auf das strengste zu gehorchen.

Herr Meadow ließ sich indessen einmal über das andre melden, wurde aber allezeit, bald unter dem, bald unter jenem Vorwande abgewiesen. Endlich überfiel er sie unangemeldet. Emilie sah ihn durchs Fenster zuerst, und sagte es ihrer Mutter, die ihr denn sich eilends zu entfernen gebot. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen und allgemeinen Gesprächen fragte er nach ihrer liebenswürdigen Tochter, und als ein edeldenkender, offenherziger Mann, der nichts zu fürchten hatte, und in Absicht auf Stand und Vermögen eine annehmenswürdige Partie war, gestand er seine Absichten, und bat, daß er sich um ihrer Tochter Neigung bewerben dürfe. Die Mutter dankte ihm für die ehrenvolle Erklärung auf das Verbindlichste, setzte aber hinzu, daß seine großmüthige Aufrichtigkeit eine gleiche von ihrer Seite verdiene. Sie würde, sagte sie, es für das höchste Glück ihres Hauses schätzen, wenn sie nicht fürchten müsse, ihn unglücklich zu machen. Kurz, sie müsse ihm gestehen, daß, so ein gutes Mädchen ihre Tochter sonst sey, sie doch seit einiger Zeit heftige Anfälle von Melankolie habe, die beinahe an Wahnsinn gränzten. Nur jetzt sey sie in eben dem Zustande, daß sie sich Niemanden dürfte sehen lassen. Es sey ein Erbstück von ihrem Vater und leider eine Familienkrankheit. — Sie beschwur ihn, die Sache geheim

heim zu halten, ob sie sich gleich in ihrem Gewissen verbunden gehalten, ihm kein Geheimniß daraus zu machen. — Herr Meadow war vor Bestürzung außer sich, indeß daß diese unartige Mutter über ihren Betrug frohlockte. So unglaublich es ihm nach dem, was er von ihr gesehen hatte, vorkam; so konnte er nach der Aufrichtigkeit seines Herzens doch unmöglich Jemanden, geschweige einer Mutter, einer solchen Bosheit und Betrügerei fähig halten. Indessen hörte er doch, jemehr er in der Nachbarschaft umher bekannt wurde, manches zum Nachtheil der unartigen Mutter, von ihren Ausschweifungen, der schlechten Erziehung, die sie ihr anfänglich gegeben, und der edlen Gewaltthätigkeit ihres Vormundes, des Herrn Granville, so, daß er wenigstens zweifelhaft zu werden anfing. Da er, voll Unmuth über seine fehlgeschlagene Hoffnung, ohnedies Willens gewesen war, sich durch eine kleine Reise durch die Provinzen zu zerstreuen, so nahm er sich vor, zu allererst eine Reise zu dem Herrn Granville zu thun, um seines Schicksals gewiß zu seyn. Das that er. Herr Granville, erstaunt über eine solche Bosheit, errieth sogleich ihre Absichten, und da ihm Emiliens Glück zu sehr am Herzen lag, beschloß er, den Herrn Meadow zurück zu begleiten; und wenn er hörte, daß er Emiliens würdig, und sie ihm nicht abgeneigt sey, ein so glückliches Band zu Stande zu bringen. Er kehrte also mit ihm zurück, ließ indessen Herrn Meadow auf seinen Gütern, und überfiel die Familie zu großem Schrecken der Mutter, und zu entzückender Freude der Tochter. Emilie hatte allerdings einige Neigung für den Herrn Meadow beim ersten Anblick gefaßt, aber ihre Begriffe vom Gehorsam gegen

ihre Mutter waren so strenge, daß sie lieber alle Kräfte anwandte, ihre Neigung zu unterdrücken, und jeden Gedanken von einer Verbindung mit ihm aufzugeben, als daß sie ihr den kleinsten Kummer hätte verursachen sollen. Sie leugnete daher selbst gegen den Herrn Granville, als er sie darum befragte, bis er ihr die Augen über ihrer Mutter Undankbarkeit öffnete. Eine so schreckliche und unerwartete Nachricht war für ihr empfindsames Herz zu viel. „Ists möglich!„ schrie sie, mich so zu hintergehen? Ich glaubte, ich hätte eine Mutter! — doch dem Himmel sey's gedankt, daß ich meine Pflicht als Tochter nie aus den Augen gesetzt habe!„ Ein Thränenstrom erleichterte ihren Kummer, und sie gestund ihm nun frei ihre Zuneigung für den Herrn Meadow, und bat ihn, diesem seinen Irthum zu benehmen, nicht damit er seine freundschaftliche Anwerbung um sie erneuern, sondern damit der Vorwurf für ihre Familie möchte weggenommen werden. Herr Granville hielt es nicht für rathsam, sie länger bei ihrer Mutter zu lassen, und brachte sie an einen sichern Ort. Da sie indessen zu edel dachte, als daß sie ihre Mutter durch eine mündliche Vorhaltung beschämen sollte; so meldete sie ihr ihre Entfernung blos durch ein Billet. Ja ihre Gemüthsart war so liebreich, daß sie ihrer Mutter auch nicht den kleinsten Vorwurf über ihr unmütterliches Betragen machte, oder den geringsten Gedanken von Rache und Unwillen beibehielt. Es ist wahr, sie weinte darüber: aber indem sie einer Mutter niedrige Denkungsart bejammerte, würde sie doch lieber gestorben seyn, als ihr ihr Unrecht auf eine unanständige Art haben fühlen lassen. Herr Granville hielt ihr ihre Grausamkeit desto härter vor, klärte das Miß-

verständ-

verständniß zwischen Herrn Meadow und Miß Craven auf, und beide wurden wenige Monate darnach durch ein glückliches Eheband vereinigt. Wie sehr sie ihrem Stande Ehre machte, versteht sich von selbst.

Zwei Jahre nach ihrer Verbindung trug sich eine Begebenheit zu, die ihr noch mehr zum Ruhm gereichte, und sie Gott und Menschen werth machen mußte. Nachdem ihr Stiefvater, der Kapitän, den Rest von seiner Frauen Vermögen durchgebracht, verließ er sie in der größten Armuth, und beging sogar die Grausamkeit, alles was sie noch an Kostbarkeiten, Juwelen, oder Silberwerk hatte, mitzunehmen. Von aller Welt verlassen, aller Bedürfnisse des Lebens beraubt, und ihrer eigenen Unwürdigkeit bewußt, verbarg sie sich vor aller Welt, am meisten aber vor ihrer liebenswürdigen Tochter, in dem Winkel eines entlegenen Dorfes; und nur durch einen Zufall erfuhr es diese. Sie flog sogleich voller Freuden zu ihr, um den Balsam des Trostes in ihr Herz zu gießen, entriß sie ihrem Elende, räumte ihr in der Nachbarschaft eine kleine Wohnung ein, setzte ihr einen zureichenden Gehalt aus, und bewirkte durch ihre Großmuth eine solche Sinnesänderung in ihr, daß sie den Rest ihres Lebens mit Bereuung ihrer vergangenen Thorheiten zurücklegte, und nun ein Muster von Tugend wurde. In ihrem Alter pflegte sie sie mit der Sorgfalt einer Tochter, die einer Mutter ganze Zärtlichkeit erfahren, und linderte ihr durch eine liebevolle Aufmerksamkeit alle Beschwerden desselbigen. O, was für ein Segen mußte auf ihr ruhen. Auch fand sie die Belohnung in eben so vortrefflichen und zärtlichen Kindern als sie war.

XI.

Nur dann, wenn deine Eltern dir was Böses gebieten, folge ihnen nicht.

Ein Landmann von wenigem Vermögen, den wir Rhinfold nennen wollen, hatte sich von einem verarmten Einwohner eines gewissen Dorfs, ein elendes baufälliges Haus gekauft, worin sich der Verkäufer ein Stübchen, zeitlebens frei darin zu wohnen, ausbedungen. Seine Frau, Sybille, war eine unruhige, zanksüchtige Seele, ein verwegenes Weib, welches alle Nachbarn kränkte, und das ganze Dorf in Unruhe setzte. Besonders mußte ihr Mann täglich Vorwürfe hören, daß er so dumm gewesen, und den alten Kerl im Hause sitzen lassen, der ihr ganz unerträglich war. Der Mann ertrug sein Hauskreuz, mit möglichster Geduld, die andern Nachbarn aber warfen einen tödtlichen Haß auf die Sybille, und hielten sie zuletzt für eine Hexe, welcher man allen Schaden, der sich im Dorfe ereignete, beimaß. — Die mehresten fürchteten sich vor diesem bösen Weibe und gingen ihr aus dem Wege; einer aber, ein Mann von gesetztem Wesen, suchte ihr Verhalten jederzeit so zu beurtheilen, daß man sie mehr für eine lächerliche als furchtbare Kreatur ansehen mußte. Als sie sich einstmals unter andern Bauerweibern ein rechtes Ansehn geben wollte, und diese hämisch durchzog; dagegen ihre Klugheit im Haushalten, und ihren

Fleiß und Geschicklichkeit herausstrich, nahm dieser Mann das Wort, und rieth ihr, ohne sie zu widerlegen, daß, wenn sie nichts Klügeres vorzubringen wüßte, sie ja in ihrer Pracherherberge bleiben sollte. — Dies verursachte ein allgemeines Gelächter. Das Wort Pracherherberge war ein Donnerschlag für Sybillen. Wüthend lief sie nach Hause, und wer anders als ihr guter Mann, mußte der Gegenstand ihrer Schimpfnamen und ihrer gottlosen Verwünschungen seyn? Mit Ungestüm verlangte sie, daß er den alten Kasten niederreißen und ihr ein neues Haus bauen sollte, damit der alte Kerl weichen müßte, um dessenwillen man ihr Haus so spöttisch eine Pracherherberge genennt hätte. — Rhinfold suchte sie liebreich zu besänftigen. Frau, sprach er, wenn mir Gott das Leben fristet und meine Umstände sich bessern, will ich ein neues Haus aufbauen. Gedulde dich, und kehre dich nicht an anderer Leute Reden. Besser ist in einer armseligen Hütte Brodt haben, als in einem Pallaste hungern.

So vernünftig das gesprochen war; so schien es doch der bösen Frau nicht so. Ein Dutzend Narren, dumme Kerls und mehr dergleichen bäurische Schimpfnamen verscheuchten den Rhinfold, daß er mit verbissenem Verdrusse stillschweigend an seine Arbeit ging, sie aber wünschte, daß der alte Kasten vom Blitze angezündet im Rauch und Feuer aufgehen möchte. — Vielleicht war auch dies der unselige Augenblick, in welchem sie es im Ernst für gut zu halten anfing, wenn ihr altes Haus abbrennte; denn da es in einer Feuerversicherungskasse eingeschrieben war, so wäre es ihr leicht gewesen, soviel Geld daraus zu erhalten, sich ein neues

aufzu-

aufzubauen. Es fehlte ihr weder Verwegenheit noch Argliſt, eine ſo verruchte That zu unternehmen. Sie ſann alſo auf einen Plan, ſie dergeſtalt auszuführen, daß Niemand einigen Verdacht auf ſie werfen könnte; allenfalls möchte er ihren Mann treffen, den ſie nunmehro von ganzer Seele haßte. Sie fing es auch in der That liſtig genug an; denn ohnerachtet ſie dieſen bis zum Unſinn haßte, ſo wußte ſie es doch meiſterhaft zu verbergen, um ihn nicht argwöhniſch zu machen. Ihr mürriſches und ſtürmiſches Weſen verwandelte ſich in Sanftmuth und Freundlichkeit. Alles was eine zärtliche Gattin thun kann, erfuhr jetzt Rhinfold, und dieſer, erſtaunt über ſein unerwartetes und noch nie genoſſenes Glück, prieß ſeinen Nachbarn ein Vergnügen an, davon er noch nie einen Begriff gehabt, und auch dieſe ſahen voll Verwunderung die Sybille, den ſonſt gewohnten Dorfteufel, in Geſtalt eines guten Engels mit ihnen umgehen.

Mit dieſer Larve deckte ſich Sybille ſo lange, bis ſie einen Zeitpunkt erſah, der ihrem ſchrecklichen Vorhaben günſtig ſchien. Ihr Mann hatte einſtmals eine Reiſe in eine benachbarte Gegend zu thun, um einen Wollhandel zu treffen; und nun konnt' ihr böſes Herz keinen Augenblick länger ruhen. Ihr Vorhaben ſollte nun in der erſten Nacht ausgeführt werden.

Sie hatte eine Tochter, ein Mädchen von ſiebzehn Jahren, welches von Jugend auf mit heftigen Kopfſchmerzen geplagt geweſen, worunter ihre Seelenkräfte ſtark gelitten hatten. Noch mehr aber hatte vielleicht die ſklaviſche Erziehung, welche die Mutter ihr gegeben, dazu beigetragen, und war ihr Herz auch gut, ſo verdarb es dieſe, da ſie ſolche brauchte, den

Nachbarn heimlichen Schaden zu thun, und ein Bubenstück nach dem andern auszuüben, wodurch sie sich destomehr den Namen einer Hexe zuzog, welchen sie jedoch deswegen nicht sehr verabscheuete, weil sie jedermann destomehr fürchten mußte. — Dieses einfältige Mädchen sollte das Werk ihrer Bosheit werden. Sie gab ihr daher, sobald die Nacht eingebrochen war, einen Feuerbrandt, mit dem Befehl, damit auf den Boden zu gehen und ihn ins Stroh zu stecken. — Um Gottes willen Mutter, versetzte die Tochter, das kann ich nicht thun; ich habe gehört, daß wer Feuer anlegt, lebendig verbrannt wird. Wie leicht kann das auskommen? — Dummes Mensch, schrie die Mutter, thue was ich dir sage, oder ich will dir den Hals umdrehen, und damit gab sie ihr zugleich ein paar tüchtige Ohrfeigen. Gleichwol bat die Tochter mit Thränen, sie mit diesem Auftrage zu verschonen. Sie stellte ihr vor, daß ja aller Hausrath und Kleider verbrennen würden. — Schweig, sprach Sybille, thue was ich dir heiße. Wenn der alte Kasten abbrennt, wird er auf Regimentsunkosten wieder gebauet. Geh, sag' ich, oder ich werde dir auf den Buckel kommen.

Das erschrockne Mädchen, welches schon gewohnt war, ihrer Mutter blindlings zu gehorchen, trat dies traurige Geschäffte an. Sie selbst die Mutter sah ihr nach, und als sie merkte, daß das Stroh Feuer gefaßt hatte, befahl sie ihr, die besten Sachen zusammen zu packen und in Sicherheit zu bringen. Indem schlug schon die Flamme aus dem Dache heraus. Zum größten Glück war es so spät noch nicht, daß alle Menschen im Dorfe geschlafen hätten. Die Nachbarn liefen zusammen, und das Feuer ward ohne sonderlichen Scha-

den

den gelöscht. Man stellte den folgenden Tag zwar eine Untersuchung an; allein das Gesinde konnte sich vollkommen rechtfertigen, und an Frau und Tochter des Hauses zu denken, war Niemanden beigefallen.

Erbost über dies fehlgeschlagene Bubenstück ward die Frau auf einmal wieder die böse Sybille. Ihr Mann fand bei seiner Zurückkunft den eingefleischten Teufel wieder, der sie ehedem gewesen war. Am allermeisten warf sie ihm vor, daß, so lange der alte Kerl im Hause wohnte, sie weder Glück noch Segen zu hoffen hätte, und heimlich erneuerte sie bei sich den Vorsatz, das Haus mit bessern Erfolg in Brand zu stecken. Sie bot nun alle ihre Arglist, zu einer solchen Veranstaltung auf, wobei sie nichts von ihrem Hausrathe zu verlieren, ihren Mann aber zugleich zu einem Opfer schäumender Rache zu machen gedachte.

Es hielten sich in dem Dorfe einige Beurlaubte Soldaten auf, Leute von unbescholtenem Wandel, von welchen sie vorgab, und ihren Mann einbildete, daß sie, und keine andern hie und da in die Häuser gebrochen wären, und den Leuten das Ihrige weggestolen hätten. Es würde daher gut seyn, setzte sie hinzu, daß er die besten Sachen heimlich an einen Ort brächte, wo sie für Dieben sicher wären. Der belogene Tropf glaubte seinem Weibe, packte etliche Kisten voll, und fuhr sie einige Meilen von seinem Wohnorte, zu einem seiner Verwandten. Der gute Freund wunderte sich sehr über seine Furcht, inzwischen nahm er die Sachen in Verwahrung. Als er nach Hause kam, gebot seine Frau — denn Gebieten war ihre Sache, und Gehorchen die Pflicht ihres Mannes — daß er alles Zinn, Kupfer, Messing, u. s. w. das im Hause war, in

eine Kiste packen, und in den Garten vergraben sollte. Dis geschah den Tag vor der unglücklichen Nacht, als sie ihr Bubenstück zur Reife zu bringen beschlossen hatte. Kurz vorher, eh es finster wurde, sagte sie zu ihrem Manne, daß nothwendig die Viehställe diesen Abend gereinigt werden müßten, und hieß ihm Kühe und Schaafe so lange bei einem etwas entlegenen Nachbar bringen. Der Mann, um den Hausfrieden zu erhalten, gehorchte ohne Widerrede, und legte sich nebst seinem Gesinde sorglos zur Ruhe. Sybille blieb mit ihrer Tochter indeß so lange auf, bis alles im tiefsten Schlafe lag; hierauf gab sie dem Mädchen eine Nachtlampe, stieg mit ihr auf den Boden, nahm einen Wisch trocknes Stroh, und zündete das Haus mit einer so unseligen Fertigkeit an, daß sie sich beide kaum retten konnten, als dasselbe schon ganz in Flammen stand.

Sie war es selbst, die jetzt alles aufweckte, Lerm machte, und ihre Nachbarn zu schleuniger Hülfe herbeirief, aber alle Hülfe war vergebens. Nicht allein dieses Haus, sondern noch neun Bauerhöfe gingen in den Flammen verloren. Der erschrockene Rhinsold war für Angst ins Feld gelaufen, und kam den andern Tag, als das Feuer bereits gelöscht war, erst wieder zurück.

Was war billiger, als daß die Obrigkeit des Dorfes, eine genaue Erkundigung einzuziehen sich bemühete, wie und durch wen dies abermalige Feuer entstanden sey? Jedermann im Dorfe warf den Verdacht auf Rhinsolden. Man argwöhnte, daß er, um aus der Feuerkasse soviel Geld zu erhalten, damit er ein neues Haus bauen könnte, den alten Kasten selbst in Brand gesteckt habe. Diesen Verdacht bestärkten die Umstände,

stände, daß Rhinfold den Tag vorher, als das erste Feuer ausgekommen, vielleicht zum Schein weggereiset; daß er, vor dem zweiten Brande seine besten Sachen auf ein ander Dorf gefahren, daß er noch Abends vor Ausbruch des Feuers, sein Vieh auf einen entlegenen Bauerhof in Sicherheit gebracht; daß er bei dem letzten Feuer sich entfernt, ohne eine Hand ans Löschen zu legen, und was noch dazu kam, daß er in einer Gesellschaft sich verlauten lassen: wenn er nur erst ein neu Haus hätte, es müsse ihn aber nicht viel kosten. — Alle diese beglaubte Anschuldigungen waren hinreichend, den Rhinfold aufs Amthaus abholen, und in sichere Verwahrung nehmen zu lassen.

Nun war Sybille so weit als sie seyn wollte. Nichts schien ihr gewisser, als daß, wenn ihr Mann diese Anschuldigungen leugnen, oder doch die Sache auf einer andern Seite vorstellen würde, als sie bisher angesehen worden war, dies ihn zur peinlichen Frage bringen würde; und diese zu übernehmen, wäre er zu schwach, und so hätte sie denn ihre Rache an ihm gekühlet, und könnte sich auf ein neues Haus Hoffnung machen. Dies würde auch unfehlbar geschehen seyn, wenn Sybille sich in ihrer Freude hätte mäßigen, oder sich es einfallen lassen können, daß öfters die Klugen dieser Welt zu Narren worden sind. Allein die Gottlosen sind wie ein ungestüm Meer, das nicht stille seyn kann, und dessen Wellen Koth und Unflath auswerfen. Auch diese Sybille hatte keinen Frieden.

Bei kochender Rachbegierde, ihren unschuldigen, leichtgläubigen, folgsamen, und dabei höchst einfältigen Mann, statt ihrer, dem Scheiterhaufen zu überliefern, war das ihre vornehmste Sorge, den schon auf

ihn geworfenen Verdacht so hoch zu treiben, daß er nicht mehr entrinnen könnte, sondern seine Bande sie für diejenigen sichern sollten, welche ihre gränzenlosen Bosheiten allein verdienet hatten. — Verblendung war es schon, daß, da sie für sich allein das Haus in Brand hätte stecken können, ohne durch die Mitzuziehung ihrer Tochter, die Gefahr der Entdeckung ihres Bubenstücks zu vergrößern, sie dieselbe noch brauchte, das kindliche Blut in Tygerblut zu verwandeln, und ihren eignen Vater anzuklagen; denn dieser höchste Grad der Bosheit war das Losungszeichen, das die nie zu betrügende Vorsehung brauchte, den Knoten dieses Trauerspieles aufzulösen.

Sybille ging mit ihrer Tochter, welche sie, in allem was sie sagen sollte, genau unterrichtet hatte, zum Richter, und erbot sich, demselben etwas Wichtiges zu offenbaren. Als sie vorgelassen wurde, ließ sie sich verlauten, daß sie allerdings glauben müßte, es sey Niemand anders als ihr Ehemann an dem Unglücke Schuld. Sie wüßte zwar die eigentlichen Umstände nicht anzugeben, da sie fest geschlafen, als das Feuer aufgegangen. Es komme ihr aber sehr bedenklich vor, das er den Tag vorher, wider ihren Rath und Willen, noch eine Kiste mit Kupfer, Messing u. s. w. im Garten vergraben hätte.

Er habe es wenigstens immer gewünscht, daß der alte Kasten in Feuer und Rauch aufgehen möchte, damit er auf eine gute Art zu einem neuen gelangte. Was den ersten mislungenen Brand beträfe, davon würde ihre Tochter die Umstände am besten erzählen können. — Diese aber entdeckte, daß ihr Vater, welcher damals verreist gewesen, um Mitternacht nach

Hause

Hause gekommen und angeklopft habe. Ihre Mutter habe damals feste geschlafen, sie aber sey noch wachend gewesen, und deswegen hingegangen ihn einzulassen. So bald er sie gesehen, habe er ihr sein Vorhaben, den Kasten anzustecken, offenbaret, wodurch sie zwar schon in die äußerste Bestürzung gesetzt worden; er habe ihr aber darauf überdies befohlen, die Lampe zu nehmen, und ihn auf den Boden zu begleiten. Sie habe das zwar nicht thun wollen; seine Schläge aber, und die Drohungen, sie umzubringen, hätten sie dazu vermocht, mitzugehen.

Als sie beide heraufgekommen, habe er einen in der Tasche gehabten Schwefelfaden angezündet, und ihr denselben gegeben, solchen unter das Stroh zu stecken, welches sie, aus großer Furcht vor ihm denn auch gethan hätte. Ihr Vater sey gleich darauf wieder weggegangen; sie aber habe geschwinde die Mutter und das Gesinde aufgeweckt, die dann in der größten Angst aus den Betten gesprungen, als unterdessen die Nachbarn sich auch zur Hülfe und Rettung eingefunden. — Dies war allerliebst ausgedacht. Das Mädchen mußte sich als Mithelferin einer Mordbrennerei angeben, und so war es fürs erste nöthig, dieselbe in gefängliche Haft zu nehmen. Sie mußte einen Umstand von des Vaters Wiederkunft erzählen, wobei die Lügen am ersten auskommen konnte, wenn es zu beweisen war, wo, und bei wem, der Mann sich die ganze Nacht über aufgehalten hätte. Es ward ihr daher ein Gefängniß angewiesen, die Mutter aber mußte mit einem Gerichtsdiener nach ihrer Wohnung gehen, und die Stelle im Garten zeigen, wo das Kupfer, Messing

u. s. w. vergraben wäre, welches beim Nachsuchen richtig befunden wurde, sie aber blieb noch in Freiheit.

Der Richter schritt hierauf zum Verhöre des Rhinfold, und hielt ihm alle Gründe des Verdachtes vor, der auf ihn gefallen war, insonderheit, daß er nach Aussage seiner eigenen Tochter, das erstemal in der Nacht zu Hause gekommen sey, und das Feuer angezündet habe. Der Mann beantwortete alle Fragen mit einer Freimüthigkeit und so gesetztem Muthe, daß man schon einigermaßen auf sein gutes Gewissen schließen konnte. Insonderheit nannte er den Mann, bei welchem er des Wollhandels wegen sich die ganze Nacht aufgehalten hatte, welcher solches, bei angestellter Nachfrage, eidlich bekräftigte und versicherte, daß sein Gast diese Nacht gar nicht sein Haus verlassen habe.

Diese entdeckte Lügen der Tochter und die Aussage anderer Zeugen bewogen den Richter die Sybille ebenfalls aufgreifen und in sichere Verwahrung bringen zu lassen; beide Weibsbilder aber beharrten unbeweglich dabei, daß Niemand anders, als Rhinfold der Urheber des Unglücks, und alles, was sie von ihm ausgesagt, die reine Wahrheit sey. — Hier war nun nichts nöthiger als eine Konfrontation; und Rhinfold und seine Tochter mußten zuerst in der Gerichtsstube erscheinen. Der Richter hielt dem Inquisiten vor, was seine Tochter wider ihn ausgesagt hätte. Dieser sahe sie mit einer Miene an, woraus Mitleiden und Unschuld, Zärtlichkeit und gerechter Schmerz hervorstralte, und hielt ihr vor, wie es möglich sey, daß sie, als sein Fleisch und Blut, ihren redlichen Vater muthwillig in das allergrößte Unglück stürzen könnte? —

Da zeigte sich nun die unwiderstehliche Gewalt der Natur. Ihr Gewissen empörte sich, ihr Herz wurde weich, und ein Strom von Thränen begleitete ihre ganze offenherzige Aussage: daß alles, was sie wider ihren Vater angebracht, nichts als Unwahrheit, sie selbst aber höchst unschulbig sey, wobei sie den ganzen Verlauf der Sache aufs allergenaueste erzählte. Nun war der arme Mann gerettet, und wurde sogleich in eine weit bessere Verwahrung gebracht. —

Als man aber Mutter und Tochter gegen einander stellte, that diese Konfrontation bei der erstern gar nicht die gewünschte Wirkung. Frechheit, Wuth und beständiges Leugnen setzte sie allem Zureden, allen augenscheinlichen Anzeigen entgegen, und eben das geschah auch, als sie ihrem Mann unter das Gesicht gestellt wurde. Nun war also weiter nichts übrig, als die Marter. Anfangs suchte sie auch dieser Trotz zu bieten, als es aber bis ans Auskleiden kam, war alle Tollkühnheit vorbei, und sie bekannte alles in der Art, wie wir es erzählt haben.

Preiß sey der Vorsehung, welche die dicksten Finsternisse der Bosheit zerstreuen, und das Verborgenste ans helle Tageslicht ziehen kann, die den Unschuldigen nicht umkommen, und den Frevler nicht ungestraft läßt. Rhinfold ward völlig frei — Sybille lebendig verbrannt — und ihre Tochter mußte, bei einer zehnjährigen Zuchthausarbeit, die Wahrheit begreifen lernen, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen.

XII.

Auch Stiefeltern sind unserer Liebe werth.

Ferdinanden entriß der Tod, schon im sechsten Jahre, seinen Vater, der ein Kaufmann war. Er fühlte den Verlust desselben nur allzusehr. Seine betrübte Mutter war nicht wohl im Stande, die Handlung fortzuführen. Bald verlor sie da und dort Geld bei Leuten, denen ihr Mann Vorschuß gethan hatte, bald wurde sie mit der Waare, die sie einkaufte, betrogen, bald mußte sie dieselbe zu theuer bezahlen, und also auch wieder theurer, als andere Kaufleute, verkaufen. Dieß bewog viele, die sonst bei ihrem Manne gekauft hatten, ihre Waaren bei andern zu nehmen. Und die gute Mutter besorgte deswegen sehr, daß sie am Ende gänzlich verarmen würde.

Weil die ganze Last der Haushaltung auf ihr lag, so konnte sie unmöglich viel auf Ferdinanden sehen. Der lief also umher, lernte nichts, und nahm allerlei Untugenden an.

Da fand sich ein junger Mann, Theophil, der sich um der Mutter Liebe bewarb, sie heirathete, und auf diese Art Ferdinands Stiefvater wurde. Ferdinanden war dieß gar nicht recht. Man hatte ihm gesagt, die Stiefväter wären harte Leute, die die Kinder des vorigen Mannes nicht lieb hätten, sie schlügen, und auf aller-

allerlei Art ihnen Unrecht thäten. Deswegen war er am Tage der Hochzeit sehr betrübt, und konnte fast keinen Bissen essen.

Nach der Zeit sah er aber bald ein, daß er sich geirrt habe. Sein lieber Stiefvater liebte ihn, wie sein eigen Kind; er lehrte ihn schreiben und lesen, gewöhnte ihm seine Fehler ab, nahm einen jungen Mann an, der ihn im Zeichnen und in der Musik unterrichten mußte. Da er größer war, lehrte er ihm die Handlung.

Die Handlung selbst brachte er bald wieder in die vorige Ordnung, so daß Ferdinands Mutter gegen alle Sorgen hinlänglich gedeckt wurde.

Diese große Liebe seines Stiefvaters hat er nach der Zeit, da er groß wurde, sehr oft gerühmt und gesagt: Ich wüßte nicht, was aus mir würde geworden seyn, wenn mir Gott nicht diesen lieben Stiefvater geschenkt hätte, der mir Unterhalt und Erziehung verschafft hat. — Möchten doch alle Stiefväter Theophils, und alle Stiefkinder Ferdinande seyn!

XIII.

Verhalten einer guten Pflegetochter.

Der Oberst J. S. saß zu New-York im Gefängniß, als ich selbst — so schreibt ein amerikanischer Landsmann — darin war. Ein guter Genius brachte uns in eine Kammer. Er war ein sehr reicher Kolonist, und stammte von einer der vornehmsten europäischen Familien ab, die auf der Insel Nassau ausgelandet waren. Er wohnte im Kreise Southampton, in der Grafschaft Suffolk, dem östlichen Theile dieser Insel. In einem Alter von sieben und sechzig Jahren war er doch noch sehr munter. Des andern Morgens nach seiner Ankunft baten wir ihn, nach unsrer Gewohnheit, uns seine Begebenheit zu erzählen. Er begann:

Viele Jahre bin ich der Magistrat und Oberst des Militärs unsres Kantons gewesen. Im Anfange des Krieges ergriff ich die Waffen, und führte den Kern des Regiments bei der amerikanischen Armee, da sich solche kurz vorher der Landung und den Progressen der englischen Truppen unter dem General Howe widersetzte. Sie kennen das Schicksal des unglücklichen Tages — wo die lohngierigen über Muth, Tapferkeit und Patriotismus siegten. O Himmel! ist es so weit gekommen, daß ein Europäer für tägliche sechs Dreyer ungestraft die Bürger besiegen und ruiniren darf, die so großmüthig für ihr Vaterland streiten! Einige Tage nachher publizirte der englische General ein Mandat,

daß

daß alle Einwohner unsrer Insel die Waffen niederlegen, und eine Konvention unterzeichnen sollten, wodurch sie den Schutz der englischen Armee und völlige Sicherheit genießen sollten. Mein Weib, meine beiden Töchter, mein Alter: alles brachte mich dazu, mich dieser harten Nothwendigkeit zu unterwerfen. Ach! wäre ich nur zehn Jahr jünger gewesen; so hätte ichs wie so viele Andere gemacht, die ihre Güter und Häuser im Stiche ließen, in den Staat von Konnektikut flüchteten, und sich mit denen vereinigten, die dieses harte Joch nicht übernommen hatten.

Im vorigen April kam der General Cl — on, in unsern Kantons zu jagen. Er wählte mein Haus zu seinem Logis. Es lag an einer Bucht, wo mir die Fischerei, nebst den benachbarten Ländereien, gehörte. Bei der Meerenge war nur eine ziemlich große Halbinsel mein Schutz. Der General war mit mir vor der Thür, und sagte: Ich bewundere die Lage Ihrer Wohnung und Ihrer Felder. Sie müssen hier ein glückliches Leben führen. Wildpret, Fischerei, Schiffahrt und die Fruchtbarkeit des Bodens, alles vereiniget sich, Sie reich zu machen. Wie viel Kinder haben Sie?

Fünfe; aber ich habe nur zwo Töchter bei mir.

„Sind Sie nicht den Einfällen der Leute von Konnektikut ausgesetzt, die, wie man mir gesagt hat, oft über den Sound gehen, ins Land fallen und plündern?„

Ich bin, wie Sie sehen, zwischen zwei Feuern. Viele, die meine Lage kennen, nennen mich Whig, um mir mein Vieh wegzunehmen. Auf der andern Seite nennen die Amerikaner von Konnektikut alle diejenigen Torys, die sich unter ihre Herrschaft begeben,

und

und kommen öfters, große Kontributionen einzutreiben. So ist meine Lage. So groß meine Reichthümer vor dem Kriege waren; so könnte ich jetzt kaum ohne die Fische leben, die wir täglich fangen.

„Ihr Zustand, fuhr er fort, ist wirklich traurig. Habe ich irgend Gelegenheit; so werde ich Ihnen dienen.„

Kurz darauf verließen mich Ihro Excellenz.

Am 20. des folgenden Monats war ich des Morgens um sechs Uhr in meiner Scheune, um Lein mit meinen Negern rein zu machen. Da sahe ich von ferne fünf übel gekleidete, und dem Scheine nach sehr niedergeschlagene Personen auf mich zukommen. Wer sind Sie, meine Freunde, fragte ich? Woher, und wohin?

„Wir kommen von Konnektikut, wohin wir auch wieder gedenken. Vor drei Tagen schifften wir uns auf Guilford ein, um den . . . gefangen zu nehmen, dem der Gouverneur Tryon die von mir verlassene Plantage gegeben hatte. Da er von unserer Ankunft Wind bekommen; so retirirte er sich durchs Fenster. Drei von unsern Kameraden sind getödtet, und viere blessirt. Sie sind wirklich unter der Garde von zwo unserer Kompagnien. Da wir wissen, daß Sie, ungeachtet der englischen Unterjochung, im Herzen ein guter Amerikaner sind; so kommen wir, Ihren Beistand anzuflehen, und vorzüglich um etwas Mundportion und Leinwand für die Verwundeten zu bitten.„

Wie könnt ihr behaupten, meine politischen Meinungen zu wissen? Ich bin alt. Ich habe keine mehr. Meine Lage setzt mich überdem den Plünderungen bei-

der

der Parteien aus. Ich weiß selbst nicht, was ich thun soll. Wartet hier einen Augenblick.

Ich fragte meine Frau um Rath, der ich alle Umstände erzählte. Was kannst du thun, lieber Mann? Du mußt ihnen gutwillig geben, was sie mit Gewalt fordern konnten. Sind es nicht sieben bewaffnete Personen? Glaub mir. Nimm diesen Schinken und diese beiden Torten, und bitte sie bei Gott, niemals wieder zu kommen. Sollten sie das Unglück nicht wissen, daß sie, unter dem Vorwande, ihre Privatrache zu befriedigen, ihrem Vaterlande thun? Die Engländer freueten sich, einen so scheinbaren Vorwand ihrer Erpressungen zu haben. Ich überließ ihnen die Mundportion nach dem Rath meiner Frau, und sie wurden, dem Scheine nach, von Dank durchdrungen.

Des andern Morgens, da ich bei gleicher Arbeit war, sahe ich von eben der Seite fünf andere Personen, in der Uniform der Flüchtlinge der Halbinsel Loyd, kommen. Diese Kleidung — ein böses Omen! erschreckte mich. Wie wird es uns nun ergehen, sagte ich zu meinen Negern? Dies sind Leute wie die Türkischen Bujards, und erscheinen nur da, wo es was zu morden und zu plündern giebt.

Kennt ihr uns, rief mir der Eine zu?

Ja! sprach ich: Sie sind ja dieselben, denen ich gestern um diese Stunde Fleisch und Brodt gegeben habe.

Ja! Fleisch und Brodt — fuhr er fort! Dein Blut hättest du uns gegeben, wenn wir dich darum gebeten hätten, ungetreuer Rebelle! Nicht genug, der Verräther des besten Königes zu seyn, brichst du auch dein gegebenes Wort, da du das Mandat unterschrie-

ten hast, den Feinden nicht beizustehen, und hast uns gestern doch beigestanden, weil du uns für Leute von Konnektikut hieltest. Alter Schurke! Du glaubtest also, deine List und Verstellung könnte nicht entdeckt werden. Fort mit dir ins Gefängniß nach New-York, dein so lange verborgenes Verbrechen zu büßen.

„Ist die Sache des besten Königes, antwortete ich, gerecht; warum unterstützt ihr sie denn durch Betrug und Lügen? Ich kenne eure Absichten, nach welchen ihr handelt. Denkt aber ja nicht, daß Furchtsamkeit des Alters und sechzigjährige Seufzer eurem Triumph vermehren werden. Ueber vier Jahre seufze ich schon nach bessern Zeiten.„

Uns ist alles erlaubt, schrieen sie, die heimlichen Rebellen zu entdecken. Ueberdem haben wir dazu die höchsten Ordres.

„Daran zweifle ich nicht, meine Herren! Indessen ist es Unglück genug, daß es den Anhängern König Georgs aufbehalten ist, solches bis auf den äußersten Punkt zu treiben, daß die Menschheit ihre eigene Feindin werden, und eine wohlthätige Handlung in ein Verbrechen verwandeln muß.„

Ey! was du uns da sagest, alter Puritaner! Muß nicht das Mittel mit dem Uebel im Verhältniß stehen?

„Lassen Sie mich wenigstens, meine Herren Royalisten! einige Kleidung mitnehmen.„

Kaum traten sie ins Haus; so fingen sie an zu plündern, und die besten Sachen zusammen zu packen. Einen großen Schrank brachen sie auf. Da sie aber kein Gold fanden; so war das ihre Rache, daß sie alle Papiere zerrissen.

„Um Gotteswillen, rief meine Frau, sind Sie dazu beordert, alle unsere Sachen zu ruiniren; so schonen Sie doch dieser Dokumente, die über die Güter vieler Kinder sprechen, welche die Bajonette ihrer Freunde zu Waisen gemacht haben. Sind sie etwa noch nicht unglücklich genug?„

Lange noch nicht so sehr, erwiederten sie, als sie es verdienen zu seyn. Dies ist eine republikanische Pflanzschule, welche Großbritannien wird ausrotten suchen. Endlich öffneten sie einen Koffer, worin sie 383 Piaster fanden.

„Nun das suchen Sie doch, sprach ich, meine Herren! Ich bedaure, daß es nicht mehr ist.„

Unter diesen Unterredungen ging meine Pflegetochter Julie in die Kammer, wo sie dreißig Guineen versteckt hatte, die sie mir geben wollte. Der eine Schelm merkte das, schlich ihr nach, und ergriff sie beim Arm, da sie ihn eben aus dem Koffer zog — drohete ihr mit bloßem Säbel, wo sie ihm nicht die Börse geben würde.

„Soll ich denn, rief sie dreist, auch das nicht einmal aus euren Händen retten, womit ich meinem armen Vater im Gefängniß beistehen wollte?„

Ohne zu antworten, wollte er ihr den Beutel aus der Hand reißen. Da er aber unerwarteten Widerstand fand; so gab er ihr einen Säbelhieb über das Gelenke. Ohnerachtet die Wunde sehr blutete, widerstand sie doch, und warf den Beutel durchs Fenster einer Negerin zu, die den Auftritt mit angesehen hatte. Aus Verdruß wollte er den Hieb wiederholen, als wir zum Glück dazu kamen. Seine Kameraden schämten

sich doch einer solchen Handlung, und hielten ihn zurück.

„So sind es denn die Greise und Töchter, mit denen ihr Krieg führet, rief sie? Sehen Sie, liebster Vater! wie mich dieser Mensch zugerichtet hat. Mein Muth aber soll mit meinem Blute nicht weggehen.„

Dies setzte meine Neger in Wuth, und es würden blutige Auftritte erfolgt seyn; hätten nicht die Royalisten, die sich selbst nicht viel Gutes versprachen, eiligst meinen Wagen bepackt. Sie banden mir die Hände auf den Rücken, und führten mich fort.

„Heut triumphirt ihr, rief meine Tochter; in Kurzem aber wird euch eure Ungerechtigkeit gereuen.„

Komm nach New-York, hieß es, wenn du das Herz hast. Die rebellischen Weiber gehören sowol ins Gefängniß, als die Männer. Komm mit, wenn du so viel Muth hast.

„Für meinen Vater wage ich alles — und was für Verbrechen kann mir euer Kriegesrath vorwerfen? Ich! ich werde auch mit Gefahr meines Lebens nach New-York gehen, um ihn zu vertheidigen.„

Stellen Sie sich, wenn sie können, unter diesen Umständen, mein armes Weib vor. Was mich betrifft, so glaubte ich, daß mich Zorn und Unwille ersticken würde. Meine Tochter beschwor ich, wegen ihrer Wunde zu bleiben. Gegen Abend kamen wir zu Setoket an, wo ich die schmerzhafteste Steinplage bekam. Eben da ich die grausamsten Schmerzen litte, kam der Eine zu mir, und sagte: es käme nur auf mich an, wieder in mein Haus zurückzukehren. Ich wäre reich. Sie wollten mein Verbrechen verschweigen, wenn ich ihnen 350 Guineen gäbe, außer dem, was

sie

sie mit sich genommen hätten, welches sie als eine gerechte Belohnung ihrer Strapazen ansähen.

Dreihundert und funfzig Guineen? sagte ich. Zu einer andern Zeit würde ich antworten, wie Sie es verdienten. Jetzt aber unterwerfe ich mich meinem Schicksal, wie es seyn mag, und wie ichs von einer Nation erwarten kann, die sich der ersten Naturrechte erfreuet.

Endlich kamen wir hier an, wo das Gerücht von ihrer Expedition schon erschollen war. Jakob Rivington hatte bereits in der Zeitung folgenden Artikel bekannt gemacht:

„Aus dem östlichen Theile der Langinsel berichtet man, daß die Flüchtlinge der Halbinsel Loyd, die für den Dienst Seiner Majestät unermüdet sind, den Josiah Smith, ehemaligen Ritter, überrascht haben. Da er den Leuten von Konnektikut, welche gekommen waren, die treuen Unterthanen des Königs auszuplündern, beigestanden hatte; so haben sie den alten Rebellen unter einer guten Bedeckung mit sich genommen, wo Ihro Excellenz ihm vermuthlich das Logis in dem Hause des Cunningham, bei manchen andern Erzrebellen, wie er, anweisen werden.„

Kaum hatte ich den Fuß ans Land gesetzt; so wurde ich durch eine Wache hieher gebracht. Wann und wie ich loskommen werde, weiß ich nicht. Das ist kürzlich meine Geschichte, die Sie verlangten.

Die großmüthige Tochter fand zum Glück in ihrer Nachbarschaft einen Wilden von Mantauk, der ihre Wunde verband, und fünf Tage nachher war sie bei dem Vater. Kaum konnte sie die Erlaubniß erhalten, ihn zu sehen. Blos durch ihr edles Ansehen und durch

ihr angenehmes Betragen, wie sie sich zu nehmen wußte, erhielt sie solche. Sie ist groß, wohlgewachsen, artig, ohne schön zu seyn. In ihr vereinigt sich die schüchterne Bescheidenheit des Landes mit der anständigen Dreistigkeit der Stadt, ob sie gleich nie darin gewesen ist. Ich gestehe es: ihre ansehnliche Gestalt, ihr glückliches Benehmen, ihr Arm noch in der Binde, ihr Muth, ihre lebhaften Versicherungen, die sie dem Vater gab, ihn nie zu verlassen, — machten den stärksten Eindruck auf mein Herz. Ich konnte sie nie ohne Bewunderung ansehen, und sie wurde in meinen Augen sowol, als in aller Gefangenen, ein sehr interessanter Gegenstand. So groß ist die Kraft der Schönheit, wenn sie mit Tugend verbunden ist!

Des andern Morgens nach ihrer Ankunft schrieb ich für ihren Vater an den General en Chef. Ich beschrieb ihm alle Umstände seiner Begebenheit, und vergaß nicht, ihn an das ihm im vorigen April gethane Versprechen zu erinnern. Kurz, ich forderte Gerechtigkeit. Seiner Tochter wurden im Hauptquartier unzählige Schwierigkeiten gemacht. Ich will nicht alle Bedingungen wiederholen, die man ihr vorlegte. Endlich kam sie durch Vermittelung des Major Andre, eines Favoriten des Generaladjutanten hinein. Nachdem der General die Schrift gelesen hatte, antwortete er ihr sehr kalt: ihr Vater sollte unverzüglich vor dem Kriegesrathe verhört werden; er aber wisse nichts von dem Versprechen, davon man ihm vorspräche. Indessen gab er ihr die Freiheit, ihren Vater so oft zu sehen, als sie wollte.

Ueber den Plaisirs, dem Wohlleben, den Geschäfften, und der Sorglosigkeit — welches die Schutz-

göttinnen dieses Hauses waren — wurde der gute Oberst S. bald vergessen, und er blieb im Gefängniß. In Zeit von drei Monaten verging kaum ein Tag, da die brave Tochter nicht ihren Vater besuchte und tröstete. Oefters brachte sie ganze Tage bei uns zu. Sie machte unsere Mahlzeiten fröhlich, und das angenehme Wesen, das sie, gleich einem sanften Lichte, um sich verbreitete, verminderte die Melancholie unsrer Lage. Mit Dank erkenne ichs noch: das Vergnügen sie zu sehen, sie zu hören, ihr lustiges aufgewecktes Wesen, die Neuigkeiten, die sie uns zubrachte; dies alles war mir ein Balsam, bei dem Schmerz, der mich ganz durchdrungen hatte. Zuweilen trug sie die Briefe, die ich an meine Freunde schrieb, in ihrem Busen. Sie wurde selbst von dem Barbaren Cunningham geehrt. Sie war gleichsam der Mittelpunkt unserer Gesellschaft, mit der sich verschiedene amerikanische Offiziere einer andern Kammer vereinigten, und wir fühlten es allemal insgesamt gleich stark, daß sie die Last unsrer Ketten erleichterte.

Einer von den Offizlers verwandelte seine Bewunderung in die lebhafteste Liebe. Er erklärte es ihrem Vater. Dies war ein Tag, der uns in unsern traurigen Mauern eine äußerst neue und interessante Scene verschaffte. Der Eifer und Enthusiasmus, in welchem er sprach, kamen mir eben nicht wunderbar vor. In seinem Alter würden mich Bewunderung und Achtung ebenfalls zur Liebe geführt haben. Das sonderbare Schicksal des jungen Menschen machte diese Scene vor unsern Augen noch interessanter. Er war Kornet bei dem unglücklichen Virginischen Dragonerregimente, das in diesen Quartieren bei Tappawn überfallen, und

vom General Grey mit kaltem Blute niedergemacht war. Die Umstände dieser Massakre sind schauderhaft. Unbegreiflich ist die Art von Schwärmerei, die solche Ordres geben, und Menschen finden kann, die barbarisch genug sind, sie auszuführen.

Eine Partei Soldaten, mit Fackeln und Bajonetten in der Hand, drang in die Kammer, worin dieser junge Kornet schlief. Sie stürmten auf sein Bette zu, und wollten eben zustoßen, als einer rief: Schade um einen so schönen Jungen! Dies hielt sie zurück. In dem Augenblick erwachte er, und sprang aus dem Bette. Zum Glück wiederholte der vorige das nämliche mit Nachdruck, und beredete seine Kameraden, ihn zum Gefangenen zu machen. Unter solchen Umständen wurde das Leben eines jungen Offiziers gerettet, der sich jetzt mit seinen Wünschen an Mamsell Julchen Smith machte.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch der That gedenken, die einem jungen schottischen Lieutenant Ehre macht, dessen Namen ich aber vergessen habe. Vor dem nächtlichen Ueberfall hatte der General, der solchen angab, befohlen, daß ihm alle Flintensteine sollten abgeliefert werden. Er theilte seine Partei in gewisse Pelotons, die von Offiziers kommandirt wurden, denen er die Order gab, Alles niederzumachen. Ein schottischer Lieutenant fand vierzehn Personen in einer Scheune im tiefen Schlaf. Statt die barbarischen Orders des Generals auszuführen, sagte er: „meine Freunde! wir sind Soldaten und keine Schlächter. Wir machen Sie zu Kriegsgefangenen. Was würden wir sagen, wenn Amerikaner auf solche Art kämen, uns bei Nacht in unsern Quartieren niederzumachen?„ Diese vier-

vierzehn Dragoner waren die Einzigen, welche dem Blutbade entgingen, außer denen, welche das Glück hatten, durch die Flucht zu entkommen.

Drei Monat waren beinahe vergangen, ohne daß Julie das geringste für ihren Vater erhalten konnte, der in der Zeit wieder zweimal die Steinplage gehabt hatte. Endlich erhielt sie so viel, daß er zwar zu den Seinigen zurückkehren; die Sachen aber, in Absicht der Flüchtlinge, die ihn gefangen genommen hatten, in dem nämlichen Zustande bleiben, und er eine Kaution von 300 Guineen stellen sollte, den Leuten aus der Provinz Konnektikut nicht wieder beizustehen. Ob ers gleich beschwören konnte, daß diese Sache falsch sey; so mußte er sich doch unterwerfen. Seine Krankheit, sein Verdruß, das Bitten seiner Frau und Kinder; dies alles nahm ihm den Muth, und er vergaß den Entschluß, den er vorher gefaßt hatte: so lange im Gefängniß zu bleiben, bis er Gerechtigkeit erhalten hätte. Darüber würde er noch darin seyn. Ists möglich, sagte er einst zu dem Oberst C. G. — dem einzigen englischen Offizier, der so viel Menschheit hatte, die Gefangenen zu besuchen — daß Räuber mit so viel Unverschämtheit triumphiren? Traurig genug, mein guter Amerikaner! war die Antwort; aber es ist nun einmal so. Warum das, fragte Smith? Weil es bei gegenwärtiger Regierung ein Grundsatz ist, die Refügiers nicht muthlos zu machen, wenn sie auch noch so viel Böses ausüben. Sind also, fragte ich ihn, die Amerikaner Bären — Ungeheuer geworden, welche die schwachen Rechte der Menschheit nicht wieder zurückrufen können? So großes Recht, sagte er, Sie auch immer haben können; so müssen doch diese Leutchen nicht

Unrecht haben. Da sehen Sie die Ursache, warum Sie nicht vor den Kriegsrath haben kommen können. Der Präsident, ein sehr menschlicher Soldat, würde sich nicht haben entbrechen können, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das sollte aber nicht seyn. Ich beklage Sie, armer Amerikaner!„

Ich selbst kam vierzehn Tage nach dem Obersten S. los, und weiß also nicht, was nachher noch sein Schicksal gewesen ist.

XIV.

Hydra, die teuflische Pflegetochter.

Ein Beispiel ganz andrer Art.

Benigna, eine in ihrem Hauswesen ordentliche und zum Wohlthun geborne Christin, lebte bei schon ziemlich hohen Jahren mit ihrem noch ältern Ehegatten in einer sehr zufriednen Ehe, ohnerachtet sie keine Kinder hatten. Ihr gutes durch kluges Haushalten erworbenes Vermögen, noch mehr, ihr zur Menschenliebe durchaus gestimmtes Herz bewog sie, ihres Bruders hülfsbedürftige Tochter in ihr Haus, Aufsicht, Erziehung, ja sogar an Kindes Stelle aufzunehmen, und selten hat wol eine Mutter gegen ein Kind, das sie unter ihrem Herzen getragen, mehr Treue und Rechtschaffenheit, Sorgfalt und Güte blicken lassen, als Benigna

nigna gegen ihre Tochter, welcher wir den Namen Hydra geben wollen. Es bleibt ſchwer zu begreifen, wie eine Perſon, welcher es nicht an einer weiſen und frommen Erziehung gefehlt hat, zu dem außerordentlichen Grade der Bosheit und ſchon in jungen Jahren habe gelangen können, als dieſe Hydra durch ihr Betragen verrathen hat. Uneingedenk der Wohlthaten ihrer lieben Pflegemutter, bei angenommenen Schein der Ehrfurcht, der Zärtlichkeit und des kindlichen Gehorſams, faßte ihr boshaftes Herz den Entſchluß, dieſe Perſon, von der ihr Glück und Wohlfahrt abhing, grauſam zu ermorden.

Die gerichtlichen Akten laſſen auf nichts ſchließen, wodurch die fromme Matrone ihr dazu Anlaß gegeben hätte, um etwa einige Entſchuldigung zu finden, und nicht das Geringſte konnte ſie zu dieſem ſataniſchen Vorſatze reizen; blos die Alte, wie ſie ihre Tante zu nennen pflegte, lebte ihr zu lange. Sie glaubte durch ihren Tod in den Beſitz ihrer Güter zu gelangen, indem der abgelebte Mann ſein höchſtes Ziel des Lebens bereits erreicht hatte; alsdann aber ſahe ſie, ihrem Wahne nach, der glücklichſten Heirath entgegen; und ſo verblendet, ſtählte ſie ihr Herz, ihre mehr als mütterliche Tante dem ſchrecklichſten Tode aufzuopfern.

Die häuslichen Umſtände hatten es dergeſtalt gefügt, daß Hydra mit dem Dienſtmädchen ihrer Wohlthäterin, Ratante, auf einer Kammer und in einem Bette ſchlief. Anſtatt daß ſonſt Dienſtbothen wegen Mangel guter Erziehung den Kindern des Hauſes für ihren moraliſchen Charakter pflegen gefährlich zu ſeyn, ſo war es hier vielmehr die ſorgfältig erzogene Hydra einem unſchuldigen und gutdenkenden Mädchen. Sie

hatte

hatte einmal festgesetzt, die Alte sollte sterben, aber selbst wollte sie nicht Hand an sie legen; daher brauchte sie Mittelspersonen, ihren verfluchten Anschlag ins Werk zu richten. Nie haben sich Schwestern zärtlicher geliebt und in größerer Vertraulichkeit gelebt, als Hydra und Natante. Jene wählte sich also diese zum Werkzeuge ihres blutdürstigen Vorhabens, aber sie fand, welches sie wol nicht vermuthet hatte, bei ihr großen Widerstand.

Als sie zum erstenmale sich ihr entdeckte, brauchte sie den Ausdruck: „Unser Herr Gott läßt so viele brave Leute sterben, die Alte aber will der Teufel niemals holen, wenn ich sie nur hätte, wo ich sie haben wollte, ich wollte bald mit ihr fertig werden.„ — Bei dieser Aeußerung überfiel das Herz der Natante, das damals noch unschuldig war, Schauder und Entsetzen. Religion, Gewissen und Gefühl der Menschheit ließen sie nicht dahin kommen, diesem teuflischen Gedanken ihren Beifall zu geben. Sind Sie nicht klug, sprach sie — was fehlt Ihnen? Um Gottes willen, welche abscheuliche Gedanken? — Es blieb aber die Undankbare dabei, daß es ihr wahrer Ernst sey, und daß es nach gerade Zeit wäre, daß die Alte aus der Welt geschafft würde, sie verlange weiter nichts von ihr als reinen Mund zu halten. — Ihre Vertraute versprach ihr solches, ermahnte sie aber zugleich, solche blutgierige Gedanken zu ersticken, und Gott zu bitten, daß er sie nie in solche gefährliche Versuchung wolle kommen lassen. — Ein lautes Gelächter war die Antwort dieser verstockten Seele. Anstatt ihren Vorsatz aufzugeben, sann sie darauf sich eine Gehülfin zu verschaffen, welche sich für ihre Absichten besser schicke.

Ohn-

Ohnweit von der Wohnung der Benigna diente bei einem Bürger eine Magd, welche sie im Verdacht hatte, daß sie an einem gewissen, in ihrem Hause begangenen Diebstahl schuldig sey; dies schien der Hydra eine günstige Gelegenheit, ihr Vertrauen und Beistand zu gewinnen, zumal man es ihr wohl ansehen konnte, daß sie Bosheit und Irreligion genug besaß, sich als ein Werkzeug zur Ausführung ihres Plans, brauchen zu lassen. Um sie also auf ihre Seite zu ziehen, entdeckte sie ihr, den auf sie geworfenen Argwohn ihrer Tante, mit einer Art von Mißbilligung, und mit dem Zusatz: wie dieselbe damit umginge, ihr durch einen Teufelsbanner ein Auge ausstechen zu lassen. Gewiß, fuhr sie fort, es ist mit der Alten nicht mehr auszustehen. — Was wirkt der Aberglaube nicht auf ein anklagendes Gewissen! So wie die Magd der Hydra für diese Nachricht dankte, entbrannte sie von Haß und Rachbegierde gegen Benigna, billigte ihr Urtheil, daß es am besten sey, sie je eher je lieber auf die Seite zu schaffen, und setzte hinzu: Wenn ich die Alte nur hätte, wo ich sie haben wollte, ich wollte mit ihr bald fertig werden.

Nun war die erste Anlage fertig, und es fehlte nur am ausführlichen Entwurf, wie die That mit völliger Sicherheit sollte vollführt werden. Das sahen beide ein, daß es schwer seyn würde, wenn man die Natante nicht mit in das Komplot ziehen könnte. Da nur derselben zärtliches Gewissen im Wege stand, so übernahm es die Dienstmagd, welche wir Meduſa nennen wollen, einen Anfall auf dasselbe zu wagen. So bald sie also Gelegenheit hatte, sich mit ihr zu unterreden, bemühete sie sich, das Laster als eine gleichgültige

Sache zu schildern, und über Gewissensbisse und Religionstriebe ihr Gespötte zu treiben. Hydra auf der andern Seite verdoppelte ihre Liebkosungen, und begleitete sie, sowol mit Lobsprüchen als Geschenken, und da sie zusammen in einem Bette schliefen, fehlte es ihr nie an Gelegenheit, nach und nach den natürlichen Abscheu gegen das Laster bei ihr zu ersticken, und ihr warnendes Gewissen immer mehr und mehr einzuschläfern, bis sie den Zeitpunkt sahe, sie nochmals um Beistand ihres für sie beide so vortheilhaften Vorhabens anzusprechen; denn große Verheißungen mußten ihren Vorstellungen das stärkste Gewicht geben.

Welches Mitleid muß nicht das Herz eines Menschenfreundes erfüllen, wenn er diese Lage eines jungen unerfahrnen, gutherzigen Mädchen von siebzehn Jahren bedenkt, und zuletzt sieht, daß das unbefestigte Herz des Menschen wie ein Wachs ist, welches bei einer jählichen Wärme allen Eindrücken nachgiebt. — Natante ward überwunden — sie gab nach, und ließ durch glatte Worte sich fangen, in den entworfenen Plan der Hydra zu willigen. Dieser bestand darin, den Tod der guten Benigna so zu veranstalten, daß er einem ungefähren Zufall ähnlich sähe, sie selbst aber davon so weit als möglich entfernt bliebe. Zu dem Ende ersann ihre Bosheit folgende List. Es hatte ihre Tante auf einem Seitengebäude ein Zimmer, darin sie alle Bedürfnisse ihrer Haushaltung bewahrte, und zu welcher eine Wendeltreppe führte. Diese Wendeltreppe sollte ihr den Tod bereiten, so daß das junge Mädchen, wenn sie dieselbe begleiten würde, sie von derselben herunterstieße, und die Meduſa, unten an der Treppe, ihrer mit einem Prügel erwartete, um ihr

durch einen Schlag auf den Kopf den letzten Rest zu geben; denn eine Wunde oder anderes Merkmal, das davon zurückbliebe, könne immer durch einen Fall erklärt werden.

Fein war, dem ersten Ansehn nach, dieser boshafte Anschlag, und daher reizend genug den Beifall der andern beiden Mädchen zu erhalten. Sie bestimmten sogleich Zeit und Stunde, da er sollte ins Werk gestellt werden. — Er erschien bald der grausenvolle Augenblick. — Hydra ging zu ihrer Tante, und bat sie um Flachs zum Spinnen, worauf sie sich sogleich wieder in ihr Zimmer verfügte. Benigna rief also die Natante, mit ihr zu gehen und ihr zu leuchten, während des die Meduſa schon ins Haus gelassen war. Als die alte Frau wieder herausgieng, stellte sich Natante abgeredtermaßen, als ob sie eine Stufe verfehlte, und fiel ihrer Frau in den Rücken; aber ohnfehlbar erlaubte ihr der innere Aufruhr ihrer Seele nicht, es mit soviel Gewalt zu thun, als nöthig war, oder die Langmuth Gottes wollte den Boshaften noch Zeit zum Nachdenken gönnen. Kurz, Benigna, statt daß sie fallen wollte, hielt sich am Geländer und schrie, worauf Meduſa davon lief, und sich durch die Hausthür, die man für sie offen gelassen, ganz still entfernte. Ein heftiges Schrecken war es alles, was Benigna bei diesem Vorfall erlitt, und mit demselben erzählte sie der Hydra, welche still in der Wohnstube sitzen geblieben war, was ihr begegnet sey. Diese, mit verstellter Bestürzung, schalt auf die Natante mit vieler Heftigkeit, daß sie so unvorsichtig gewesen. Wie leicht, sprach sie, hätte dies der einzigen Stütze meines Lebens das Leben kosten können. In diesem verstellten Affekt lief sie nach der

Apothe-

Apotheke und holte der erschrockenen Benigna ein Pulver, welches sie ihr selbst eingab, und ihre falschen Liebkosungen mit einem erlogenen Mitleiden begleitete. Allein was war es? Sie schärfte ihre Zunge wie eine Schlange, und Ottergift war unter ihren Lippen. Sobald sie mit der Natante auf ihrer Schlafkammer war, warf sie ihr ihre Dummheit und Zaghaftigkeit vor, und erklärte, daß die Alte aus der Welt sollte, es möchte kommen, wie es wollte. Hätte der Teufel ihr hier etwas in den Weg geworfen, so müßte sie auf ein ander Mittel sinnen. Das unter der Empörung eines strafenden Gewissens jetzt bestürmte junge Mädchen fing an zu weinen, bezeugte ihre Reue über den Schritt, wozu sie sich bereits verführen lassen, und bat die Hydra wehmüthigst, von ihrem abscheulichen Vorhaben abzustehen, wenigstens ihrer zu verschonen, da sie unmöglich sich noch einmal entschließen könnte, ihre Hände mit unschuldigem Blute, mit dem Blute ihrer Wohlthäterin zu besudeln. — O, sprach Hydra mit einem hämischen Gelächter, nun, feige Seele, ist es zu spät, dich von deiner Verbindung los zu machen. Du hast dich einmal brauchen lassen, die Alte umzubringen, nun sollst du schon das Ende abwarten, und was fürchtest du? Der Ausgang wird dir die kleine Angst reichlich ersetzen. — Des andern Tages gab sie ihr ein abgelegtes Kleidungsstück, und dieses sowol, als ihre glatten Worte bewogen das aufrührerische, schwankende Herz der bestürmten Natante aufs neue, daß sie einem wiederholten Blutrathe beiwohnte. In diesem ward beschlossen, die Matrone des Morgens, ehe sie erwachte, im Bette zu erdrosseln; denn sie schlief neben der Wohnstube in einer Kammer allein. Die verruchte That

sollten

ſollten die beiden Dirnen wiederum allein verrichten, ohne daß Hydra dabei wäre. Es ſchien ihr aber, als wenn ſie ſich nicht genug Geſchick zutrauten, dies Kunſtſtück der ſchwärzeſten Bosheit auszuführen, daher übernahm die geſchäfftige Hydra ſelbſt die Mühe, ihre Mithelferin zu unterrichten, wie ſie mit leichter Manier Jemanden einen Strick um den Hals werfen, ihn erdroſſeln und das Genick umdrehen könnten. Um ihnen ſolches recht praktiſch zu zeigen, machte ſie ſelbſt mit dem dazu ſchon angeſchafften Strick an der Natante die Probe. Sie mußte ſich aufs Bette legen, und Hydra hatte mit der größten Behendigkeit den Strick um ihren Hals, bis zum Anziehen herumgeſchlungen. Dies mußte die Meduſa ihr ſogleich nachmachen, und damit beide darin eine Fertigkeit erlangten, legte ſie ſich ſelbſt aufs Bette, ließ die Probe etlichemal an ihrem Halſe wiederholen, zeigte dabei ſorgfältig die begangenen Fehler, und endlich glaubte ſie gewiß, daß ihre Unterwieſene von dieſer Mordkunſt ſo viel als nöthig würden begriffen haben.

Auf dieſe Vorbereitung war nun Tag und Stunde dieſer ſchwarzen That feſtgeſetzt, und wie ſie erſchienen war, erwarteten die beiden Mägde ihre Anführerin. Dieſe gebot ihnen mit leiſen Schritten, durch die Wohnſtube nach der Schlafkammer der Benigna zu gehen, und ſich als wohlunterwieſene Lehrlinge zu zeigen. Sie ſelbſt wollte vor der Wohnſtube den Ausgang erwarten. — — Gott! ſollte ihr das Herz nicht geſchlagen haben! — Ja, es ſchlug, aber blos für ſchäumenden Blutdurſt, blos für Verlangen, bald das Röcheln ihrer ſterbenden Wohlthäterin zu hören, und das Ziel ihrer Wünſche zu ſehen. Schmachtend

sahe sie also dem leisen Schritt ihrer Werkzeuge nach. Aber, wie ein Wanderer vor einer Höle zurückbebt, worin er das Brüllen eines Löwen höret, so flohen die Mägde vor der Kammerthür zurück, und jagten angstvoll die Hydra von ihrer genommenen Warte. Denn Benigna war eben schon aufgewacht, oder der Engel des Herrn hatte sie geweckt, als Satanas die Mörderinnen zu ihrer Kammer führte. Sie hörte genau die Tritte der Bösewichter, und rief mit lauter Stimme, wer vor der Kammerthüre wäre? Mit einemmale überfiel die Mörderinnen das Schrecken der Hölle; die fremde Magd floh aus dem Hause, und Hydra legte sich geschwinde mit der Matante ins Bette.

Nichts, als die Sorge, daß das Geräusch von Dieben entstanden, bewog die Matrone aufzustehen, ein Licht anzuzünden, und nach der Schlafkammer der beiden Frauenzimmer hinzugehen. Diese stellten sich an, als wenn sie aus dem tiefesten Schlafe erwachten; indessen befahl ihnen Benigna aufzustehen, und das Haus zu durchsuchen, ob jemand sich darin versteckt hätte, oder bereits ein Diebstahl geschehen sey. Man wird die Antwort leicht von selbst errathen. Es wurde nichts gefunden, alles für eine leere Einbildung erklärt, oder einer Katze zugeschrieben, worauf alles wieder zur Ruhe eilte.

Man kann aber leicht denken, wie willkommen die Matante der Hydra auf ihrer Schlafkammer gewesen. Die grausamsten Flüche eines für Wuth schäumenden Herzens wurden über das Mädchen, und fürchterliche Drohungen wider das Leben der Unschuldigen, die nur

der

der alte Hund heißen mußte, ausgestoßen. Natante wagte es nicht, ihr zu widersprechen, zufrieden, daß Hydra sie selbst nicht erwürgte, und ihre fernern Dienste nur abnähme.

Des Morgens ging die Grausame nach der Wohnstube ihrer Tante, und traf sie bei häuslicher Arbeit. Ganz Zärtlichkeit, küßte sie ihr mehrmals die wohlthätigen Hände, erkundigte sich nach ihrem Befinden, und mit einer zitternden Thräne im Auge versicherte sie, daß sie sich von dem Schrecken, den dieser Vorfall ihr verursacht hätte, noch nicht erholen könnte. — Wenn Sie erlauben, setzte sie hinzu, so will ich mein Bette in Ihre Kammer setzen; damit Sie doch Jemand bei der Hand haben, wenn Ihnen etwas zustößt. Allein Benigna wollte dies vielleicht aus innerm Triebe der alles regierenden Hand Gottes nicht gestatten, und Hydra verlor dadurch das leichteste Mittel, das schon angehäufte Maaß ihrer Bosheit voll zu machen.

Sollte dies Ungeheuer nun nach zween vergeblich ausgeschlagenen Versuchen, nicht endlich einmal müde geworden seyn, auf neue Ränke zu sinnen, um dem Gerechten aufs Blut zu lauren? — Aber nein; so leicht spannt Satan seine Sklaven nicht aus, sie müssen fort, fort zum Abgrunde; fort, bis das Laster sie ganz zu Boden schlägt. So wie der Blutdurst der Hydra immer größer wurde, wuchs auch ihre Blindheit denselben zu stillen. Der erste Versuch schien sehr arglistig zu seyn, allein welche Dummheit, zu glauben, daß er verborgen geblieben seyn würde, wenn die Frau auf diese Art umgekommen wäre! Ohne Zweifel würde doch

Staatl. Bibliothek Passau

Natante befragt worden seyn, wie es zugegangen? und was würde diese, gefoltert von einem damals noch wachenden Gewissen gesagt haben? — Der zweite Versuch verrieth schon eine größere Verblendung. Sollte man das nicht haben sehen können, wenn Jemand erdrosselt worden? würde man auf Jemand anders als auf eigene Hausgenossen gedacht haben? Aber wo bleibt da das Nachdenken — was war da für Sicherheit, als Hydra den dritten Plan entwarf? — Dicke Blindheit stellte sie an den Abgrund, der sie verschlingen sollte, und der Taumelkelch des Satans machte sie so dreiste, daß sie keine Gefahr erblickte, wo man sie mit Nachsinnen nicht größer hätte veranstalten können.

Die letzte Zusammenkunft, welche die Verbundenen unter einander hielten, brachte diese zu Stande, und gab einen Beweis von der wachsenden Bosheit eines Herzens, welches einmal in den Stricken des Satans gefesselt ist. Die Erzählung der Ausführung desselben wird dies deutlich entwickeln; doch müssen wir vorher noch bemerken, was die Eröffnung dieses Plans in den Herzen der Natante und der Meduſa für Wirkungen hervorbrachte. Letztere, so beherzt und boshaft sie auch immer war, schien sich dafür zu entsetzen; doch die Versprechung einer großen und unfehlbaren Belohnung überwand sie bald, ihre Einwilligung zu geben. Natante hingegen war anfangs gar nicht zu bewegen; Schaudern überfiel sie, als das Abscheuliche der zugemutheten That ihrem Gewissen sich darstellte. Voll Reue wegen des schon begangenen, bat sie die Unholde mit Thränen, sie zu verschonen, ein Werkzeug bei Ermordung einer alten Frau zu werden, welche sie nie beleidigt

leidigt, aber beiden unzählig viel Gutes gethan hätte. Dieſer ſichtbare Abſcheu, welchen ſie gegen ein ſo verruchtes Unternehmen äußerte, machte ſogar die Meduſa, nach ſchon gegebenen Beifall wieder wankelmüthig. Hatte gleich Natante angelobet, nichts zu entdecken, wenn ſie nur verſchonet würde; ſo ging der Meduſa doch das durchs Herz, als ſie hinzuſetzte, wenn wir auch den Händen der Obrigkeit entgehen, iſt noch ein Gott im Himmel, der uns ſiehet, und uns finden und mit ewigen Strafen uns züchtigen kann. Aber bei dem allen blieb Hydra unbewegt, aufgebracht ſchalt ſie beider Untreue, ſpottete ihrer Zaghaftigkeit, blendete ſie durch große Verſprechungen, und legte beiden, durch Ueberreichung eines Stück Geldes goldne Feſſeln an, wobei ſie argliſtig erzählte, daß ihr ein gelehrter Mann verſichert hätte: eine alte und ſo böſe Frau umzubringen, wäre nicht Sünde, und wäre auch dieſes, dürfte man es nur einem Pater beichten, welcher Macht hätte, alles zu vergeben.

Kaum ſollte man glauben, daß ſo nichtswürdige und läppiſche Ueberredungsgründe etwas hätten fruchten können: allein wer der Sünde erſt einen Finger breit Raum gegeben, den reißt ſie bald wie ein Mühlrad in die Fluthen. Die Betrogenen wankten, fingen an nachzugeben, und endlich erklärten ſie ſich, ihrem Vorſchlag getreu nachzukommen. — Nun vertheilte Hydra mit größter Befliſſenheit die Rollen ihres Trauerſpiels. Der Mord ſollte im Keller geſchehen, welcher durch eine Thüre von einem andern abgeſondert war, der eine Oeffnung nach der Straße hatte. Meduſa ſollte ein ſcharfes Beil, das Hydra ihr geben wollte,

nehmen, Natante hingegen einen Schlägel, und Hydra selbst wollte veranstalten, daß Benigna zu einer gewissen Zeit und Stunde allein in den Keller kommen, und in den zweiten gehen müßte. Wenn sie nun die Thüre zu denselben aufschließen wollte, sollte die eine mit dem Beil ihr den Kopf zerspalten, die andere aber mit dem Schlägel zur Hand seyn, um ihr den völligen Rest zu geben. Zu dem Ende wieß sie beiden ihren Standort hinter einem großen Weinfaß an, welches noch an der zwoten Kellerthüre stand, und alles schien den beiden Verschworenen wohl ausgesonnen und leicht zu seyn. Nun kam es darauf an, es zu veranstalten, daß Benigna zu einer bestimmten Stunde in den zweiten Keller gehen mußte. Das wußte die Hydra gleich den folgenden Tag auf folgende Art ins Werk zu richten.

Die alte Frau hatte, als eine ordentliche Wirthin einige kleine Tonnen Butter im zweiten Keller stehen; und war gewohnt, allemal einen Topf voll daraus zu nehmen, und in die Küche zu geben. Diesen Umstand nutzte die Hydra. Sie kam des Morgens, als der unglückliche Tag erschienen war, und sagte ihr mit verstellter Freundlichkeit, daß nur noch ein geringer Vorrath von Butter in dem Topfe sey, und fragte sie dabei, ob es ihr nicht gefällig wäre, auf den Nachmittag denselben wieder zu füllen? Ja, sagte die fromme Frau, hilf mir Nachmittag um zwei Uhr nur daran denken, alsdann werde ich das Nöthige besorgen. Erlogene Liebkosungen und tückische Schmeicheleien lockten von der Benigna noch einige Lobeserhebungen ihrer Wirthlichkeit heraus, und Hydra speisete mit ihr, voll von innigem

gem Vergnügen, daß ſie heute ihren verfluchten Zweck erreichen, und ihre Tante zum Opfer ihrer unnatürlichen Wuth und Geldbegierde machen würde.

Zu dem Ende hatte ſie die Werkzeuge ihrer Bosheit, jene zwo Mägde, bereits in die Küche beſtellt, auf ihre Befehle zu warten und ſie mit den Mordgewehren verſehen. Sie ging darauf mit ihnen in den vorderſten Keller, und wieß ihnen alle Gelegenheit, mit der Erinnerung jetzt mehr Thätigkeit zu beweiſen, als die beiden vorigen male. — Und nun eilte ſie zu ihrer Tante. Frau Baſe, ſprach ſie zu ihr, wollen wir jetzt nicht in den Keller gehen und die Butter herausnehmen? — Gut mein Kind, verſetzte die Unſchuldige; komm, wir wollen hingehen, und ſo gingen ſie beide zum Keller. — Kaum war das Schlachtopfer die erſte Stufe hinunter geſtiegen, ſo rief Hydra mit einer angenommenen Aengſtlichkeit! Ach Frau Baſe, ich hätte beinahe den Topf vergeſſen, gehen Sie nur herunter, ich komme den Augenblick nach. Dies war eine doppelte Liſt; denn einmal hatte ſie ſichs feſt vorgenommen, bei dem Mord abweſend zu ſeyn, und fürs andere war Herr S**, der alte ehrwürdige Greis und Ehegatte der Benigna, nach dem Eſſen in den Hof gegangen, um friſche Luft zu ſchöpfen. Dieſes ſchien ihr ſehr bedenklich, denn er war dem Mordplatze zu nahe. Sie überredete ihn alſo in der Geſchwindigkeit mit glatten Worten ſich der ſchädlichen Witterung zu entziehen, und auf ſeine Stube zu gehen, die im zweiten Stock war. — Er ging, der alte Greis, und wußte nicht, daß Satan im Begriff war, ein Band zu trennen, welches er vor Gottes Augen geknüpft, und welches

noch der einzige Trost ihres Alters, und das süßeste Vergnügen seiner schwachen Zurückerinnerung war. Sie aber stieg herunter, die wohlthätige Menschenfreundin, und dachte wol nichts weniger, als daß sie zum Opfer der gräßlichsten Mordsucht bestimmt war. Jetzt schloß sie den zweiten Keller auf, und trat in desselben Thüre, als Meduſa ihr den Streich mit dem Beil versetzte — aber Preiß sey der wachenden Vorsehung, welche die Unschuld beschirmet — der Mordstreich traf fehl, und verwundete nur den Hals der Unglücklichen, so wie der Schlägel der Natante blos den Arm der Wehrlosen traf. — Erschrocken fiel die ehrwürdige Matrone; und rufte voll Angst Herr Jesu, Mörder! — Wer hilft mir? —

Wie ein Jäger, welcher auf einem Hauer einen Fehlschuß gethan, athemlos den Gipfel eines starken Baums zu ersteigen sucht; so flohen diese verhetzten Grausamen die Kellertreppe hinauf, und erzählten der Urheberin dieses schauernden Auftritts den zum drittenmale vergeblich unternommenen Versuch ihrer schäumenden Blutbegierde.

Angst, Schrecken, Verzweifelung, schüchterne Blicke verstellten die satanische Gesichter dieser drei Unholde, als einige Männer, die in das Haus traten, sie bei der Kellerthüre in dieser Stellung überraschten. — Das klägliche Geschrei der Unglücklichen war durch die bereits eröffnete Thüre des zweiten Kellers, der eine Oeffnung nach der Straße hatte, gedrungen, welches vielleicht nicht geschehen wäre, wenn der Mord eher versucht worden. — Einige Männer, die daselbst

standen

ſtanden und mit einander ſprachen, hatten es gehört. Nach kurzem Bedenken gingen ſie in das Haus, um zu ſehen, was vorginge. Dieſer Anblick ſetzte die Bluthunde in noch größere Beſtürzung, zumal ſich bald mehrere zu ihnen hereindrangen. Zerſtreuung, wilde und ſchüchterne Blicke, blaſſe Angeſichter wurden die Verräther ihrer Schandthaten. Einer von den Anweſenden that gleich den Ausſpruch: man laſſe dieſe Mädchens nicht weg; hier iſt es nicht richtig — und Verſtummen, Muthloſigkeit und verbiſſene Angſt beſtätigten dies Urtheil aufs Vollkommenſte.

Alles lief in den Keller. Hier lag ſie, die gute Benigna, von Schrecken betäubt, unvermögend ihr Unglück zu erzählen. Man brachte ſie in ihre Wohnſtube, und ſie gab, durch Fingeranzeige diejenigen zu erkennen, welche ihr häufig rinnendes Blut vergoſſen hatten.

Das erſte war, nach einem Wundarzte zu laufen, ein anderer begab ſich ſofort der Obrigkeit dieſen Vorfall anzuzeigen. Der erſte fand die Verwundete, der durch die Verblutung entgangenen Kräfte, und ihres hohen Alters wegen, in größter Lebensgefahr; jedoch angewandte Geſchicklichkeit und Treue rettete ihr nach einiger Zeit das ſo oft in Gefahr geweſene Leben. — Man kann leicht denken, daß ein ſolcher Vorfall in wenig Minuten ruchtbar ward, und eine große Menge Volks ins Haus zog. Mit dieſer kam auch ein Abgeordneter der Obrigkeit, nebſt gehöriger Wache, um die Verdächtigen ins Gefängniß zu führen. Bei Eröffnung deſſelben brach der verſtockten Hydra und der be-

trogenen Natante das Herz; aber die verruchte Meduſa ließ die Worte hören: es gereue ihr, daß ſie den alten Hund nicht gar todt geſchlagen.

Inzwiſchen konnten alle drei die That nicht leugnen, da ſie völlig überführt waren, und was hätte man gewiſſer vermuthen ſollen, als daß, bei ſo klarer Lage der Sache ein rechtskräftiges Endurtheil hätte erfolgen ſollen. Allein der erſte Richter hatte den Einfall, die Verbrecher erſt noch ein wenig zu quälen, ehe der Tod ihr laſterhaftes Leben endigte; deswegen ſchlug er gewiſſe zur Sache gar nicht gehörige Fragen vor, über welche ſie erſtlich, unter Drohung der Marter ſollten vernommen werden. Jedoch man trug billig Bedenken, dies Urtheil zu vollziehen; daher ſchickte man die Akten an eine andere Fakultät, welche kurz und gut die Hydra und Meduſa zum Schwerdte, die Natante aber zum Staupenſchlage und ewigen Landesverweiſung verdammte.

Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder.

XV.

Willst du gute Kinder haben, so gieb ihnen eine gute Erziehung.

Gewöhnliche Fehler bei derselben.

Herr Eisenrost, der Vater zweier Knaben und eines Mädchens, war Bürgermeister und Stadtrichter von einem kleinen Städtchen, ein Mann, der seine väterliche Gewalt in seinem Hause, wie in seinem Städtchen seine obrigkeitliche und richterliche, sehr streng ausüben mochte, indem er sich bei jeder Gelegenheit sehr für die Karbatsche und Ruthe, als die besten Erziehungsmittel, kurz, wie er es nannte, für die alte Erziehung, erklärte. Herr Süßholz hingegen, sein Nachbar und Prediger bei einem Edelmanne, dessen Kammerjungfer er geheirathet, und mit welcher er zwei Mädchen und einen Knaben hatte, erklärte sich für die neuere Erziehungsmethode, wie er sie nannte, sprach viel von Edukationswesen, von Freiheit, von Naturmenschen und solchen Dingen, von denen die, zu welchen er so redete, wenig verstanden. Die Kinder des ersten waren steif wie Klötzer; scheu, ängstlich, und das Ja und Nein, das ihnen abgepreßt wurde, sagten sie in einem

so

so weinerlichen Tone, daß man immer den Ausbruch eines Thränenstroms erwartete. Die andern waren die ungezogenste Geschöpfe, grob, zankten sich, schimpften einander, und achteten auf kein Zureden Etwas. Gleich bei der Suppe wurde, da sie den Professor * * in H * * * besuchten, wie natürlich, dem ältesten Mädchen zuerst vorgelegt; ihr Bruder, neben ihr, der es nicht erwarten konnte, fuhr mit seinem Löffel auf ihren Teller; die jüngste Schwester, zog von der andern Seite den Teller an sich: die größte wollte es nicht leiden, schlug den Bruder mit dem Löffel auf die Finger und stieß die Schwester mit den Armen, und so war die ganze Suppe auf das Tischtuch geschüttet, was nicht daneben auf ihre Schürze kam. Nun fingen sie einen Zank und Geschrei darüber an, wer die Suppe umgestoßen hätte, daß man kein lautes Wort hören konnte. Der Vater mochte ihnen noch so sehr zurufen: „Kinderchen, Kinderchen! macht doch nicht so ein Lärmen! Ihr seyd ja nicht zu Hause, sondern bei fremden Leuten.„ Die Kinderchen fragten weder nach ihm, noch nach den fremden Leuten Etwas, und es wäre schlechterdings kein Mittel übrig gewesen, während der Mahlzeit vor ihrem Geschrei ein Wort aufzubringen, wenn die Frau Professorin * * nicht unter dem Vorwande, daß sie von der verschütteten Suppe sich ihre Kleider ganz verderben würden, sie an ein Nebentischchen befördert hätte. Friderikchen wurde mit hingesetzt, und sollte die Aufsicht übernehmen: aber weder ihre Bitten, noch des Vaters Kinderchen! Kinderchen! half Etwas: bald lag ein Löffel, bald ein Messer unter dem Tische, bald warfen sie einander mit Brodtkügelchen, oder schlugen einander auf die Finger;

kurz,

kurz, sie machten einen Lärmen, daß mehr als einmal Stillschweigen mußte geboten werden. Die andern Kinder saßen hingegen, wie die Bildsäulen, glotzten die andern mit Erstaunen an, und ließen sich alle Ungezogenheiten derselbigen gefallen. Das Gebot ihres Vaters, als er fortging, daß, wofern sie nicht gut thäten, er sie wie die Hunde peitschen wollte, schien ihnen so unaufhörlich in Ohren zu klingen, daß sie immer nach der Thüre sahen, ob er nicht herein träte. Der Beschluß von dem Nebentische war, daß, als man aufstund, Monsieur Süßholz mit der Beinkleiderschnalle an dem Zipfel des Tischtuchs hängen blieb, und das ganze Gedecke mit sich auf die Erde zog, wobei etliche Gläser und ein Teller ihr Leben einbüßten. In demselben Augenblicke trat der Herr Bürgermeister Eisenrost in die Stube, und ward die Zerstörung auf der Erde gewahr, indem der Herr Pastor, um seinen Kinderchen das Bücken zu ersparen, die Ruinen unter vielen Entschuldigungen an die Frau Professorin von der Erde aufraffte. Ohne Erkundigung einzuziehen, wer die Stifter dieses Unheils gewesen wären, sah er seine Kinder unter einem Donnerwetter von niedrigen Scheltworten an, und erhub sein dickes spanisches Rohr, einmal über das andere, das er an ihnen zu zerschlagen drohte, so bald sie auf die Straße kämen. Die armen Kinder bebten, und keines von ihnen würde das Herz gehabt haben, ihm die Wahrheit zu sagen, wenn die Frau Professorin und alle übrige ihm dieselbe nicht mit einigem Unwillen dargestellt hätten. Als man ihn nun überzeugt, daß die Thäter des Pfarrers Kinder gewesen wären, fing er an: ja, wären das meine Kinder, so sollte sie ... Doch ich will jetzt nicht die Sprüche

wieder-

wiederholen, was dann Alles geschehen sollte — „das müssen„ fuhr er fort, „allerliebste Früchtchen seyn!„ — Dieser Ausspruch jagte dem Herrn Pastor Süßholz eine starke Röthe ins Gesicht, und er sagte zu ihm, wiewol unter mancher Verbeugung: er solle es ihm nicht übel nehmen, nach seinen Aeußerungen könne er für seine Person nicht sehr wünschen, eines seiner Kinder zu seyn. Aller feine Saame, den die Natur in ihre Herzen zu einer freien edlen Denkungsart und zu großen Thaten gelegt habe, werde erstickt; denn eine sklavische Behandlung erzeuge sklavische Gesinnungen ⁂ Gott bewahre mich! daß ich auch Vater von solchen Rangen, wie die Ihrigen sind, seyn möchte, hub der Herr Bürgermeister an; doch längst hätte ich sie zu Tode geprügelt: denn auf die Art erziehen Sie doch weiter nichts, als an den Jungen ungezogene Lotterbuben, und an den Mädchen lüderliche Menscher, wo keines vor der Uebertretung aller zehen Gebote sicher ist. — Der Herr Pastor versetzte, ey, ey, ey, Herr Bürgermeister! ich sehe wol, daß Ihre Theorie von der Meinigen verschieden ist! Vermuthlich aber haben Sie nicht die Schriften eines Locke, Rousseau, Basedow und anderer großen Lehrer der Erziehung gelesen, sonst würden Sie ein ander Liedchen singen. Hier wurde er mit einem schrecklichen Gelächter vom Herrn Eisenrost unterbrochen, wobei er ihn versicherte, daß Herr Lock, Herr Pourceau, und wie sie alle heißen möchten, geschrieben und gedacht haben was sie wollten: wie man die Kinder ziehe, so habe man sie, und er selbst wäre gewiß in der Welt so weit nicht gekommen, wenn ihm von seiner Jugend an das Fell nicht brav wäre gegerbt worden! — Der Streit ward endlich zwischen ihnen

so

so heftig, (indem beide zugleich redeten, und keiner den andern verstund,) daß sich der liebe Professor darein legte, und sie bat, sich zu beruhigen. — Beide schrieen denn auf ihn hinein: „habe ich nicht Recht? — „Nein ich? — Und er antwortete ihnen dann: Keins. Sie gehen beide zu weit. Liebe und Ernst ist nöthig. Ernst heißt aber nicht Ungestüm und Wuth, und Liebe nicht blinde Verzärtelung und unvernünftige Nachsicht. Angewöhnung zum Gehorsam aufs Wort ist nöthig, damit sie schon lernen recht thun, und ihre Begierden unterdrücken, ehe man sie noch den Unterschied zwischen Recht und Unrecht, Gutem und Bösem, Schicklichem und Unschicklichem lehren kann. Liebe ist auch nöthig, damit die Kinder überzeugt werden, daß unsere Befehle nicht aus Eigensinn, Zorn und andern Leidenschaften, oder aus Vergnügen, unsre Gewalt an ihnen auszuüben, oder ihnen das Leben zu erschweren, herkommen: sondern daß unser Ernst und jede Art der Züchtigung allezeit ihre Glückseligkeit zu Absicht habe. — Er sagte noch viel Vortreffliches von dieser Art, und der Herr Bürgermeister und der Herr Pastor behaupteten bei jedem Schlusse seiner Worte: Ja so meine ichs auch und das thue ich — und ich auch. — „Unfehlbar, fing der Bürgermeister an: das sieht man an Ihren Kindern — und, fiel der Herr Pastor ein, nehmen Sie mirs nicht übel: die Ihrigen ... Zu gutem Glücke kam hier ein Zuspruch vom Herrn Rosenfeld, einem jungen Herrn von Lilienthal und seiner nur um ein Jahr jüngern Schwestern herein. — Hier, sagte der Herr Professor, werden Sie die Früchte einer wohl überlegten Erziehung in dem Beispiele von ein paar allerliebsten Kindern sehen, ob sie gleich blos auf dem Lande

erzo-

erzogen worden. Aber sie haben das Glück, gute Eltern, und vorzüglich eine vortreffliche Mutter, und in diesem Herrn Rosenfeld, meinem Freunde, ihrem Hofmeister, einen weisen und verständigen Aufseher ihrer Sitten und zugleich einen geschickten Lehrer zu besitzen. —

In der That konnte man nichts liebenswürdigeres, Gefälligeres und Artigeres sehen, als diese beiden Kinder. Schon ihr äußerer Anstand, ihre anmuthigen, freimüthigen, und doch bescheidenen Geberden, stachen gegen die andern Kinder so ab, als wenn man auf einem Beete ein paar schöne wohlgewachsene Bäumchen, an denen hin und wieder schon eine liebliche Frucht prangt, neben etlichen andern, theils wild in einander hineingewachsenen, theils durch das zu unvernünftige Beschneiden, und Beraubung eines freien Wuchses, ausgetrockneten verdorrten Bäumchen sähe. Ihr Ausdruck war, ohne geziert und abgezirkelt zu seyn, frei und doch richtig, auch wohl gewählt, nicht geschwätzig und zudringlich und nicht zurückhaltend und menschenscheu. Sie wollten sich anfänglich zu den andern Kindern gesellen. Nachdem aber des Herrn Eisenrosts seine, die immer in der Entfernung in einem Winkel, wie ein Kleeblat, auf einander hockten, ihnen auf keine Frage Antwort gaben, und des Herrn Pastor Süßholz seine mit so viel unverschämter Neugier ihre Kleider, (die sie für besser als die ihrigen halten mochten) begafften, mit ihren, von fetten Kuchen triefenden Händen bald da bald dort betasteten und beinahe vom Leibe zerrten, so kamen und hielten sie sich an uns; und wir Großen fanden in ihren Gesprächen, die zwar ihrem Alter angemessen waren, doch so viel Unterhaltung,

rung, daß Jedes von uns sich zu ihnen drängte, um mit ihnen zu sprechen. Es war aber nicht nur das Aeußere an ihnen gemodelt, sondern sie gaben auch uns Beweise von ihrem Verstande und gutem Herzen. Ich fragte sie, was sie sich zum Jahrmarkte gekauft hätten. Der Junker antwortete: noch nichts; denn ich will erst sehen, wie weit das Geld, das uns unsere gute Mutter zu unserm Vergnügen gegeben, reichet. Meine Schwester hier und ich haben uns beredet, unserer ältesten Schwester Henrietten, da sie die Mama, die immer mit Kopfschmerzen gequälet ist, nicht verlassen wollte, ein hübsches Buch mitzubringen, und kommen eben mit der Bitte an den Herrn Professor oder auch an Mamsell Friederikchen, da sie von gleichem Alter mit ihr ist, uns eines vorzuschlagen: dann wollte mein Dorchen hier, ihrem Aufwartemädchen, die von ihr selbst geliebt wird, und ich meinem guten Friedrich, meinem Bedienten, auch eine Kleinigkeit kaufen; und da möchte nicht sogar viel übrig bleiben. — Was liegt auch dran, fuhr er fort; wir haben zu Hause schon Sachen zum Spielen genug, und das Vergnügen, das uns das macht, übersteigt alles, was uns Spielereien verschaffen könnten. — Und Sie sagen auch nicht, lieber August, fiel der Hofmeister ein, daß Sie mir schon ein Stockband und Ihre Schwester ein Uhrband gekauft haben? — O! reden Sie ja nicht davon, versetzte der Kleine und küßte ihn, sonst schäme ich mich, daß es nicht mehr war. Nur zu viel, antwortete der Hofmeister, und wenn ich Ihre gute Absicht nicht mit Danke erkennte, so würde ich wol ein wenig damit unzufrieden seyn, weil Personen von Ihrem Alter, die noch nicht des Handels kundig sind, leicht hintergangen wer-

den, und Sie gewiß auch zu viel dafür gegeben haben. Billig hätten Sie Jemanden zu Rathe ziehen sollen. „Konnte ich denn? Sie sollten nichts wissen, und es war eben, da Sie mit dem Herrn Hofrath * * am Fenster stunden, daß ich mich mit meiner Schwester hinausschlich, als wir einen Tabletkrämer im Hause wahrnahmen. — Je nun, lassen Sie es gut seyn, wenn wir auch jedes dem armen Manne, der genug an seinem Korbe zu tragen hatte, 2 Groschen mehr gegeben haben. — Friederikchen schlug ihm dann auf seine fernere Bitte für ihre älteste Schwester die Feierstunden der Grazien, als eine eben so angenehme, als lehrreiche Sammlung guter Aufsätze zur Unterhaltung junger Frauenzimmer vor; der Herr Professor billigte es gar sehr. Man ging mit der Barschaft zu Rathe, es blieb auch noch für das Mädchen und den Bedienten der guten Kinder etwas übrig, und man beschloß dann zugleich nach ihrem Abschiedsbesuche darnach zu gehen. —

Die beiden Kinder wurden darauf ans Fenster gestellt, um dem Tumulte des Volks ein wenig zuzusehen, besonders aber auch einem Marktschreier, der gerade gegenüber seine Wunderarzeneien anpries, wobei ein Narr das Volk durch seine Possenreißereien zu lachen machen und zum Kaufe reizen sollte. — Des Bürgermeisters arme Kinder wurden von ihrem Vater zu unserm Trost fortgetrieben; zu desto minderm Vergnügen aber blieben des Pfarrers seine, die zugleich in ein Nebenfenster gestellt zu werden verlangten. Indem der Junker und die kleine Fräulein recht vernünftige Anmerkungen und Fragen über die Aufschneidereien des

Arztes

Arztes machten, z. B. ob es wol möglich sey, daß eine solche Universalmedicin, d. i. eine Arzenei, die nach seiner Versicherung für alle Krankheiten in der Welt helfen sollte, möglich sey? ob die Privilegien, die er von großen Herren herzeigte, nicht erdichtet, oder es wol wahr wäre, daß er blos aus Menschenliebe sein Handwerk triebe, und seine Arzenei nur um das Drittheil dessen, was sie werth wären, verschenke — indem sie, sage ich, sich so unterrichteten, und von der Wahrheit belehren ließen, machten die Pastorskinder alle Fratzengesichter des sogenannten Hanswurstes nach, wollten sich über die dumme Einfälle, die sie zehnmal wiederholten, zu Tode lachen, und wünschten nichts mehr, als daß nur blos Hanswurst, und der Arzt gar nicht sprechen möchte. Indem der Herr Vater aber ihr glückliches Talent in der Nachahmung bewunderte, wurde ihnen doch, als Hanswurst seine Einfälle erschöpft hatte, die Zeit zu lang, und sie sprangen vom Fenster herab. Die beiden Mädchen drängten sich hierauf an den Stuhl, wo die kleine Fräulein stund, und der Knabe zog einen neuen Ball hervor, den er sich zum Jahrmarkte gekauft hatte. Ehe wirs uns versahen, machten sie ein Stückchen, das sie gleich aus der vorhergehenden Schule mitgebracht hatten. Der Knabe nämlich warf den armen Junker mit seinem Balle so vors Ohr, daß er beinahe vom Stuhle gefallen wäre; das älteste Mädchen aber, die den Scherz des Hanswursts abgelernt, (der sich in die Schnupftücher, die ihm aus dem Volke, ein Packet des Doktors einzuwickeln, zugeworfen wurden, schneuzte) hatte der Fräulein, die vor ihr stund, das heraushängende Schnupftuch heimlich heraus gezogen, und gab es ihr dann auch

mit dieser Verehrung, unter großem Gelächter zurück. Der Ball, der dem armen Junker so übel bekommen war, sprang zu unser aller Vergnügen zum Fenster hinaus, und zu unserm noch größern, lief der kleine Bube zur Thüre hinaus auf die Gasse, damit er nicht darum kommen möchte. — Hier nahm sich nun unser lieber Professor die Freiheit, dem Herrn Pastor, der gern diese ungezogenen Streiche entschuldiget hätte, die Wahrheit so derb, als möglich, über seine unverzeihliche Nachsicht zu sagen. Der Hofmeister des Junkers versicherte ihn dabei, daß, wenn er nicht Achtung für ihn und für die übrige Gesellschaft gehabt hätte, er sein Söhnchen ohne ein paar nachdrückliche Ohrfeigen nicht zur Thüre würde hinausgelassen haben. Der Pastor versprach ihm, wenn er nach Hause käme, ihn dafür zu bestrafen, und hier äußerte sich aufs neue das edle Herz des kleinen Gustels: denn er bat den Vater recht sehr, ihm ja nichts zu leide zu thun: denn sein Ohr sey schon wieder gut, und es wäre weiter nichts, als daß es ihm ein wenig feuerte. Indem ihm der Professor noch einige gute Lehren über seine falsche Grundsätze, die er über die moderne Kinderzucht zu äußern beliebte, geben wollte, wo sich fand, daß er weder von Rousseau noch Basedow etwas mehr als die bloßen Namen kannte, erhub sich ein gewaltig Geschrei auf der Gasse, und als wir ans Fenster gingen, wurden wir gewahr, daß das liebe Söhnchen im Handgemenge mit den Gassenjungen war, die den Ball aufgehoben und nicht zurückgeben wollten. Das väterliche Herz brach ihm, er eilte mit seinen beiden Mädchen geschwind ihm zu Hülfe fort, und so wurden wir des beschwerlichen Besuchs los. Wie sehr wir die sämtlichen Kinder bedauerten,

die

die uns, aus dem was sie jetzt waren, schon sicher auf das, was sie in der Zukunft werden würden, schließen ließen, kann man leicht vermuthen. Des Bürgermeisters Söhne, sagte der Professor, werden, wenn sie anders noch den Muth übrig behalten, sich der väterlichen Strenge, so bald sie können, wie ihr ältester Bruder entziehen, der in seinem dreizehnten Jahre davon lief, und jetzt Querpfeifer bei einem preußischen Regimente ist; das Mädchen, die schon jetzt siech und krank ist, wird sich entweder verzehren, oder sich ebenfalls der väterlichen Härte, durch einen falschen Schritt entziehn, und des Pastors Kinder werden das werden, was ihnen vorhin der Bürgermeister prophezeihte. —

Herr lehr uns selbst in allen Pflichten
Die uns Vertrauten unterrichten!
Nie fehl uns Ernst und Zärtlichkeit,
Die liebreich warnt und weislich bräut,
Zu rechter Zeit vergiebt und schont,
Zu rechter strafet und belohnt.

Nur dein Gebot, nur weise Lehren
Laß sie aus unserm Munde hören!
Kein böses Wort, kein arger Scherz,
Verderbe ihr noch schwaches Herz!
Flöß ihnen, Herr, Gehorsam ein,
Und uns, uns laß ihr Beispiel seyn.

XVI.

Ein guter Vater sorgt für die Ausbildung des Verstandes und Herzens seiner Kinder.

Ein grausamer Krieg herrschte lange zwischen Aegypten und dem Konstantinopolitanischen Kaiserthum. Die beiden Monarchen waren gleich gerührt von den Uebeln, welche die Folgen der Zwietracht sind, und legten die Waffen nieder. Um ihre Verbindung zu befestigen, verheirathete der Sultan von Aegypten seine Tochter an den kaiserlichen Prinzen, und die Tochter des griechischen Monarchen wurde für den Sohn des Sultans bestimmt. Beide Regenten knüpften bei Gelegenheit dieser doppelten Heirath die innigste Freundschaft, und einer unternahm nichts ohne den Rath des andern. Einst schrieb der Sultan an den Kaiser:

Einem Vater darf nichts theurer seyn, als seine Kinder. Durch sie lebt er selbst nach seinem Tode. Er muß also seine Kräfte anstrengen, um sie gegen die Angriffe des Mangels in Sicherheit zu setzen. Von dieser Wahrheit durchdrungen, habe ich Schätze für meinen Sohn gesammlet; warum folgst du nicht meinem Beispiele, und beschäfftigst dich mit dem, was aus deinem Sohn nach deinem Tode werden soll?„

Der Kaiser antwortete dem Sultan: „Der Weise setzt sein Vertrauen nicht auf die Güter dieser Welt. Die Verschwendung bringt sie durch, und Unglücks-

glücksfälle lassen sie verloren gehen. Mein Sohn wird nach meinem Tode weit beständigere Schätze finden. Ich habe seine Seele mit unschätzbaren Gütern bereichert, welche niemand ihm rauben kann. Er besitzt ein gebessertes Herz und einen gebildeten Verstand.„ — Der Sultan von Aegypten stimmte ihm darin bei, daß eine gute Erziehung das Kostbarste sey, was ein Vater seinen Kindern hinterlassen könne.

XVII.

Einige edle Grundsätze der Erziehung.

Blanka, des Königs Ludwigs des Achten von Frankreich Gemalin, säugte ihren Prinzen, den nachherigen König Ludwig den Neunten, selbst. Sie that dieser Pflicht ein Genüge mit einer Sorgfalt und Zärtlichkeit, die sie bis zur Eifersucht trieb, indem sie nicht erlauben wollte, daß der kleine Prinz an eine andere Brust gelegt würde, als an die ihrige. Als sie einmal mit einem Fieber befallen ward, das einige Zeit anhielt; gab eine Hofdame, welche nach dem Beispiele der Königin, ihren Sohn ebenfalls selbst stillte, dem jungen Ludwig die Brust. Nachdem die Fieberhitze vorüber war, ließ die Königin den Prinzen holen, und wollte ihn an ihre Brust legen; er wollte sie aber nicht nehmen. Sie errieth die Ursach, und fragte, ob jemand ihrem Sohne zu trinken gegeben? Da nun die

Hofdame, die ihm diesen kleinen Dienst geleistet hatte, es der Königin gestand; sahe diese sie mit Unwillen an, statt ihr dafür zu danken. — Sie brachte sogar das Kind zum Erbrechen, um selbiges dadurch zu zwingen, die genossene Milch wieder von sich zu geben. Da die Anwesenden über diese etwas gewaltsame Handlung in Verwunderung geriethen, sagte die Königin zu ihrer Entschuldigung: „Ich kann nicht leiden, daß man mir „den Titel einer Mutter entziehen will, den mir Gott „und die Natur einmal verliehen!„

Der Fürst von Dessau schickte seine Prinzen in einige Lehrstunden des Philanthropins, mit dem ausdrücklichen Befehle, zwischen ihm und den andern Lehrlingen gar keinen Unterschied zu machen, damit er nicht Neigung zum Stolz bekomme. Blos Tugenden, Fleiß und wahre Verdienste, nicht prinzliches Ansehen, sollten bei ihm Lob und Tadel bestimmen, um ihn nicht zu Schmeicheleien — diese Pest der Höfe, die auch die besten Fürsten verderben — zu gewöhnen.

Der rechtschaffene Fürst zu * * schrieb an jemand, der von ihm den Auftrag hatte, einen Hofmeister für seine Kinder zu besorgen, unterschiedene Briefe über diese Sache, aus welchen allen solche weise und treue Vatergesinnungen hervorblicken, die unter den Großen der Erde gewiß nur selten gefunden werden, und daher um desto schätzbarer sind.

Beson-

Besonders würdige Worte aus dem Munde und von der Feder eines Fürsten sind folgende:

„Es hat Gott gefallen, mir die beste Frau von „der Seite zu reißen, und mich dadurch in die tiefste „Traurigkeit zu setzen. Diese billige Betrübniß wird „mir bis in die Grube folgen. Meine lieben Kinder „sind bei diesem schweren Schicksale mein einziger Trost. „Gott erhalte sie mir, wenn es sein gnädiger Wille ist! „Er gebe mir kluge und gute Leute zu ihrer Erziehung, „damit wenn ich nach seinem Rathe aus dieser Welt „gehen muß, ich mich in wahrem Vertrauen auf seine „Gnade damit beruhigen könne, daß sie unter der Lei„tung guter Führer sind, welche Fähigkeit haben, sie „zu Christen und nützlichen Menschen zu erziehen. — — „** soll alle Geschicklichkeiten besitzen, Kindern eine „feine Erziehung nach den gegenwärtigen Forderungen „der großen Welt zu geben, aber noch weiß ich nicht, „ob er ein wahrer Christ und durchaus rechtschaffener „Mann ist. Dies muß ich erst gewiß wissen; denn „Christenthum und Rechtschaffenheit soll er meinen Kin„dern zuerst und am meisten durch sein Beispiel über „alles schätzbar machen.„ — —

Die verstorbene Herzogin von Holstein-Augustenburg Charlotte Amalie Wilhelmine, Gemalin des noch lebenden Herzogs, war fast beständig von ihren Kindern umgeben, und besorgte ihre erste Erziehung ganz allein selbst. Diejenige Zeit, die so viele, welche sich in ihren Jahren und in ihrem Stande befinden, mit Thorheiten vertändeln, gebrauchte sie den Verstand und

das Herz derselben von ihrer frühesten Kindheit an zu bilden. Ehrfurcht vor Gott, Liebe zum Guten, Tugend und Religion tief in ihre Seelen zu prägen, war ihr eifrigstes Bestreben. Täglich fiel sie mit ihnen vor dem Angesichte Gottes nieder, und betete mit ihnen gemeinschaftlich. Ein Theil ihrer täglichen Andacht war dieser Wunsch: „Herr, nimm meine Kinder in den „Jahren ihrer Unschuld hinweg, wenn du nach deiner „Allwissenheit vorhersiehst, daß sie nicht zu deiner Ehre „und zum Heil ihres Nächsten leben werden!„

XVIII.

Fliehe nicht den Umgang mit deinen Kindern.

Der König Agesilaus ward, als er eben mit seinen Kindern spielte, von einem seiner Günstlinge überrascht, der sich hierüber zu wundern schien. „Halt dich nicht „über mich auf„ — sagte der König zu ihm — „bis „du selbst Vater bist.„

Ein Abgesandter kam einstmals in König Heinrichs des Vierten Zimmer, und überraschte ihn, wie er seinen kleinen Prinzen, den nachmaligen König Ludwig den Dreizehnten, auf sich reiten ließ. „Herr „Abge-

„Abgesandter„ — rufte der Monarch, — „haben „Sie Kinder?„ — „Ja, gnädigster Herr!„ — „Nun so will ich meinen Ritt im Zimmer vollenden.„

Der große Kosmus von Medicis befand sich eben in seinem Konseil, als sein Sohn, ein junger Prinz von etwa 4 bis 5 Jahren, an der Thür des Saals klopfte. Als man sie ihm öffnete; ging er gerade auf seinen Vater zu, und bat ihn mit dem schmeichelhaftesten und einnehmendsten Anstande, ihm eine Flöte in Ordnung zu bringen, die er in der Hand hielt. Der Großherzog, seiner und des Konseils Gravität ungeachtet, that, was das Kind verlangte. „Es ist mir „lieb„ — sagte er, als sich der kleine Prinz wieder entfernt hatte, — „daß er nicht von mir verlangt „hat, ihm eine Arie vorzuspielen; abgeschlagen hätt' „ichs ihm nicht.„

Der bekannte Lord Wilhelm Cecil gab zu erkennen, daß er diejenigen Augenblicke seines Lebens für die fröhlichsten und glücklichsten halte, in welchen er sich in dem Kreise seiner Kinder befand. Er unterrichtete sie dann, indem er mit ihnen blos zu scherzen und zu schwatzen schien. Als er starb, versammelte er sie um sein Bette — segnete sie — nahm Abschied von ihnen — und befahl ihnen Gott zu dienen, ihn zu fürchten, und sich unter einander zu lieben.

XIX.

Sey nicht sorglos oder nachläßig bei der Aufsicht über deine Kinder.

Arme Leute haben oft die Gewohnheit, ihre Kinder zu Hause einzuschließen, wenn sie ihren Geschäfften nachgehen. Dies ist aber ein sehr unsichres Mittel, sie vor Schaden zu bewahren. Denn bei plötzlicher Feuersgefahr und andern unvermutheten Unglücksfällen sind solche eingeschloßne Kinder übel daran. Und welch Unheil können sie selbst nicht anrichten, da sie sich allein überlassen von langer Weile und Unmuth geplagt werden? — Folgende zu Anfange des Märzmonats 1789 in Dessau vorgefallne Begebenheit bestätigt dieses auf eine traurige Weise. „Eine Frau, die mit Sämereien handelt, geht des Morgens auf den Markt, läßt ihre zwei Knaben von 4 und 5 Jahren in der Stube zurück, und schließt hinter sich zu. Der Mann war vorher schon in seinen Verrichtungen über Land gegangen. Als dieser zu Hause kommt, vermißt er die Kinder. Er läuft zur Frau auf den Markt, fragt, wo die Kinder sind, und erhält zur Antwort: sie müsten in der Stube seyn; sie habe sie beim Weggehen eingeschlossen. Er eilt also wieder zurück, sucht überall in der Stube, und findet endlich beide todt in einer kleinen Lade (Kasten). Vermuthlich hatten die Kinder zum Zeitvertreib gespielt, und waren in die offene Lade gestiegen:

da

da denn der Deckel zugefallen, und zum Unglück die Krampe über den Haken geschlagen war; so daß sie den Deckel nicht aufstoßen konnten. So hat man sie wenigstens gefunden. Den Schmerz der Eltern beim Anblick der erstickten Kinder kann man sich leicht vorstellen.

XX.

Sey deinen Kindern Muster und Beispiel in Ausübung des Guten, das du von ihnen gethan wissen willst.

Jakob Gujer von Strommetschweil, auch Kleinjogg genannt, ein schweizerischer Bauer, ein trefflicher Mann und Muster für alle seines Standes und Väter insonderheit. Nach seinen Grundsätzen muß der Hausvater im Bauernstande, bei allen Arbeiten, am Morgen der erste und am Abend der letzte seyn. Diesem Grundsatze folgt er unverbrüchlich. Glaubt es nur, meine Herren, sagte er einst zu einigen seiner Freunde, wenn der Meister nicht der Vorderste ist, und den andern mit seinem Beispiel zeigt, wie sie die Sachen angreifen müssen: so fehlt alles. Das Gesinde, das die Arbeit besser versteht, und besser verrichtet, verachtet die Befehle des Meisters und handelt nach seinem eignen Willen, und dieser wird nie dahin gehen, seine Kräfte einem

Men-

Menschen, den man verachtet, aufzuopfern, und sein Gut zu vermehren. Es wird nur auf seinen Vortheil denken, und grössern lohn, grössere Bequemlichkeit suchen.

Mit einer unerschütterlichen Standhaftigkeit hält er seine Hausgenossen an, was er einmal als recht und gut beschlossen, ihm ausführen zu helfen, und hingegen dessen, was er für nachtheilig hält, zu entwöhnen. Mit gröster Sorgfalt sucht er seine Haushaltung vor Müßiggang, Pracht und Verschwendung zu verwahren.

Er war der einzige Weinschenke im Dorf; damit aber seine Kinder durch das Beispiel der Gäste nicht möchten verdorben, nicht zum Müßiggang, Unmäßigkeit, Lüderlichkeit und Verschwendung möchten verleitet werden: so schränkte er erstlich dieses Gewerbe ein, und ließ es nachher ganz fahren, ob er gleich einen beträchtlichen Vortheil davon hatte.

Ueberhaupt hält er die Aufmerksamkeit auf die Erziehung seiner Kinder für seine heiligste Pflicht. Er sieht seine Kinder als Geschenke Gottes an, denen er zur wahren Glückseligkeit den Weg bahnen soll, und welche um Rache über ihn zum Himmel schreien würden, wenn er sie auf Abwege verführte. Sein Grundsatz ist, sorgfältig zu verhüten, daß keine bösen Begriffe und ausschweifende Begierden in den zarten Gemüthern entstehen. Er läßt sie deswegen niemals aus den Augen, sie müssen ihn soviel möglich bei allen seinen Arbeiten begleiten, und nach ihren Kräften daran Theil nehmen. Er sucht sie auf diese Weise an seine angenommene Lebensart und Sitten zu gewöhnen, und ihnen eine wahre Zufriedenheit beizubringen, die er für

das

das einzige Mittel zur Glückseligkeit ansieht. Von Gesellschaften, wo sie verdorben werden können, hält er sie entfernt. Gehorsam, Tugend und Fleiß sind die Mittel, wodurch sie seine Liebe gewinnen. Er sieht besonders bei ihrer Erziehung darauf, sie gleichgültig gegen alle Weichlichkeit, Bequemlichkeit und Leckerbissen zu machen. Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit sind die Tugenden, die er seinen jungen und alten Hausgenossen heilig und über alles werth zu machen trachtet. Sein ganzes Bestreben geht dahin, daß seine Familie bei seinen Lebzeiten und nach seinem Tode in Zufriedenheit, Eintracht und Liebe mit einander lebe. — Und er geht ihnen stets in der Ausübung aller dieser Tugenden mit seinem Beispiele vor.

Alle Kleiderpracht und Unmäßigkeit ist von seiner Haushaltung fern. Er sieht zu, daß alle Nothwendigkeiten zur Nahrung und Kleidung auf seinen Gütern wachsen, und die Kleider von seinen Hausgenossen verfertigt werden. Da es in allen seinen Handlungen der erste Grundsatz ist, immer den nächsten Weg zu gehen: so herrscht in seinem Hause die beste Ordnung. Jedes Geräthe hat in der Nähe, wo es erfodert wird, seinen Platz. Liebe und Fröhlichkeit, von allen Zwang befreit, herrschet darin. Dieses entdecken die offnen fröhlichen Gesichter einem jeden, der dies Haus betritt.

Da Kleinjogg seinen Grundsätzen immer getreu bleibt: so belohnt auch Gott seine Treue mit vielem Segen. Noch niemals habe ich, sagt sein Freund H**, die gesegneten Folgen eines vernünftigen Plans so einleuchtend gesehen, wie bei diesem Bauer. Alle Kinder seiner Haushaltung, seine eignen sowol, als seines Bruders Kinder, sind wohl gerathen, alle sind

gesund,

gesund, stark und arbeitsam, alle vernünftig und tugendhaft, die Arbeit ist allen ohne Unterschied zum Vergnügen geworden. Es gehört mit zu seinen sonntäglichen Beschäfftigungen, daß er mit seinen Kindern von den gewöhnlichen ausschweifenden Freuden der Jugend spricht. Er zeigt ihnen die Thorheit solcher Belustigungen, und erzählt ihnen Exempel von jungen Leuten, die dadurch in Liederlichkeit, Schulden, Betrügerei und Gewissensunruhe gerathen, bis sie mit Leib und Seel zu Grunde gegangen.

Die Vorsichtigkeit und Treue, mit welcher Kleinjogg in jeder Verbindung seine Pflichten vollbringt, giebt ihm das wahre Glück des Lebens, die Zufriedenheit der Seele, die ihn über alle Wünsche erhebt, und in ihm bei allen Vorfällen des Lebens eine Gleichmüthigkeit wirkt, die auch der Anblick des Todes nicht aus ihrem Gleichgewicht bringen kann.

Sein gesunder und durch Nachdenken geschärfter Verstand, seine warme Menschenliebe, sein Patriotismus, und die beständige Harmonie seiner Grundsätze, Worte und Thaten, machen ihn allen Kennern des sittlich Schönen sehr lieb und werth. Sein zur Freundschaft und zur äußersten Gefälligkeit gegen seine Freunde geneigtes Herz, hat ihm auch viele Freunde erworben. Unter den würdigsten, gelehrtesten und angesehensten Männern in der Schweiz, hat er Verehrer und Freunde. Alle Freunde von Tugend und Verstand, die ihn kennen lernen, lieben ihn auch. Der scharfsichtige, gutgesinnte Menschenkenner, Prinz Ludwig Eugen von Würtemberg, umarmte ihn, da er ihn zum erstenmale im Schinznacher Bade sah, mit gerührter Seele, und sagte: Es freut mich, dich zu sehen, Kleinjogg, nachdem

dem ich so viel Gutes von dir gehört. — Mich freut es auch, euch zu sehen, Herr Prinz, antwortete dieser mit einem Auge voll innigster Zufriedenheit. Es ist gar zu schön, wenn große Herren zu uns armen Bauern heruntersteigen. — Ich steige nicht zu dir herunter, ich steige zu dir hinauf, erwiederte der großmüthige Prinz, du bist besser als ich. Thränen zitterten bei dieser Rede dem Menschenfreunde in den Augen. Das Gespräch, das Kleinjogg mit dem Prinzen führte, und die Antworten, die er demselben gab, zeugen so sehr von seinem hellen Kopfe, als von seinem edlen Herzen. Er sprach mit einer Freimüthigkeit und Gegenwart des Geistes, als wäre er bei einem seines gleichen. Der Fürst erstaunte darüber, und rief aus: Himmlisch wahr ist, was du sagst, und eben deswegen verehre und liebe ich dich, weil du den Mann, der du seyn sollst, so gut vorstellest, und deine Pflicht mit so vieler Treue erfüllst. Wollte Gott, ich könnte es mit gleicher Zuversicht von mir sagen! Hiebei umarmte er ihn von neuem.

Die ganze in Schinznach versammlete helvetische Gesellschaft, deren Mitglieder die besten Patrioten und nützlichsten Gelehrten sind, bezeigten ihm gleichfalls immer größre Hochachtung und Liebe. Ueberhäuft von Segnungen ging der philosophische Bauer nach Hause zurück.

Er hat freilich auch viele Neider und Feinde, die ihn verleumden, und ihm zu schaden suchen. Aber er bleibt ruhig, geht seinen geraden Weg fort, und beschämt seine Feinde, durch den Segen, den Gott ihm giebt, durch wohlgerathene Kinder, durch die vorzügliche Zuneigung seiner Obrigkeit, und durch die große

Achtung, die ihm alle rechtschaffene und verständige Leute beweisen.

Nie zeigt er rachgierige Gesinnungen gegen seine Feinde. Er sagt ihnen in der natürlichsten Herzenssprache die reine Wahrheit, und ist übrigens mit einem Enthusiasmus bereit, sie durch Freundschaft und Gefälligkeiten zu besänftigen. — Das heißt, sein Licht leuchten lassen vor seinen Kindern und Mitmenschen!

XXI.

Böses mütterliches Exempel. Oder Ein dem vorigen entgegenstehendes Beispiel.

Jeden Sonntag geht Elmire, so will ich die Heldin der Geschichte nennen, in die Kirche, aber nie ohne sich prächtig zu kleiden, und eben so prächtig erscheint sie in Gesellschaften, es mag dazu Veranlassung seyn oder nicht.

Luise, ihre Tochter, die noch nicht das zwölfte Jahr zurückgelegt und schon große Nachahmerin ihrer Mutter ist, soll aber mit abgelegten Kleidern von dieser zufrieden seyn, und ist es nicht, ob sie sich gleich gewiß darinnen nicht schämen dürfte, da man es ihnen nicht ansieht, daß sie schon getragen worden sind. Die Mutter kämpft mit sich selbst, weiß nicht, ob sie die Kleidersucht ihrer Luise genehmigen, oder sie unterdrücken

soll.

soll. Das Letztere kann sie füglich nicht, weil sie sie ihr beigebracht und durch ihr Beispiel nährt, ihr aber Gnüge leisten, ist ihr nicht möglich, weil dazu zu viel Kosten erforderlich wären. Was nun zu thun? der Mann muß vor den Riß treten. Sie liegt ihm inständig an, seinen Bruder, der viel Vermögen hat, dahin zu bewegen, eine Handlung zu etabliren und ihn derselben gegen die Hälfte des Gewinns vorzusetzen. Ihr Schwager thuts.

Es wird ein Diener angenommen. Die Handlung geht nach Wunsch. Elmirens Freude ist groß, daß ihr ihr Anschlag gelungen ist. Nun tröstet sie ihre Tochter, daß sie mehr neue als abgelegte Kleider tragen werde, und lobt ihren guten Geschmack, wodurch das Mädchen beruhigt, aber auch bald ungestüm wird. Sie dringt auf die Erfüllung des Versprechens, so oft sie die Mutter sich putzen sieht. Elmire macht den Anfang, und Luise bekommt ein Kleid nach der allerneuesten Mode. Nichts, was dazu gehört, wird vergessen. Die Mutter legt es ihr bei einer Familien-Feierlichkeit unter den sichtbarsten Merkmalen einer ungewöhnlichen Freudigkeit an, lobt die schöne Farbe, die Feinheit und den allerliebsten Schnitt. Das Mädchen hüpft, und verrückt im Hüpfen Etwas an der angebrachten Ordnung. Darüber hält die Mutter eine lange Rede und stellt ihr sehr beweglich vor, wie sehr man sich bei Leuten von Geschmack lächerlich mache, wenn Maschen und Bänder, und was sonst eine Zierde seyn soll, verschoben oder nicht recht angebracht ist. Luise steht wie ein Lamm, spricht viel von Putzfolgsamkeit, und freut sich zum voraus, wie verschönert sie seyn, wie sehr sie gefallen werde. Bei Tische, wozu große Ge-

sellschaft gebeten worden ist, blickt Elmire nur auf Luisen, lächelt ihr großen Beifall zu, giebt ihr mit der Miene zu verstehen, wie sie sitzen soll, um ja nichts am Anzuge zu verrücken, lenkt das Gespräch über Tische auf die Moden, bis auf das schöne geschmackvolle Kleid ihrer Luise, dem natürlicherweise von den daseyenden Damen große Lobsprüche gemacht werden. Luise fühlt ihren Werth. War ihr der Spiegel vorher eine sehr angenehme Unterhaltung, so wird ers ihr jetzt noch weit mehr. Elmire scherzt mit ihr darüber, klopft sie aber auch auf die Wangen mit der Versicherung: Luischen, meine Tochter, du wirst werden. Du hast Recht, ein junges Mädchen muß auf seinen Körper was halten. Ich bin schon lange verheirathet, und es würde mir unerträglich seyn, wenn ich so alltäglich gehen sollte. Der Himmel erhalte mich nur dabei, und Dank sey ihm, daß die Handlung einen so guten Gang nimmt. Damit ist mir noch mehr und auch dir, gute Luise, sehr geholfen, du sollst dich schon sehen lassen können. Noch ein Jahr, und Niemand deines Standes und Alters, soll dirs gleich thun.

Der gewünschte Fortgang der Handlung giebt auch ihren Zimmern einen neuen Glanz, und selbst Hausflur und Küche werden zu Putztempeln umgeschaffen.

Der Mann schüttelt zwar den Kopf, so wie er ihn schon lange geschüttelt hatte, sucht zu widerstehen, „wo will das hinaus, wir gehen zu Grunde,„ spricht er, „mein Bruder läuft Gefahr, überlege es doch!„ Glanz, ist ihre Antwort, bringt Kredit, und Kredit bringt dem Handelsmann Gewinn. Wer wird so verzagt thun? Unsere Tochter hat ja bei ein Bischen Auf-

wand

wand die besten Aussichten für sich. Wenn es schon in einem Hause so kahl hergeht, wer wird da ein Mädchen suchen? Ein Krämerchen, höchstens ein Mittelsoffiziant würde wol zu ihr Lust haben, aber von Höhern gewiß Niemand. Die Söhne werden wol fortkommen, aber unsere Tochter müssen wir selbst heben. So plaudert Elmire heut, und so schwatzt sie bis dahin, da Luise Braut werden soll. Ein junger Geck, der sich den Titel Hofrath gekauft, und dadurch Prozeßklienten an sich zu locken denkt, bittet um Luisens Hand, und hoffet unergründliche Schätze bei einer solchen Verbindung. Das Mädchen findet, an Herrn ;; f ;; ein allerliebstes Männchen, das den Kleiderpfiff wohl gelernt und sich dabei sehr artig zu nehmen weiß. „Ja, Mama, den Hofrath muß ich haben,„ spricht sie zu Elmiren, indem sie ihr die Hände streichelt, „verweigern Sie mich ihm nicht, Er ists werth, daß Mädchen sich über die Gewohnheit, sich suchen zu lassen, hinwegsetzen, und ungesucht ihm ihre Hand reichen. Fahren Sie ja zu, daß er uns nicht wieder entwische. Sie sollen mich dann noch prächtiger, noch weit geschmackvoller sehen, der Hofrath hat Welt, und verdienen wird er genug, um seine Frau nach jeder Mode kleiden zu können.„ Elmire lächelt, unterredet sich mit ihrem Mann, beide beschließen, Luisen dem Hofrath zu geben, kurz der Handel wird vollzogen. Nun ist Luise Frau Hofräthin, das Logis ihres Mannes giebt dem des reichen Präsidenten nichts nach. Elmire hat nichts gespart, es so auszuschmücken und zu füllen. Und wenn die Frau Tochter ausgeht, so ist sie im Stande dreißigmal im Anzug mit Beifall zu wechseln. Aber ihr Vater hatte auf Zureden der Mutter alles dazu bor-

gen müssen, in der Hoffnung, daß sein Antheil des Gewinnstes aus der Handlung dies Jahr zweimal ergiebiger seyn würde. Auch tägliche Unterstützung war dem Herrn Hofrath versprochen worden, denn dieser hatte nicht einen blutigen Heller, selbst zum Titel hatte er das Geld aufnehmen müssen. Elmire, die ihren Gedanken nach einen sehr vornehmen Schwiegersohn in der Person des Herrn H**f** bekommen hatte, glaubt diesem im Aeußern Ehre machen zu müssen. Vieles aus ihrer Garderobe wird um den dritten Theil verkauft, um sich noch prächtiger kleiden zu können, denn der Mann wußte nicht mehr Rath zu schaffen, die Frau Hofräthin aber will sich die Mutter in der Kleiderpracht nicht gleich kommen lassen, und schmeichelt ihrem Mann, dem eben eine gute Einnahme zu Theil geworden war, zwei kostbare Kleider ab, eine Ausgabe von hundert und fünf und siebenzig Reichsthaler.

Bei dergleichen und anderm großen Aufwande in dem Hause Elmirens und des Hofraths vergehen zwei Jahr. Nun wills nicht mehr fort. Die junge Frau, die da hüpfte und trillerte, und sich des Tages wol hundertmal bespiegelte, ist ganz niedergeschlagen, Kind und Mann wird ihr zuwider, der Hofrath, der die versprochene tägliche Unterstützung nicht, sondern nur bisweilen einige Thaler erhalten hatte, bereuete seine Verheirathung, noch mehr aber dies, daß von ihm auf Hoffnung des Ersatzes Luisens Eitelkeit begünstigt worden war. Aus Verdruß über seine Umstände macht er sich mit der Bouteille bekannt, rollt noch tiefer hinein, wird zur Arbeit unfähig, und geräth mit Weib und Kind in die bitterste Armuth, woraus ihn seine Schwiegereltern nicht retten können, weil auch sie am Kum-

mer-

mertuche nagen. Jenes Jahr, worauf Elmire rechnete, hatte sie getäuscht, und die Handlung wurde auch nachher nicht ergiebiger. Ein Glück, daß Elmiren jetzt die Augen aufgehn, und sie noch Gegenwart des Geistes besitzt. Sie lernt, da die Gläubiger in ihren Mann dringen und dessen Bruder ihn aus der Handlung entlassen will, so schwer es ihr auch wird, sich mit wenigem zu begnügen, und es ist kein Zweifel, daß ihr Beispiel auf ihre Tochter wirken werde, da sie die Gabe besitzt, Herzen zu gewinnen. Ob aber der Herr Hofrath umkehren möchte? — Das ist wol nicht zu vermuthen, denn sonst fällt er ins Niederträchtige, und dann bleibt Elmirens Tochter durch das Beispiel ihrer Mutter verwahrlost, immer doch eine der Elendesten ihres Geschlechts.

O Mütter, Mütter! wie sehr müsset ihr euch hüten, wollet Ihr anders euer Gewissen rein bewahren, ein böses Beispiel euren Kindern zu geben.

Gedenkt, daß Kinder leicht verstehn,
Wenn sie auf euren Wandel sehn,
Was gut, was bös' ist; leicht gerührt
Von dem, wozu ihr sie verführt.
Und nehmt euch ihrer herzlich an!
Gott richtet einst, und fordert dann,
Wenn ihr nicht, was ihr thun sollt, thut,
Von eurer Hand der Kinder Blut!

XXII.

Möchte es doch nicht so viele gefühllose Eltern geben, die ihre Pflicht vergessen!

Ein Bauer, der ohnedies nicht viel hatte, verthat vollends alles was er besaß, im Trinken und Spielen, und kam ganze Tage nicht mehr aus dem Wirthshause. Was aber diese Lebensart von einer mehr als liederlichen Seite zeigte, war ein braves Weib und ein Kind, das er mit ihr hatte, denen oft vom gestrigen halb hungrig zugebrachten Tage, kein Bissen Brodt, noch sonst etwas, übrig blieb, wovon das arme Weib sich hätte kaufen können, was die Nothdurft erforderte.

Einsmals vertrank und verspielte der liederliche und gefühllose Bauer in einem einzigen Abend was er für etwas Verkauftes eingenommen hatte. Den andern Morgen ging er in den Weinberg, und bestellte seine Frau dahin, ihm das Mittagsessen zu bringen. Die Frau erschien mit einem zugedeckten Körbchen, und stellte es ihm hin. Der hungrig gewordene Bauer verließ sogleich seine Arbeit und setzte sich hinzu, verrichtete aber erst, bevor er den Korb aufdeckte, hergebrachter Gewohnheit nach, sein Tischgebet. Mit Begierde hob er den Deckel hinweg; aber wie bestürzt war er, als er statt Speise sein schlafendes Kind darin erblickte. Unwissend und doch ahndend, was das bedeuten solle, warf er seine Augen voll Bestürzung auf seine Frau hin,

die

die sich ihm gegenüber gestellt hatte, um zu sehen, was es für eine Wirkung auf ihn machen würde. „Iß, „sagte sie mit einem Tone, der ihm Mark und Bein „durchdrang, und worin der quälendste Vorwurf für „ihn lag — iß, sprach sie, das ist alles, was ich dir „bringen kann, da du gestern alles bis auf den letzten „Heller durchgebracht hast. Verzehre nun dein halb„verhungertes Kind vollends, es muß ja doch verzehrt „werden; du als sein Vater hast ja noch mehr Recht „dazu, als der Hunger.„

Der Mann saß da wie sinnlos: seine Augen starrten auf sein schlafendes Kind hin; endlich brach er in Wehmuth aus. Plötzlich sprang er auf, fiel seiner Frau um den Hals, bat sie mit thränenden Augen um Verzeihung, und gelobte ihr an, seine Lebensart von nun an ganz zu ändern, und nie mehr ins Wirthshaus zu gehen. Er hat auch sein Versprechen wirklich gehalten, ist von Stund an nie wieder ins Wirthshaus gegangen, hat sich der Wirthschaft treulich angenommen, und die meiste Zeit im Schooße seiner Familie, als ein rechtschaffener Mann und Vater zugebracht.

Dieser Bauer wohnte unweit Basel, in den Markgräflich Badenschen Landen. Als er starb, erzählte der Geistliche des Orts diese rührende Begebenheit, die ihm der Mann auf seinem Todesbette anvertraut hatte, in seiner Leichenrede.

XXIII.

Der Findling. Gefühllosen Vätern und Müttern zur Beherzigung erzählt.

Jakob Schmalfelder von Langwiesen, aus der Herrschaft Waldenburg, war der unglückliche Sohn einer verbotenen Liebe, die ihm im Jahr 1740 das Leben gab. Gleich nach der Geburt überließ ihn die Mutter dem blinden Zufall. Auf Befehl des Landesherrn mußte das Kirchspiel Vater- und Mutterstelle vertreten. Für ein Jahrgehalt von zehn Thalern unterhielt ihn die Wehmutter des Orts. Seine Nahrung war die Milch einer Ziege, welche den ganzen Reichthum des Weibes ausmachte. So wuchs der Junge ohne weitere Wartung und Pflege.

Kaum hatte er das sechste Jahr erreicht, als der Oberamtmann, sein bisheriger Vormund, starb. Es kam ein neuer Oberamtmann in den Ort, und bei ihm beschwerten sich der Pfarrer und Schulze, daß seit Schmalfelders guter Verpflegung, das Kirchspiel mit Findlingen überhäuft, und durch ihren Unterhalt das Kirchengut beträchtlich geschwächt worden sey. In der Verlegenheit gerieth der neue Beamte auf den unglücklichen Einfall, den verwahrlosten Jungen von Woche zu Woche aus einem Hause in das andre zu schicken, um ihn der Reihe nach bald in dieser bald in jener Haushaltung füttern zu lassen.

In dem Schooße der meisten Familien empfing man nun Schmalfelder wie einen Hund, der den Kindern des Hauses das Brodt wegfrißt. Nicht viel anders sah man den Findling an, als eine Mißgeburt, eine Erdenlast, ein Scheusal der Menschheit. Meistens bedurft es der Gewalt der Obrigkeit, um es ihm nicht auch nur an der äußersten Nothdurft gebrechen zu lassen. Selten genoß er die Ehre, mit andern Hausgenossen an gleichem Tische zu sitzen. Damit von ihm ja Niemand verunreinigt würde, warf man ihm sein verschimmeltes Brodt in die Scheune. Nicht selten stillte er den Hunger mit der Rinde von Rüben, oder mit verworfenem Obst aus der Krippe. Stroh im Stall war sein Lager: ein zerrißner schmutziger Lappen seine Kleidung. Erschien er auf der Straße, so unterbrachen die Kinder ihre schuldlosen Spiele, und entflohen, um ja nicht dem Bastard zu nahe zu kommen. Mit den Fingern deutete man auf ihn; selbst in der Kirche saß er abgesondert, wie ein räudiges Schaaf von der Heerde.

Tief fühlte er die Schläge des Schicksals. — Glühende Thränen schmolzen auf seinen abgezehrten Wangen, als er einst von der Kanzel die Worte hörte:

„Vater und Mutter haben mich verlassen, aber „der Herr nimmt sich meiner an.„ Nach der Predigt hielt er den Pfarrer auf dem Kirchhofe an, küßte demüthig seine Hand, und frug ihn voll Unschuld:

„Ob er dann glaube, daß Gott sich auch eines „Findlings annehmen werde?„

Der Pfarrer beruhigte ihn, indem er ihn mit den Worten entließ: „fürchte Gott und halte sein Gebot: „so mangelt dir Nichts! Vor Gott gilt kein Ansehen

„der

„der Person.„ Ein andermal tröstete er ihn mit der Schrifstelle: „daß Gott auch die jungen Raben nähre, „und die Lilien des Feldes bekleide.„

Wie übrigens die sittliche Erziehung des Knaben beschaffen gewesen, läßt sich aus der physischen schließen. Schimpfwörter, Maulschellen, Schläge, Rippenstöße — dies waren die Beweggründe zu einem frommen Leben, die er erhielt. Als Verbrechen strafte man an ihm, was man an andern Kindern als witzigen Einfall bewunderte. Nicht nur für seine eignen Fehler — auch für die Vergehungen der Andern mußte er büßen. Wenn ein Kind strauchelte, wenn es sich verwundete, so war er das Schlachtopfer des Zufalls. Wenn in oder außer dem Hause etwas entwendet wurde, oder zu Grunde ging — Wer anders konnte hieran Schuld seyn, als er? In dem Dorfe waren Findling, Taugenichts, Bösewicht, gleichvielbedeutende Wörter. Bis er den Dieb und Nachtschwärmer entdeckte, mußte er es seyn; und entdeckte er sie, so schalt man ihn Händelstifter und Lügner.

Inzwischen waren von Natur seine Anlagen so glücklich, daß sie sich auch unter dem härtesten Drucke entfalteten. So viel immer möglich, merzte er durch Fleiß und Gehorsam den Flecken seiner Geburt aus. Vom Feldbau aber lernte er wenig. Nur wie das Vieh oder die Pflugmaschine brauchte man ihn, ohne ihn über Zweck und Mittel den geringsten Aufschluß zu geben. Und was konnte er im Zusammenhange sehen, da er von einer Woche zur andern in die Hand eines neuen Meisters fiel? Seine ganze Wissenschaft bestand im Lesen und Schreiben, und in einigen auswendig gelernten Gebeten und Liedern.

Ungefähr in seinem funfzehnten Jahre warf ihn die Gemeinde mit ein Paar Thalern Reisegeld, einem leinen Kittel, zwei Hemden und zwei Paar Strümpfen in die weite Welt hinaus. Unbekümmert, ob ihn seine Füße nach Osten oder Westen tragen würden, wanderte er fort, indem er seine Lieblingsmelodie anstimmte: „Wer nur den lieben Gott läßt walten u. s. w.„ Wie sich seine Stirn erheiterte, als er auf der Straße von den fremden Wanderern, anstatt der bisherigen Schimpfnamen, ein freundliches „Gott grüß dich!„ hörte. Schon fühlte er sich in eine beßre Welt, in eine höhere Sphäre erhaben. Kein Bettler ging vor ihm vorüber, dem er nicht freudig seinen Gottespfennig in den Hut warf, ohne Sorgen, ob nicht Uebermorgen er selbst ein Bettler seyn werde. Er verließ sich auf seine Bibel: „Geben sey seliger als empfangen; wer barmherzig sey, werde Barmherzigkeit erlangen.„ Mit seinen Paar Thalern glaubte er sich so reich, daß er in Versuchung stand, jeden Bauerhof, bei dem er vorüberging, an sich zu kaufen.

Abends spät begegnete ihm ein silberweisser Greis, unter einer Bürde von Holzreisern niedergedrückt. So müde der Jüngling war, so bat er gleichwol den Alten, die Last auf seine jüngern stärkern Schultern zu legen. Frisch und munter trug er sie fort, und leise sprach er zu sich selbst: „Gott sey Dank, nicht die Reichen allein, „auch wir Armen können doch Gutes thun, und den „Nebenmenschen Erleichterung geben!„

Bei der Dämmerung langte er in einem Wirthshause an. Hier setzte er sich an einen Tisch, und bat schüchtern um eine Schüssel geronnener Milch, als ob er um ein Almosen flehete. Während daß unter dem

Klang

Klang der schnarrenden Geige ein Schwarm neu angeworbner Soldaten sich mit den Dorfnymphen im Staubwirbel herumdrehte, setzte sich zu Schmalfeldern ein Wachtmeister, und klopfte ihn traulich auf die Schultern: „Woher, mein Sohn?„ fragte er. Zum erstenmale in seinem Leben hörte sich der verwaysete Jüngling bei diesem süßen Namen genannt. Voll kindlichen Zutrauens umhalsete er den Schnurrbart als Vater.

„Na, na!„ sagte dieser: „scheints doch wir ge„hören zusammen! — Wohin die weitere Reise?„

So weit,, stammelte Schmalfelder, bis ich eine gute Seele finde, die mich ums tägliche Brodt in Dienste nimmt. —

„Na, erwiederte der Alte mit biederm Hand„schlag, wie vom Himmel gefallen! Da kommt er an „den rechten Mann! Seine Gesundheit, mein Sohn!„

Muthig schlägt Schmalfelder Glas an Glas.

„Hör, mein Sohn — fuhr der Wachtmeister „fort, ich bin der Mann, der ihm Brodt und Klei„dung verschafft, und obendrein noch ein hübsches „Stück Geld. Willst du mit unter die Fahne? — „

Wohin Ihr wollt, Vater! hab ich doch auf dem weiten Erdenrund kein Plätzgen, wo ich mein Haupt hinlegen kann! —

„Topp, Junge! Ein Mann ein Wort! Hat Er „auch was gelernt?„

— Lesen, schreiben, beten, Psalme singen! —

„Zum Henker! doppelt so viel als ein Soldat „braucht. Laß er nur mich sorgen; aus Ihm soll noch „ein ganzer Kerl, ein Gefreyter, vielleicht gar ein Feld„webel werden! Schau er rechts! Schau er links!

„bin

„bin ich nicht fett und rund? In drei Jahren soll er „auch so aussehn, ist er gleich jetzt noch so dürr, wie „eine Spindel!„

Unter den traulichen Gesprächen wurde die Flasche leer. Schmalfelder, der heute zum erstenmale ein Glas guten Weines getrunken, sank taumelnd auf die Bank nieder, und nie schlief er seliger ein. Mit dem Hahnengeschrei weckt ihn der Werber. Er reibt sich die Augen, und sieht auf seinem Hut eine buntfarbigte Schleife, hört, daß er Soldat sey, und nun dem Obrist von ** angehöre. Vor Freuden hüpft er in die Höhe: „Erst jetzt, rief er aus, freuts mich zu leben! „Bisher hab ich keiner Seele auf Gottes Erdboden „als eigen zugehört. Endlich hab' ich doch einen „Herrn!„ Jauchzend reiset er mit den Soldaten ab, und singt aus voller Kehle sein: „Wer nur den lieben „Gott läßt walten.„ „Wer hätts,„ sagte er bei sich selbst, „o, wer hätts gestern gedacht, daß ich heute „schon mein Brodt finden werde? Das thatest du Va„ter im Himmel, der die jungen Raben nährt, und „die Lilien des Feldes bekleidet!„

Unglücklicherweise kam er in eine Besatzung, wo die Lebensmittel sehr kostbar waren. Jeder seiner Kameraden trieb nebenbei ein Handwerk oder Gewerbe. Ein Schlafgenoß lehrte Schmalfeldern die Kunst, Hemdknöpfe und Schuhschnallen in gypserne Formen zu drucken. Bis um Mitternacht arbeitete er. Gar bald äußerten sich die Folgen seiner mühseligen Nachtwachen, die Folgen seiner jetzigen ärmlichen Lebensart, und seiner ehemaligen elenden Verpflegung. Nach einem langwierigen Krankenlager erhielt er den Abschied, und kehrte mit ein Paar sauer genug errungnen Thalern in seine

Hei-

Heimath zurück. Hier verheirathete er sich mit einem Mädchen, dessen ganzer Brautschatz eine fleißige und geschickte Hand war. Sein Weib spann und webte Baumwollen. Mit dieser Arbeit verdiente sie täglich vier Groschen. Gar bald lernte die gleiche Arbeit auch er. In Kurzem wuchs ihre Familie zu sechs Kindern an. Die Frau fiel in eine langwierige Krankheit. Allen Aerzten, Wundärzten und Marktschreiern auf zehn Meilen in der Runde lief der Mann nach, um zu ihrer Rettung keine menschliche Hülfe und Kunst zu versäumen. Die mehresten Nächte hindurch wachte er selbst bei dem Bette der Kranken, und, sobald sie einschlummerte, warf er sich auf die Knie, und flehte den Himmel um ihre Genesung.

Zu gleicher Zeit, da der Verdienst der Hände abnahm, stiegen die Ausgaben für Arzneimittel und Pflege. Er sah sich genöthigt Schulden zu machen. Sein Weib starb. In dem ganzen Hause fand er soviel Geld, in dem ganzen Dorfe soviel Kredit nicht, um die Unkosten des Leichenbegängnisses bestreiten zu können. Theils übelverstandener Ehrenpunkt, theils die Erinnrung, wie viel er schon in der Jugend von dem Kirchengute geschöpft habe, dies und so viele oft gehörte Vorwürfe hielten ihn ab, um eine neue Beisteuer zu bitten.

Nach Verfluß von mehr als zwanzig Jahren denkt er auf einmal wieder an seine vergeßne Kunst, Hemdknöpfe und Schuhschnallen in gypsernen Modellen zu verfertigen. Wie im Schiffbruch der Sinkende jede Latte ergreift, so klammert sich in der dringendsten Noth Schmalfelder an die Hoffnung, durch seine alte Kunst sich von dem Verderben zu retten: Allein allzuwenig

würde

würde er mit Hemdknöpfen und Schuhschnallen gewinnen. Auf einmal fällt es ihm auf, durch den gleichen Kunstgriff sich klingende Münze verschaffen zu können. Nach dem letzten Thaler, der ihm noch übrig geblieben, macht er ein Modell, und gießt darin drei andre Thaler, reiset damit ins Gebirg, wechselt sie aus, kehrt ins Dorf zurück, und bezahlt das Leichenbegängniß. Seine ganze Stütze ruht jetzt auf seinem ältesten Sohne, einem siebzehnjährigen Jungen, den die Verstorbene ebenfalls weben gelehrt hatte: in einer Nacht aber packt der ungerathene Bube Alles, was er noch in der Hütte auftreiben kann, nebst des Vaters Sonntagskleide, zusammen, und entflieht vor Anbruch des Tages. —

Vom Himmel und Erde glaubt sich nun der Vater mit seinen zwei unmündigen Kindern verlassen. Wie sollt er dieser warten, und sich und ihnen tägliches Brodt geben können? Er erinnerte sich, auf einer Dorfkirmse zu Neuwied, zwölf Stunden von seiner Heimath, ein dreißigjähriges Mädchen gesehen zu haben, die ihm vormals freundlich geschienen. „Freilich bringt „sie mir, dacht er, Nichts mit; aber sie hat zwo ge„sunde Hände zur Arbeit, und sie kann Mutter meiner „Kinder seyn!„ Er geht hin, freyt um sie, und erhält ihr Jawort.

Kaum langt sie in Langwiesen an, kaum betritt sie seine elende Hütte, so strömt aus ihrem Munde ein Platzregen von Schimpfnamen auf den armen Bräutigam. Ihr gegebenes Wort aber bricht sie nicht, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, als Mädchen zu sterben. Kaum ist sie mit ihm verheirathet, so quält sie ihn vom Morgen bis um Mitternacht. Bettler, Be-

trüger — dies waren die gewöhnlichen Namen, die sie ihm gab. E. wollte sie zum Weben und Spinnen gewöhnen: Allein hiezu hatte sie weder Lust noch Geschick. Je länger je mehr gerieth die Wirthschaft in Verfall. Immer noch suchte er in einsamen Stunden, wenn seine Xantippe außer Haus war, sich zu erheitern mit seiner alten Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!„ allein es ging nicht mehr von Herzen; die Töne starben auf den Lippen, und tiefe Seufzer unterbrachen jede Zeile. Er fing an, sich zu zerstreuen, er ging nach der Schenke. Rechtlich verfolgte ihn endlich ein Schuldgläubiger. Sein Weib läuft von ihm weg, und kehrt zurück in das Haus ihres Vaters. Man nimmt ihm Alles, und stößt ihn zur Hütte hinaus. Er irrt mit seinen zwei jungen Kindern herum, und schläft bald im Stall, bald in der Scheune. Die unschuldigen Kleinen schrieen um Brodt. Gleich drückend ists für sein Vaterherz, sie zu verlassen oder sie hungern zu sehen. Verzweiflung giebt den Ausschlag. Er gießt in der gypsernen Form sechs französische Thaler, wechselt sie bei Wirthen und Krämern aus, die seinen Betrug desto eher entdeckten, je plumper er war. Plötzlich überrascht man ihn, und er fällt in die Hände der Obrigkeit. Unter tausend Thränen der Reue gesteht er sogleich das ganze Vergehen, gesteht mehr noch, als auf ihn geklagt war. Auf die Frage: „Ob er nicht „wisse, daß Falschmünzerei alle Sicherheit im Handel „und Wandel zu Grunde richte?„ antwortete er: „er „habe geglaubt: Geld sey Geld, seys nun von ihm „oder von einem Andern gemacht; auch habe er nicht „vermuthet, daß man es so genau prüfe, sondern nur, „daß man es zähle.„

In

In Rücksicht auf seine Einfalt sowol, als in Rücksicht auf sein ganzes bisheriges Schicksal, ließ ihm der Richter Gnade statt Recht widerfahren. Er verurtheilte ihn zum Pranger, und zu sechsjähriger Einsperrung im öffentlichen Arbeitshause.

Schmalfelder segnete Gott und den Richter. „Dem Himmel sey Dank, sprach er beim Eintritt ins „Zuchthaus, zum erstenmale in meinem Leben gelingts „mir, im fünf und funfzigsten Jahre, mein tägliches „Brodt ungesorget zu essen.„

Der Geistliche, der sich seiner Kinder annahm, unterließ freilich nicht auch sie mit jenen religiösen Trostgründen zu beruhigen: „Gott giebt den jungen Raben, „wie vielmehr also dem Menschen die Speise! Er, der „die Lilien des Feldes bekleidet, sorgt auch für unsere „Bekleidung! Wer nur den lieben Gott läßt walten „u. s. w.„ Allein nicht bei einem allgemeinen Begriffe von der göttlichen Regierung blieb er stehen; er klärte sie auch auf, über die Regierung des Herzens, und über die bürgerliche und häusliche Ordnung; endlich verband er mit der Unterweisung väterliche Fürsorge, und mit den anwachsenden Jahren schickte er die verwaysten Kinder nicht, sich selbst überlassen, in die weite Welt hinaus, sondern ruhete nicht, bis er sie als Arbeiter und Dienstboten in guten Häusern untergebracht hatte.

Die Quelle aller Widerwärtigkeiten, welche Schmalfeldern verfolgten, war seine unehliche Geburt. Unter zehn Bastarden scheinen beinahe immer neune

von der Welt und vom Schicksale zum Elende verdammt.

Ohne häusliches Band, ohne genaue Verbindung zwischen Eltern und Kindern, zerreißt das Band der politischen Gesellschaft. Wer soll eines Kindes sich annehmen, wenn sich selbst der Vater und die Mutter seiner nicht annimmt? —

XXIV.

Der junge Mörder.

Eine hieher gehörige Geschichte.

Zu Schwieberdingen im Würtembergischen ereignete sich vor kurzem folgende tragische Geschichte.

Zween Knaben, die noch unter dem Stecken ihres Schulmeisters standen, kriegten in einem Garten mit einander Händel, sie rauften und balgten sich weidlich, bis endlich der Schwächere seinem ältern Gegner unterlag. Dieser wollte jenen eben auf eine grausame Art mißhandeln, als ein dritter Junge herbeisprang, und den Ueberwundenen rettete.

Der Befreite flüchtete sich, und der Retter ging vergnügt seinen Gang; aber der andere Knabe schaumte vor Zorn, und dürstete Rache; er lief dem, welcher

ihm

ihm seine Beute entrissen hatte, nach, und da derselbe eben gebückt durch einen Haag schlüpfen wollte, zog er ein Messer aus der Tasche, und erstach ihn. Der arme Unschuldige ward nun todt nach Hause getragen; er war ein einziger Sohn, dessen frühe Spuren von Tugend einen künftigen guten Bürger versprachen. Sein Mörder, dessen Schicksal nun von der Gerechtigkeit abhängt, ist eilf und ein halbes Jahr alt, und der Sohn eines Wirths.

Eltern, die ihr diese Geschichte leset! verabsäumet eure Kinder nicht, und präget ihnen früh die alte, aber vortreffliche Lebensregel ein: „Ein Fehler, sey er auch noch so klein, zieht immer größere nach sich!„ Dann werdet ihr nur selten Ursach haben, das Unglück eurer Kinder zu beweinen!

Pflichten der Geschwister und Anverwandten gegen einander.

XXV.

Was Bruderliebe zu thun vermag.

Drei schöne Dinge sind, die beide Gott und Menschen wohlgefallen, wenn Brüder eins sind, und die Nachbarn sich lieb haben, und Mann und Weib sich mit einander wohl begehen. Sir. 25, 1. 2.

Dem berühmten General Elliot machte im Jahre 1786 der Dey von Algier ein Geschenk mit vierzehn Engländern, die in dem vorhergehenden Jahre, auf einem portugiesischen Schiffe, an dessen Bord sie sich als Reisende befanden, von einem Korsaren genommen, nach Algier gebracht, und daselbst zu Sklaven erklärt worden waren. Unter diesen vierzehn Engländern war ein junger Mensch, John Williams. Dieser machte, als er in Freiheit gesetzt war, mit einigen seiner Kameraden, verschiedene Spaziergänge außerhalb der Stadt Algier, und fand daselbst von ohngefehr seinen ältern Bruder, der schon seit zehn Jahren in der Sklaverei geschmachtet, und den er längst für todt gehalten hatte. Kurz! sie erkannten einander, und der hierauf erfolgende Auftritt war so rührend, wie er natürlicherweise unter

Brü-

Brüdern, die sich zärtlich liebten, seyn mußte. Der jüngere Bruder konnte sich nicht entschließen, den ältern in einer so traurigen Lage zurückzulassen. „Deine Ge„sundheit, sagte er, ist durch die ausgestandene harte „Arbeit sehr geschwächt. Da mir die Freyheit geschenkt „ist, und ich die harte Arbeit besser verrichten kann, als „du, so kehre du für mich nach England zurück; ich „bleibe hier als Sklave. Giebt dir Gott Vermögen „oder Freunde, so weiß ich gewiß, daß du für meine „Loskaufung sorgen wirst.„ — Der ältere Bruder staunte über das großmüthige Anerbieten, und nahm es endlich, da er den Ernst des Bruders sah, unter Verheißung aller möglichen Erkenntlichkeit an. Er gelangte mit den übrigen dreyzehn glücklich in sein Vaterland, und wird, wenn er eines solchen Bruders würdig ist, gewiß nicht ermangeln, an Erfüllung seines gegebenen Versprechens, aus allen Kräften zu arbeiten.

XXVI.

Eine ähnliche Geschichte.

Ein Schneider in einem Städtchen, ohnweit Leipzig, Namens F..., hatte zween Söhne, die sich sowol durch Verstand und Tugend als durch eine gute Leibesbildung und ansehnlichen Wuchs, schon als Knaben auszeichneten. Der Vater hatte ihnen eine anständige Erziehung gegeben, und da er einiges Vermögen besaß,

so beschloß er den ältern, welcher Karl hieß, studiren zu lassen; der jüngere aber, Heimbert, sollte das väterliche Hauswesen und Handwerk fortsetzen. Karl ging also auf Universitäten, und kam nach vollendeten Studien mit den besten Zeugnissen zurück.

Ein Officier, der in der Gegend auf Werbung lag, hatte kaum einige Nachricht von diesen beiden hübschen jungen Leuten erhalten, als er schon Lust empfand, wenigstens einen von beiden zum Soldaten anzuwerben, und sogleich war auch der Plan entworfen, nach welchem er dies zu bewirken gedachte. Er kam als ein angeblicher Kaufmann in F...s Werkstatt, bestellte ein Stück Arbeit, gab etwas dafür baar auf die Hand, und bedung, daß die Arbeit, binnen einigen Tagen, so lange er sich an dem Orte aufhielt, fertig seyn mußte. Während dieser und anderer Unterredungen, saß der Kandidat Karl an einem Nebentischgen und hatte Bücher vor sich liegen; und sogleich erkundigte sich der Officier, wer denn der junge Mann sey, der dort so emsig läse? Als er von dem ehrlichen Schneider die Nachricht erhielt, daß dies sein Sohn sey, der eben von der Universität zurückgekommen, und der nun in Erwartung einer Versorgung, vorerst nur eine Hofmeisterstelle zu erhalten wünschte; versetzte er mit einer Art von Freude, daß ihm dieses recht erwünscht komme. Er kenne einen gewissen Baron von B... in seiner Nachbarschaft — einen rechtschaffenen begüterten Kavalier im Hildesheimischen — der für seinen einzigen wohlgerathnen Sohn, einen geschickten Hofmeister zu haben wünschte. Der Junker werde bald tüchtig seyn, die Universität zu beziehen, wohin ihn der Hofmeister begleiten, und sodann mit ihm auf Reisen gehen sollte. Mit diesem bra-

ven

ven Herrn stehe er schon seit langer Zeit in allerhand Verkehr, und er habe ihn angelegentlich aufgetragen, ihm einen dergleichen tüchtigen Mann hierzu ausmitteln zu helfen. Wenn nun der Kandidat Karl Lust hätte, diese Stelle anzunehmen, so wolle er den Augenblick an den von B... schreiben; denn er glaube ganz sicher, Karl sey der Mann, der sich für ihn schicke und mit dem er Ehre einzulegen hoffte. Binnen 3 bis 4 Tagen, als so lange er sich hier aufzuhalten gedenke, könne die Antwort da seyn. — Der Antrag ward mit Vergnügen angenommen, und der ehrliche Schneider versicherte dem Officier im voraus seiner größten Dankbarkeit. — Dieser hatte denn hierauf einen Brief im Namen des Barons von B... und mit dessen Unterschrift an den angeblichen Kaufmann und Bevollmächtigten gerichtet, fertig gemacht, in dem Ersterer dem Letztern für seine Bemühung sehr dankte, die Ueberkunft des Kandidaten bestens zu beschleunigen bat, demselben außer der freyen Station, ein jährliches Gehalt vorerst von 100 Thalern versprach, und zugleich 5 Louisd'or zum Reisegelde baar beyfügte. Am vierten Tage nach der ersten Unterredung fand sich der vermeinte Kaufmann in F...s Hause wieder ein, rückte mit dem günstigen Antwortschreiben, auf dem ein freyherrliches Siegel saß, hervor, gab die 5 Louisd'or an Karln ab, drang auf baldige Abreise, und versprach ihn bis an Ort und Stelle zu begleiten. Nach vielen warmen Danksagungen und Freundschaftsversicherungen nahm diese Familie, Tages darauf, zärtlichen Abschied von einander, und Karl reisete mit seinem vermeinten Beförderer weg. Aber ach Himmel, welch eine Veränderung! Anstatt den Herrn Hofmeister zum Baron von B... zu führen, lie-

fert sein Begleiter ihn, sobald sie über die Gränze gekommen, in M... auf die Hauptwache ab. Eine Schaar von Officieren kam um ihn herum, die ihn mit Ergötzen betrachtete, und bald darauf ward er mit einem Rekrutentransport nach B... abgeführt, und unter dem Vorwand, daß er 5 Louisd'or Handgeld genommen, als Soldat an das von L..sche Regiment abgegeben. Raisonniren und widersetzen würde gefährlich gewesen seyn; er mußte also dem Verhängnisse nachgeben. Sein Reisegefährte war von der Stunde an, da er ihn abgeliefert, verschwunden, und so wenig Karl als seine Familie haben je nachher erfahren können, wer derselbe gewesen; außer daß dieser Erfolg sie belehrte, daß es ein Werber gewesen seyn müsse.

Nun hoffte der alte F... mit Schmerzen auf Nachrichten von seinem lieben Sohne; allein sie blieben aus. Nach Verlauf von einigen Monaten erkundigte man sich nach dem Baron von B...; aber weder das erdichtete Wohngut desselben, noch der ganze angebliche von B... waren in der Gegend weit und breit umher auszufinden. Der ehrliche Schneider war über die Abwesenheit und über die mißlichen Schicksale seines hoffnungsvollen Sohns äußerst bekümmert; noch mehr aber betrübte sich Heimbert über seinen Bruder Karl, den er von Jugend auf sehr zärtlich geliebt hatte, und nun nicht wußte, ob er ihn je wieder zu sehen bekommen würde. Beide, Vater und Sohn, beseufzten diesen traurigen Gegenstand ihrer Zärtlichkeit sehr oft.

Eines Tages, da sie eben damit beschäfftigt waren, meldete sich unvermuthet ein Handwerksgeselle, der von dem Orte herkam, wo Karl in Garnison lag, brachte einen Brief von diesem, und erzählte zugleich mündlich,

was

was er von dessen Umständen wußte. — Der Brief ward mit freudiger Wehmuth erbrochen, Karl beschrieb darin seine bisherigen Abenteuer, versicherte, daß er gesund sey, und sich in sein Verhängniß zu finden wisse, obgleich wenig Hoffnung zu seiner Befreyung übrig sey, es müsse denn geschehen, daß er einmal den Monarchen selbst anzutreten Gelegenheit fände, oder daß ein anderer tüchtiger Mann an seinen Platz verschafft würde. — „O! wenn sonst nichts ist, rief Heimbert, dazu kann, „dazu soll bald Rath werden! Morgendes Tages gehe „ich, melde mich beim Regimente, löse unsern guten „Karl ab, und erbiete mich in seine Stelle zu treten. „Bin ich doch beynahe so groß, als er, und den halben „Zoll, der etwa daran fehlt, werd ich wol noch wach„sen. Den Dienst will ich mit allem Eifer lernen, und „mich so aufführen, daß das Regiment mit mir zufrie„den seyn soll.„ — — Welch ein Einfall, erwiederte der Vater, und machte allerhand gegründete Einwendungen; Heimbert aber blieb dabey, und wußte seinen Entschluß durch folgenden rührenden Umstand das Gewicht zu geben: Hat nicht unser Karl so viel Geld gekostet? habe ich nicht jederzeit — mit dem größten Vergnügen seine Unterstützung zu befördern gesucht und unsern wenigen Acker gern verkaufen lassen, nur damit er sein Studiren endigen möchte? Hat ers nicht völlig gut angewandt? Hofften wir nicht Ehre und Freude an ihm zu erleben, und sollten wir das nicht noch jetzt hoffen? — An mir ist weniger gelegen, und wenn ich einige Jahre hindurch als Soldat ehrlich gedient habe; so kann ich noch immer meine Profession wieder zur Hand nehmen.

Man

Man stelle sich die Lage vor, in der sich der alte F... nun befand! So wie dort der Patriarch, als er seinen einzigen jüngsten Sohn hergeben sollte, um dessen Brüder aus Egypten damit loszukaufen! — Kurz, Heimbert beschickte seinen Abzug, ward mit Reisegeld versehen, und eilte zum Regimente. Und nun stelle man sich die Empfindung beider Brüder bey dieser Zusammenkunft, und den brüderlichen Streit vor, ob Karl für diesen Preiß seinen Abschied nehmen solle oder nicht? — Kurz Heimbert ward eingestellt, und Karl bekam, nach einigen Schwierigkeiten, seinen Abschied.

Jetzt trat Karl die Rückreise nach seiner Heimath an. Auf dieser fehlte es ihm zuletzt so sehr an Gelde und Lebensmitteln, daß er sich in Sch... genöthigt sahe, den Geheimenrath G... der als ein sehr bemittelter Mann rühmlich bekannt war, um eine kleine Gabe, zu seinem weitern Fortkommen, anzusprechen. Der Geheimerath reichte ihm solche sehr willig, und verlangte zugleich, daß Karl einige Tage bey ihm auf seinem Gute bleiben, und sich von seiner Reise erholen sollte. Dies geschah, und nun lernte der würdige Mann nicht nur Karls Talente und Geschicklichkeiten, samt seinen bisherigen Schicksalen, sondern auch die vorzüglich guten Herzen dieser sich so zärtlich liebenden Familie kennen. Der Geheimerath gewann den jungen Mann lieb, versah ihn mit Kleidungsstücken, nebst andern Nothwendigkeiten, und da er eben bey seinen Kindern einen Lehrer brauchte, so ersuchte er ihn, diese Stelle als Hofmeister und Gesellschafter bey seinen Kindern, vorerst gegen ein hinreichendes Gehalt anzunehmen.

Eben hatte sich Karl einige Tage in der Behausung des Geheimenraths aufgehalten, als dieser einen

Besuch

Besuch vom Kriegsrath F... bekam; einem Manne, der schon mannigfaltige Proben seiner menschenfreundlichen Dienstbegierde und thätiger Redlichkeit abgelegt, und durch eben so wichtige als glückliche Unternehmungen sich dem Staate und seinen Mitbürgern nützlich gemacht hat. Er hatte einige Geschäffte mit dem Geheimenrath abzumachen, und kaum waren diese in Ordnung gebracht, so lernte er den jungen F... kennen, erfuhr dessen Schicksale, — bewunderte die heroische Zärtlichkeit seines jüngern Bruders — nahm an dem Kummer des ehrlichen Vaters, der seiner beiden rechtschaffenen Söhne beraubt war, innigen Antheil — und beschloß, ohne etwas davon zu sagen, daß er nicht eher ruhen wollte, als bis er den Heimbert vom Soldatenstande befreyet — beide Brüder dem bekümmerten Vater wieder in die Arme geliefert, und diese gute Familie möglichst glücklich gemacht haben würde.

Diesen Entschließungen zufolge, reisete der Kriegsrath F... von S... nach der Residenz, und bewarb sich bey verschiedenen Generalen und andern Großen, ja selbst durch Vorschub eines der größten Prinzen, um die Loslassung des jungen Heimbert. Er hatte die Freude, solche endlich bewilligt zu erhalten, jedoch blos unter der Bedingung, daß zween andere wohlgewachsne Ausländer von Heimberts Größe, in dessen Platz geschafft, und zur Sicherheit, wenn etwa einer davon desertiren möchte, 100 Thaler unterpfändlich niedergelegt werden sollten. Der menschenfreundliche F... nahm diese Bedingung an, und fand durch seine Freunde bald Gelegenheit, die beiden Rekruten in der verlangten Beschaffenheit auszumitteln, bezahlte solche baar mit einem ansehnlichen Kaufgelde, und erlegte auch

über-

überdies die geforderten Bürgschaftsgelder der 100 Thaler mit Vergnügen, aus seinen Mitteln, auf eine ganz uneigennützige Art, die ihm eigen ist. Jetzt wurde Heimbert dem vortrefflichen Kriegsrathe zugebracht, und dieser reisete mit ihm nach S... zum vorgedachten Geheimenrath und zu seinen ältern Bruder. Hier eröffneten sich Scenen, die nur empfunden — nicht beschrieben werden können. — Von S... führte der würdige Kriegsrath die beiden jungen F... ihrem sehnsuchtsvollen Vater zu, und empfing in dem rührenden Anblicke der wechselseitigen Umarmungen dieser guten Familie den süßesten Lohn, den die Güte seines Herzens verdiente.

Beide Brüder sind jetzt durch die Fürsorge ihrer Wohlthäter sicher versorgt. Heimbert, den seine Bruderliebe unter die Fahne brachte, dient seit der Zeit seiner Loskaufung dem Geheimenrath G... und wird jetzt durch eine sehr gute Stelle bei einem Salzwerke belohnt. Der durch ihn glücklich gemachte Bruder ist jetzt erster Lehrer der Schule zu S..., hat die Liebe einer ganzen Stadt, und segnet jene herben Tage, die ihn weiser, und mit seinem gegenwärtigen Zustande äußerst zufrieden gemacht haben.

Diese rührende Geschichte meldete ein sicherer Zeuge derselben — — ein rechtschaffener Vater, der von seinen Kindern abwesend war, denselben in einem Briefe. Diesen Brief habe ich gelesen. Der Anfang und Beschluß desselben verdienen es, daß ich sie hier abschreibe:

„Eure gute Mutter, meine lieben Kinder, hat es „mir gemeldet, daß, wenn sie einen Brief von mir er„halten hat, ihr euch des Abends um sie her versamm-

„let,

„let, und forschet und fraget: ob ich darin wieder et„was Merkwürdiges aus der Natur, oder der Ge„schichte für euch erzählet hätte, und dann dasjenige „sehr aufmerksam anhöret, was sie euch davon sagt. „Ich sehe also, daß ihr noch immer so begierig seyd, „euch etwas Gutes und Lehrreiches erzählen zu lassen. „O! das ist mir sehr lieb! Es macht mir auch immer „selbst ein wahres Vergnügen, euch etwas Angeneh„mes und Nützliches aus der Natur- oder Weltge„schichte zu erzählen. Ich will daher euch und mir die „Freude machen, und euch wieder eine Begebenheit „melden, die euch gewiß gefallen wird, weil sie schöne „und edle Handlungen in sich faßt.„ — —

(Die Geschichte folgt.)

* * *

„Das waren gewiß, meine lieben Kinder, viele „große, schöne und edle Thaten! — Und was das „für gute, liebe Menschen seyn müssen, die solche Tha„ten thun können! — Ein solcher rechtschaffener Va„ter! — Ein Paar so tugendhafte Söhne, und sich „herzinnig liebende Brüder! So edelmüthige Wohl„thäter! — Der menschenfreundliche F...! Nicht, „meine lieben Kinder, das gefällt euch. Es wird doch „einem so wohl und warm ums Herz, wenn man der„gleichen hört oder liest. Gute Sittenlehren rühren „uns auch, aber wirkliche Beispiele von guten Hand„lungen noch immer stärker. Da sieht man die Tu„gend in lebendiger Gestalt vor sich, erkennt ihre innre „Hoheit, wie ihren wohlthätigen Einfluß auf die Glück„seligkeit des Menschen. Da lernt man, daß es doch

„nicht

„nicht unmöglich sey, gut zu seyn, und daß man die „Gebote der Religion wol vollbringen könne, da andre „sie vollbracht haben. Wer nicht Lust zum Guten hat, „wird dadurch ermuntert, und wer schon seine Freude „daran findet, gewinnt es gewiß noch mehr lieb, wenn „er andre Leute groß und edel handeln sieht. Das „wußte unser lieber Heiland sehr wol. Darum hat er „es nicht dabey bewenden lassen, uns zu sagen, was „recht und gut ist, sondern er hat es selbst gethan, und „uns in seinem eigenen Leben das sicherste und vollkom„menste Beispiel gegeben, damit wir von ihm lernen, „seinen Fußtapfen nachfolgen, und dadurch Ruhe der „Seele, und alle wahre Glückseligkeit erlangen mö„gen.“

XXVII.

Schwesterliebe.

Meuthe, eine Obsthändlerin zu Paris, nährte sich mit ihren zehn Kindern, die sie von achtzehn noch am Leben hatte, von ihrem kleinen Handel, und vom geringen Verdienste ihres zwey und sechzigjährigen Mannes.

Sie hatte eine ledige Schwester von schlechten Sitten, die ihr nicht gut war, weil sie ihr oft Vermahnungen gab. Diese böse Schwester starb, und hinterließ einen fünfjährigen Knaben, vermachte aber

ihr

ihr ganzes Vermögen, welches in 40,000 livres bestand, einer wohlhabenden Beckerin.

Dies schmerzte die Meuthe, und sie sprach hierüber mit einem Advokaten, der ihr aber sagte: daß kein Mittel wider diese Ungerechtigkeit vorhanden wäre. Bey dieser Gelegenheit hielt sie das Kind ihrer Schwester bey der Hand, umarmte es, und sagte mit bewegter Stimme:

„Nun gut, diesen Nachlaß meiner Schwester „wird mir niemand streitig machen; ich nehme ihn also „zu mir, weil ich weiß, daß die Beckerin, um seiner „loß zu werden, ihn bald ins Hospital schicken würde.„

Der Advokat stellte ihr vor, daß es ihr bey der Last ihrer eigenen zehn Kinder schwer fallen würde, auch dieses zu ernähren.

„Aber, sagte Meuthe, es ist ja nicht seine „Schuld, daß es auf die Welt gekommen ist. Es will „auch leben, und Gott wird schon helfen.„

Sie nahm den Knaben mit nach Hause, und behandelte ihn eben so, wie ihre Kinder.

Diese Geschichte wurde im vorletztern Jahre in einem der Pariser Journale bekannt gemacht, und es fanden sich sogleich viele Menschenfreunde, die durch diese schöne That gerührt, Geldgeschenke an die Verfasser des Journals sandten, um sie der Meuthe zuzustellen. In jeder Nummer des Blattes wurde eines neuen Wohlthäters erwähnt. Allein die glänzendste Belohnung wurde der guten Meuthe auf folgende Art zu Theil.

Eine gewisse Gesellschaft zu Paris gab an diesem Tage ein prächtiges Fest. Die Versammlung bestand aus mehr als hundert und vierzig Personen von beiderley Geschlecht und vom ersten Range.

Nachdem alle versammlet waren, ging ein Vorhang auf; man erblickte die gute Meuthe auf einem Throne, ihre zehn Kinder standen um sie herum; der verwaisete Knabe saß zu ihren Füßen.

Diese ganz interessante Gruppe war auf Kosten der Gesellschaft, welche das Fest gab, gekleidet worden. Ein Mitglied derselben hielt eine rührende Rede, worin er das ganze Schauspiel, welches man vor sich hatte, erklärte. Eine der anwesenden Damen setzte der Meuthe eine Bürgerkrone auf, und eine andere überreichte ihr einen Beutel voll Geld. Die Gesellschaft nahm das Schwesterkind von ihr zu sich, und versprach für die Erziehung desselben Sorge zu tragen. Alle Anwesende waren bis zu Thränen gerührt.

XXVIII.

Schändlich ists, wenn Brüder einander hassen.

Ein Vater starb, und hinterließ zween Söhne, davon der eine Stephan, und der andere Niklas hieß. Sie erbten von ihrem Vater, der ein sehr ordentlicher und fleißiger Mann gewesen war, ein ansehnliches Vermögen, von dem sie beide sehr bequem hätten leben können, wenn sie es durch Ordnung und Fleiß zu erhalten und zu vergrößern gesucht hätten. Es war aber unter diesem Vermögen ein schöner Garten, der sonst ein wüster Fleck war, den der Vater an sich gekauft und mit Bäumen besetzt hatte, die er selbst aus den Kernen gezogen; so daß er nun in so gutem Stande war, daß er alle Jahre eine große Menge von allerley Obst lieferte. Den wollte nun jeder Bruder gerne haben, und jeder konnte ihn doch nicht bekommen.

Darüber wurden sie uneinig, und stießen gegen einander sehr unfreundliche Reden aus. Du bist ein schlechter Mensch, sagte Stephan, du bist nicht werth, daß du den Garten bekommst. Darüber wurde Niklas böse, und sagte: was willst du reden, du lüderlicher Kerl du! Hast du nicht immer meinem Vater Verdruß gemacht? was will denn so ein lüderlicher Mensch mit

einem so schönen Garten anfangen? In drey Jahren ist er ja ruinirt.

Das erfuhr der Prediger, der in diesem Orte wohnte, lief erschrocken zu den Brüdern, und sagte: Guten Leute! was thut ihr da? warum wollt ihr euch hassen um dieses Gartens willen? Wer der Verständigste unter euch ist, trete ihn doch an den andern ab! Das thue ich nicht, sagte Stephan. Und ich auch nicht, sagte Niklas.

Nun fuhr der Geistliche fort: so laßt doch das Loos entscheiden, welcher von euch beyden ihn haben soll.

Ich loose nicht, sagte Stephan; ich auch nicht, sagte Niklas.

So behaltet ihn doch gemeinschaftlich, sagte der Geistliche ferner, bearbeitet ihn mit einander, und theilet euch in die Früchte.

Daraus wird nichts, gab Stephan zur Antwort, ich muß ihn allein haben. Nein, ich muß ihn allein haben, sagte Niklas.

Der Geistliche schlug endlich vor, sie sollten den Garten verkaufen, und in das Geld sich theilen, aber auch dieser Vorschlag wurde von ihnen verworfen.

Nun so kann ich euch nicht helfen, sagte ihnen zuletzt der Geistliche, ihr werdet es schon erfahren, wie unglücklich die Leute sind, die sich unter einander hassen.

Die Brüder kehrten sich aber nicht daran, sondern jeder nahm einen Advokaten an, und ging zur Obrigkeit, um sie dahin zu bringen, daß der Garten dem andern entzogen, und ihm zugeschlagen würde. So entstand ein Proceß, der viele Jahre dauerte, und viel Geld kostete. Wenn sie etwas erworben hatten,

damit

damit sie ihre Umstände hätten verbessern, und sich allerhand nützliche Sachen kaufen können, so mußten sie es dem Richter oder Advokaten bringen, um ihnen die Mühe zu bezahlen, die sie ihrentwegen hatten.

Dies machte nun Beiden großen Verdruß. Sie hatten beide Weib und Kind, an denen sie ihre Freude hätten haben können, und hatten doch keine Freude daran, sondern sahen immer so böse und verdrüßlich aus, daß man ihnen wol anmerken konnte, daß sie sich nicht wohl befänden. Wenn die Weiber sie bisweilen umarmten und sagten: Lieber Mann! warum bist du denn so böse, so mürrisch? wir haben ja alles, was unser Herz begehrt: sieh einmal, bist gesund, bin auch gesund, hast so liebe Kinder, ein hübsch Haus, an Gelde fehlt es auch nicht, warum willst du denn nicht vergnügt seyn? so knirschte jeder mit den Zähnen und sagte: wie kann ich vergnügt seyn, da ich einen so gottlosen Bruder habe! den Tod habe ich noch von dem Bösewichte. Wenn die Kinder zu ihnen kamen und sagten: Lieber Vater! willst du mit spatzieren gehen? schlägt der Finke doch so schöne, und blüht alles so bunt im ganzen Felde; so stießen sie sie von sich, und sagten: laßt mich zufrieden, ich kann mich nicht freuen, ich habe mich geärgert. Und wenn die Kinder etwas versahen, so bekamen sie gar erschreckliche Schläge. Durch dieses Betragen wurden die Weiber und Kinder nach und nach hämisch und mürrisch gemacht, und marterten einander beständig durch unfreundliches Wesen.

Oft brachten die Weiber die schmackhaftesten Gerichte auf den Tisch, aber die Männer konnten nicht davon essen, weil sie den Magen voll Galle hatten, die

ihnen der Haß hinein gebracht hatte; und wenn sie ins Bette kamen, konnten sie nicht schlafen, weil ein jeder darauf sann, wie er den andern verderben wollte.

Das war aber ihr Elend noch nicht alle. Jeder redete dem andern alles Böses nach. War Stephan in einer Gesellschaft, so suchte er alle Anwesende zu bereden, sein Bruder wäre ein böser, gottloser Mann, ein Niederträchtiger, der nicht werth sey, daß ihn der Erdboden trage. Kam aber Niklas in Gesellschaft, so sprach er eben nicht besser von seinem Bruder. Da glaubten denn die Leute Beiden, hielten sie beide für nichtswürdige Menschen.

Nachdem sie etliche Jahre ein so elendes Leben geführt hatten, that der Richter den Ausspruch, daß der Garten solle verkauft, und das Geld für aufgelaufene Proceßkosten bezahlt werden.

Da sahen beide einander voll Erstaunen an. Hätten wir dies nicht gleich anfänglich gekonnt? sagte Stephan. Da hätten wir doch das Geld bekommen, hätten uns andre Gärten kaufen können, hätten uns nicht so geärgert, und einander nicht so vielen Verdruß gemacht. Was haben wir nun von alle dem Aergernisse?

Nichts, antwortete Niklas, als daß wir uns um den Garten gebracht, und vor den Leuten verächtlich gemacht haben. Sind wir nicht Narren gewesen.

Ja wohl, sagte Stephan, komm Bruder! da ist meine Hand, ich will dich nicht mehr hassen.

Ich dich auch nicht, antwortete Niklas; da ist meine Hand! Sie umarmten, küßten sich, weinten und hörten auf, einander zu hassen.

Da befanden sie sich nun wol besser, aber die Folgen von ihrem vorigen Hasse mußten sie doch immer fühlen. Der Garten war weg, ihr Vermögen war verringert, ihre Gesundheit hatte gelitten, und ihre Weiber und Kinder sahen nicht halb so freundlich mehr aus, als sonst.

XXIX.

Auch Nachbarn sollen einander nicht hassen.

Zween Nachbarn, Herrmann und Friedemann, lebten einige Jahre mit einander sehr verträglich, und befanden sich wohl dabey. Wenn dem Einen etwas fehlte, so lieh es ihm der Andere: wenn der Eine mit seiner Arbeit nicht fertig werden konnte, so half ihm der Andere: wenn der Eine einen guten Braten bekam, so mußte ihn der Andere mit verzehren helfen: und wenn Beide von der Arbeit ermüdet waren, so kamen sie zusammen und vergnügten sich gemeinschaftlich.

Als sie nun einmal so beysammen waren, scherzte Friedemann mit Herrmannen, aber so unvorsichtig, daß dieser darüber böse wurde, und im Zorn von ihm wegging. Friedemann, der nicht gerne sich zankte, ging gleich den folgenden Tag zu ihm, bat ihn um Vergebung, und versprach, daß er hinführo in seinen Reden behutsamer seyn wolle. Aber Herrmann hatte ein

so hartes Herz, daß er darauf nicht achtete, verschiedene harte Reden gegen ihn ausstieß, und ihn dadurch zwang, wieder fortzugehen.

Nun wurde aller Umgang aufgehoben. Herrmann fing an, Friedemannen zu hassen, und da er zuvor ihm alles Gute gewünscht hatte, so wünschte er ihm nun alles Böse. Er hatte oft so viele Arbeit, daß er nicht wußte, wie er wollte fertig werden; es hätte ihm nur ein Wort gekostet, so würde Friedemann bereit gewesen seyn, ihm zu helfen; allein er konnte sich nicht überwinden, einem Manne, den er haßte, ein gutes Wort zu geben, und mußte sich also beständig mit übermäßigen Geschäfften plagen. Hatte Friedemann einen Schmaus, so konnte er daran keinen Theil nehmen, und wenn er einmal fröhlich seyn wollte, so fehlte ihm immer der Nachbar, der an seiner Fröhlichkeit Theil genommen hätte. In den langen Winterabenden, die er sonst in des Nachbars Gesellschaft zugebracht hatte, saß er einsam und ärgerte sich. Sonst lachte ihm allemal das Herz im Leibe, wenn er Friedemannen gehen sah, aber jetzo schlug er allemal unwillig das Fenster zu.

Weil er Friedemannen alles Böse in seinem Herzen wünschte, so glaubte er, jener dächte eben so, und wenn deswegen in seinem Hofe, Hause oder Garten, ein Schade geschahe, so dachte er allemal, Friedemann habe es gethan, und wurde immer böser auf ihn.

Einmal wurden ihm des Nachts die Fenster eingeworfen. Kaum sah er es, so sagte er: das hat niemand anders, als Friedemann, der Bösewicht gethan. Wart! wenn ich dich nur unter meine Hände kriege, so sollst du meine Fenster theuer bezahlen.

Mit diesen Worten ging er wüthend in der Stube auf und ab, trat an die Fenster, und wieder zurück, wieder an die Fenster — da erblickte er Friedemannen, lief wie rasend zu ihm heraus, fiel ihn an und sagte: Ha! Bösewicht! hast du mir diese Nacht die Fenster eingeworfen?

Friedemann, der durch diese Hastigkeit auch aufgebracht wurde, stieß etliche heftige Worte aus, die Herrmannen so sehr erbitterten, daß er den armen Friedemann unbarmherzig durchprügelte.

Der Bürgermeister, der von diesem Vorfalle Nachricht bekommen hatte, schickte sogleich einige Gerichtsdiener ab, die Herrmannen in das Gefängniß führen mußten.

Zu gleicher Zeit wurde auch entdeckt, daß nicht Friedemann, sondern ein trunkner Mensch, Herrmanns Fenster eingeschlagen habe. Das dauerte Herrmannen ungemein. Ach Gott! sagte er, wohin hat mein Haß mich verleitet! meinem ehrlichen Nachbar, meinem lieben Friedemann, habe ich so viel Leides zugefügt, habe den Unschuldigen für einen Bösewicht gehalten, habe ihn geschlagen. —

Er schickte sogleich nach ihm, ließ sich nach seinem Befinden erkundigen, und ihn um Verzeihung bitten.

Dies war nun wol gut, er mußte aber demunerachtet einige Wochen im Gefängniß aushalten, und erfahren, wie unglücklich der sich mache, der seinen Nebenmenschen hasset.

XXX.

Eintracht und Liebe macht Familien, Städte und Länder blühend.

Wilhelm Pen, ein ehrlicher Quaker, erhielt von dem englischen Hofe, dem sein Vater große Dienste geleistet hatte, Pensylvanien, also nach ihm genannt, eine der blühendsten Kolonien, welche die Engländer in Amerika besitzen. Hier legte er eine Stadt, Philadelphia, an, ein aus zwey griechischen Worten zusammengesetztes Wort, das Bruderliebe heißt. Durch eine berühmte Urkunde, wodurch er alle zu freyen Leuten erklärte, die sich daselbst niederlassen wollten, sie möchten seyn, von welchem Volke und Glauben sie wollten, lockte er eine Menge Menschen aus allen Landen hin: gab Kosten zu ihrer Reise her, versorgte sie mit den nöthigen Lebensmitteln, theilte ihnen Ländereyen aus, unterstützte sie in ihrem Handel und Wandel, und machte die weisesten Gesetze und Einrichtungen zur Gerechtigkeit, zur Ruhe, zur Eintracht, zur Glückseligkeit, so daß Philadelphia eine der reichsten und schönsten Städte in Amerika ward, und durch den erstaunenden Handel, den es mit den Engländischen, Französischen, Spanischen und Holländischen Kolonien, mit den Azorischen und Kanarischen Inseln, nebst Madera, mit England, Holland, Spanien und Portugal unterhält, sich immer mehr ver-

schönert, bereichert und bevölkert hat. Das bewundernswürdigste aber ist, nicht sowol die unglaubliche Verschiedenheit der Völker, Religionen und Sprachen, die man hier findet, als vielmehr die Einigkeit, worinnen alle diese leben. Jedes hat seine Kirchen und Bethäuser; und man findet nicht, daß Pen und seine Glaubensbrüder, die Quaker, die doch alle Gewalt in Händen hatten, theils, weil sie die zahlreichsten, theils auch die Stifter dieser Kolonie waren, ihr Ansehen gemißbraucht, die andern Religionen verfolgt, unterdrückt, oder zu Sklaven gemacht hätten. Wer ein höchstes Wesen bekennt, nichts wider die Gesetze und den Staat unternimmt, war hier willkommen, und fand Mittel, durch seinen Fleiß groß und reich zu werden. Den Wilden, seinen Nachbarn, entriß Pen nicht ihr Land durch Gewalt und List; sondern kaufte ihnen dasjenige ab, wo er sich niederlassen wollte, machte mit den Eingebornen Verträge, die auch heilig beobachtet wurden, und war mitten unter ihnen, ohne Soldaten und Verschanzungen gesichert. So gab ein einziger rechtschaffener Mann einer weitläuftigen Landschaft seinen Namen, machte sie durch Tugend und Großmuth frey, bildete aus einer, im ersten Ursprunge geringen, Anzahl vertriebener Nothleidender eine Republik, die in einem halben Jahrhunderte eine volkreiche und blühende Nation wurde: verwandelte eine ungeheure Wüsteney in ein wohlangebautes Land, erfüllte es mit einer Menge reicher, bevölkerter, und im Ueberfluß lebender, Städte, erwarb sich mitten unter Wilden und Ungesitteten, blos durch Mäßigung und Gerechtigkeit, Liebe und Hochachtung, machte Menschen frey und glücklich.

Welch

Welch ein weit größerer Ruhm, als wenn er ein ganzes Heer neue Welttheile mit Goldminen entdeckt, und Millionen Menschen mit Sklavenfesseln belegt hätte! Ewig müsse eines solchen Mannes Name gesegnet, und in Ehren seyn.

XXXI.

Häusliche Eintracht.

„Die Müdigkeit, die Furcht mich zu verirren, und die nicht weniger lebhafte Besorgniß, naß zu werden, bestimmten mich, ob es gleich noch heller Tag war, in eine von den Indianischen Hütten, die ich am Wege sah, hineinzugehen. Sie war wie die Köhlerhütten in unsern Forsten gemacht, und man konnte in derselben nicht aufrecht stehen. Ich fand darin eine Indianerin, und ein kleines Mädchen, die aus allen ihren Kräften Tordillas (die Tordillas sind kleine Kuchen, welche die vornehmste Nahrung der Indianer ausmachen) machten. Sie empfingen mich ohne Umstände, aber doch mit Ehrerbietung. Sie verstanden nicht ein Wort Kastilianisch, und ich nicht ein Wort Merikanisch, dergestalt, daß wir uns durch Zeichen unterreden mußten. — — — Als die Nacht angebrochen war, kam der Hausvater mit fünf Kindern, wovon das älteste funf-

zehn

zehn Jahr alt war; drey andere, wovon das eine noch an der Brust lag, waren in der Hütte geblieben; Totalsumme, acht Kinder. Der Vater, die Mutter, und ich, wir saßen alle um einen kleinen Heerd von Holzstücken, in einer Strohhütte von funfzehn Fuß ins Gevierte. Dieser arme Indianer, erschöpft von Arbeit, halb todt vor Hunger, hatte eine sanfte Mine, und die Physiognomie eines guten Mannes. Er machte mir einige Ehrfurchtsbezeugungen, aber heißhungrig von Liebe bedeckte er seine Kinder mit Küssen, und seine Blicke voll Zärtlichkeit für seine Frau wendeten sich nur gegen mich aus bloßer Achtung. Er wußte einige Worte spanisch, allein wir sprachen nur wenig. Ein tiefes Stillschweigen herrschte während der Mahlzeit. Es war das Stillschweigen des Vergnügens, welches bisweilen die Accente einer kurzen und sanften Sprache, und dem rührenden Geschrey unserer Dompfaffen ähnliche Töne unterbrachen. So erwarteten die Freude, die Zärtlichkeit und die Ruhe den guten Indianer, um ihn wegen der Mühseligkeiten des Tages zu entschädigen. Er verdiente täglich nicht mehr als zwey Realen, ich gab ihm noch zwey dazu, aber er schien mir gegen den Gewinn sehr wenig empfindlich.

Ich ging zu Bette, das Herz bewegt über diese Scene, und mit dem heißen Wunsch, daß es doch viele solcher einträchtigen Familien in Europa geben möchte!„

XXXII.

XXXII.

Wer sich der Seinen nicht annimmt, ist ärger als ein Heide.

Es ist ein sehr häufig vorkommender Fall, daß Leute, die durch reiche Erbschaften, oder andre Glücksfälle, oder auch durch eigenen Fleiß und Geschicklichkeit wohlhabend werden, ihre armen Anverwandten und ehemaligen Freunde, die hinter ihnen zurückbleiben, verkennen und vergessen, anstatt ihnen mit fortzuhelfen. Entgegengesetzte Beyspiele, wie nachfolgendes, verdienen daher bekannt gemacht zu werden. „Die Herren Remy und Hofmann in Bendorf, deren Wohlthätigkeit gegen Arme ohne Unterschied in der ganzen dortigen Gegend bekannt ist, bemühten sich schon längst, ihre unbemittelten Anverwandten durch beträchtliche Beyträge in bessere Umstände zu versetzen. Von diesen Anverwandten wohnen besonders viele in dem Fürstl. Wiedeschen Dorfe Grenzhausen. Schon oft hatten sie nahmhafte Summen unter sich vertheilt: ohne daß die Leute dadurch in dauerhaft bessere Umstände gekommen wären, welches sie eigentlich bezweckten. Sie haben daher jetzt ihre Wohlthätigkeit auf eine besonders rühmliche Art verwandt, wobey die Armen nicht nur unterstützt, sondern auch zum Fleiß angehalten werden, und selbst etwas verdienen können. Sie haben nämlich

den Entschluß gefaßt, in Embs, wo sie ein Bergwerk betreiben, ein Haus zu kaufen, und einzurichten, in welches alle Kinder ihrer ärmern Anverwandten aufgenommen, und in die Aufsicht und Pflege eines armen Mannes, und seiner Frau, ebenfalls von ihrer Verwandtschaft, gegeben werden sollen. Hier sollen sie leichte Arbeiten, als Erz klopfen oder waschen, verrichten, und dafür bezahlt werden, und dabey, außer einer gesunden Nahrung, auch eine ordentliche Erziehung und Unterricht erhalten. — Wie viel Reiche wären nicht im Stande, sich ihrer armen Anverwandten so anzunehmen, und dadurch des Elends in der Welt weniger zu machen — wenn sie nur wollten! —

Pflich-

Pflichten der Jünglinge und Mädchen.

XXXIII.

Heinrich Wahlburg.

Im Kinde zeigt sich der Jüngling, im Jüngling der Mann.

Rechtschaffenheit war der Hauptzug der Wahlburgischen Familie. Er war Kaufmann; aber das Glück hatte sich von ihm weggewendet; freilich nicht ganz ohne eigene Schuld, und seine Handlung sank täglich zusehends. Er glaubte, alles durch sein schuldloses Herz zu zwingen, und wollte es durchaus nicht einsehen lernen, daß man sich schade, wenn man nur nach seinem Kopfe handle, und nicht auf die übrige mit uns lebende Welt Rücksicht nehme.

Man kann, unbeschadet der Rechtschaffenheit, viele Regeln beobachten, die uns unsre Mitbrüder zu Freunden machen, und die uns das, wenn wir uns nach ihnen richten, mit Gegengefälligkeiten erwiedern, und unsern Vortheil dadurch befördern helfen.

So war er zum Beispiel mit gewissen Anordnungen seiner Obrigkeit nicht zufrieden, sprach heftig in Gesellschaften darüber, und schadete sich, ohne weder sich noch Andern einigen Nutzen zu bringen.

Eben so gern sprach er über die Betreibung der Geschäffte der andern Kaufleute, die bisweilen gewissenlos die Waaren verschleuderten, und dadurch die Nahrung herabsetzten, um sich durch einen kleineren Profit in die Höhe zu schwingen, und bedachte nicht, daß sein Urtheilsspruch sie noch mehr erbittern müßte; bedachte nicht, daß jeder Mensch sein eigener Richter sey.

So stand es mit dem guten Wahlburg. Der Gram durchdrang zu heftig seine Seele, seine Gesundheit litt, und nach seinen Jahren hätte er noch länger leben, noch länger seiner Familie, seiner guten Gattin und seinem kleinen Heinrich, der erst neun Jahr alt war, nützlich werden können. Ach, wer es erst am Ziele seines Lebens einsieht, wie er hätte laufen müssen, um seinen Zweck zu erreichen, der hat vielfache Leiden zu ertragen! Aber wohl ihm! wenn er wenigstens dann noch Andern nützet, wenn er es ihnen anzeigt, wie er gefehlt hat, und Andre gegen gleiche Fehler zu sichern bemühet ist.

Dieser Pflicht entledigte sich Vater Wahlburg gegen seinen Sohn, dem er eine Erziehung gab, die wenigstens sein Herz bildete, wenn auch seine Vermögensumstände es nicht erlauben wollten, daß er ihm für die wissenschaftliche Erziehung einen gleichen Schatz mittheilen konnte. Hauptsächlich prägte er seiner jungen Seele alle jene so nöthigen Grundsätze ein, die die Klugheit erfordert, und wieß ihm durch sein eigenes Beispiel, wie sehr man sein Glück verletzt, wenn man ihre Vorschriften vernachläßigt.

Zwar war der gute Wahlburg sehr arm, aber doch hinterließ er seinem Sohne in diesem Vermächtnisse einen Reichthum, der mehr zu seinem besseren Fortkom-

men beitrug, als wenn er ihm Millionen mit einer schlechten Erziehung hinterlassen hätte. Es ist allerdings weit zuträglicher, wenn ein junger Mensch gar nicht weiß, ob er Vermögen habe oder nicht, denn wie viele sind nicht schon elend bei dem Gedanken worden: Du bist reich. Mann befriedigt dann so gern alle Leidenschaften, hängt sich nur an den Genuß derselben, verschwendet Summen über Summen in jener Unbesonnenheit hin, der es nicht einfallen will, daß der größte Haufe, wenn man immer von ihm hinwegnimmt, endlich doch zusammenstürzen muß. Am Ende sind viele von ihnen elende Bettler geworden, die zu ihrer eignen Schande, und zur Last ihrer Mitbürger das kümmerlichste Leben führten.

Wie leicht man des Reichthums entbehren kann, um in der Welt glücklich zu seyn, das heißt, wenn man in sich selbst zufrieden ist, und der Welt nützlich wird, dis soll unser Heinrich Wahlburg beweisen.

Die Stunde des Todes nahete seinem Vater, eben hatte ihn der Arzt verlassen, und höchstens ihm das Leben bis gegen Abend versprochen; es war in der Mittagsstunde, als er ihn besuchte. Seine Gattin war untröstlich, ob er gleich schon mehr als drei Monate hart darniedergelegen hatte, als sie diese Schreckenspost erfuhr; sie ging in eine andre Stube, und weinte bitterlich, denn sie hatte ihren Mann unaussprechlich lieb, weil sie sein Herz zu schätzen wußte. Die drei Monate waren ihr wie so viel Tage verstrichen, alle Leiden hatte sie gerne geduldet; alles Nachtwachen mit Liebe und Freuden übernommen; ihr großmüthiges, edles Herz war selbst im größten Unglücke, und bei den härtesten Prüfungen unerschütterlich geblieben. Unser

kleine Heinrich stand vor seines Vaters Bette, und weinte sein Schnupftuch mit den wehmüthigsten Thränen naß.

„Sey ruhig, mein Sohn, sprach der gerührte Vater, Gott wird dich nicht verlassen, wenn du der Tugend treu bleibst. Folge meinen Lehren, die ich dir zeither gegeben habe; sey arbeitsam; kein Gewinnst vermöge dich zu einer unedlen Handlung; sey lieber arm, mit einem ruhigen Gewissen, als reich, mit einem Herzen, das mit Vorwürfen erfüllt ist. Schicke dich in die Anordnungen der Menschen; schweige lieber, wenn du durch Reden dir schaden, und Anderen nicht nützlich werden kannst: mache jeden dir zum Freunde, sey gefällig, aber nie erheuchle dir einen Vortheil, nie schmeichle um irgend eines Menschen Beifall. Alles was du thust, stimme mit der Wahrheit überein; quäle dich nicht mit übereilten Hoffnungen, laufe deinem Geschicke nicht zuvor; erwarte geduldig den künftigen Morgen, wenn der heutige Tag deine Erwartungen nicht befriedigt. Sey nicht aller Freund, aber sey auch nicht eines Einzigen Feind. Sey deiner Mutter Freude, und diese Freude sey der Trost ihres Alters, so wirst du ein redlicher Mann werden, wenn du auch hier kein Glücklicher werden solltest: der Lohn der Tugend bleibt nie aus, sollte er dir auch erst in jenem Leben zu Theil werden. Und so sterb ich leichter, wenn ich mir den herrlichen Augenblick gedenke: einst als einen frohen Bürger jener glücklicheren Welt, dich empfangen zu können. „

Der Abend rückte herauf. Wahlburgs Kräfte sanken nieder, wie der Arzt es gefürchtet hatte. Herrlich ging die Sonne unter; gülden was der ganze Him-

mel! — Sein Feuer machte die schönste Wirkung auf jeden Gegenstand der Natur.

„Ich will sie noch einmal sehen, zum letztenmal sie sehen, die Herrliche! sprach er mit einem Entzücken, dessen wenig Sterbliche in den Stunden des Todes sich freuen können: Ihre Pracht ist ein Zeugniß von der Güte des Heiligen, des Gütigen, des Gerechten, den ich nun bald näher kennen lerne. Ich habe viel gelitten, viel erduldet, viel ertragen; habe viel davon verschuldet, und meine letzte Thräne sey die Thräne meiner Reue! doch ich habe ungeheuchelt Andern mein Beispiel zur Warnung und zur Besserung aufgestellt, und wenigstens durch meinen Schaden Anderer Nutzen befördert. Mein letztes Röcheln sey ein heißer Dank o Gott, für die Ruhe, die du mir in meinen letzten Augenblicken verleihest! Möge diese Stunde meinem Sohne nie aus dem Gedächtnisse kommen, zur Versicherung, was für ein herrliches Kleinod ein reines Herz sey, und wie erhaben sich die Religion an uns erzeige.

Er fing an weniger zu sprechen; die Zeichen des Todes stiegen immer höher in seinem Gesichte auf: es war kein fürchterlich Sterbender; mitten unter seinem Schmerz blickte eine sehr edle Ruhe hervor, und diese Züge wurden durch die güldnen Strahlen der Sonne noch mehr erhöht, und gaben einen Anblick, der die Seele mit heiliger Ehrfurcht erfüllte.

„Er ist da, dis waren seine letzten abgebrochenen Worte, der Tod ist da; aber in der schönen Gestalt eines Engels — gern geb' ich ihm meine Hand, er führt mich sanfter, als ich dachte. Weib! lebe wohl! Heinrich! lebe wohl!„ — Und so sank sein Haupt, und seine Augen brachen.

Wie so innig warf sich seine Gattin über den Leichnam her; wie bedeckte sie ihn mit ihren Thränen! Heinrich kniete am Bette, und rang seine Hände.

„Ich habe einen edlen, einen guten Mann verlohren!„ jammerte die zärtlichste, die redlichste Gattin!

„Ach den besten Vater hab' ich nun nicht mehr!„ klagte der gute Sohn.

Nach einigen Stunden, als es ruhiger wieder um sie her wurde, nahm Madame Wahlburg ihren Heinrich bei der Hand, und sah ihn mit thränenden Augen an.

„Arme vaterlose Waise, sprach sie, was wird nun dein Schicksal seyn? Wie traurig werden wir uns mit einander behelfen müssen? unser Versorger ist uns genommen.„

Heinrich. O liebe Mama, lassen Sie uns unsern gütigen Vater im Himmel nicht vergessen, der alle seine Geschöpfe versorgt und ernährt!

Madame W. O mein guter Sohn! schon jetzt willst du mein tröstender Schutzengel werden? Ja, auf den Erhalter der Welt wollen wir uns verlassen; er wird auch uns in seinen gnädigen Schutz nehmen; wird uns Mittel und Wege zeigen, wie wir unser Leben hinbringen. Ach, Armuth, lieber Heinrich! thut weh, und verleitet zu vielem Bösen; sey ja auf deiner Huth, daß du nicht verführt wirst.

Heinrich. O die Lehren meines guten Vaters stehn tief in meine Seele eingegraben; sie sollen mir unvergeßlich seyn! Hungern, beste Mama, werde ich können, aber von der Tugend weich ich nicht: o daß ich jetzt schon nicht so viel Kräfte habe, daß ich Ihnen recht dienen, Sie recht unterstützen kann.

Madame W. (Heinrich küssend.) Aber sieh! kaum sind deines guten Vaters Augen verblichen, kaum läßt uns der Schmerz nur einige Besinnungskraft, so bestürmt uns ein Heer von Sorgen, unter deren Last wir leicht erliegen können. Dein Vater muß begraben werden; er hinterläßt uns kaum für einige Wochen die nothdürftigste Unterhaltung, und das kleinste Leichenbegängniß kostet viel Geld!

Heinrich. O beste Mama! ich kann ja helfen, ich habe ja Geld. Und er lief, brachte seine Sparbüchse, schloß sie auf: „Hier, Mama, nehmen Sie hier, hier, nehmen Sie alles.

Madame W. Um alles in der Welt nicht, mein Kind. Ich und dein seliger Vater haben die dringendste Noth gelitten, haben wol des Tages über kein Brodt gehabt, und wir haben dir diesen kleinen Schatz nicht angegriffen. Es ist dein Pathengeld. Ach, du hast noch eine große Reihe Jahre zu leben, hast noch zu viel nöthig. —

Heinrich. Jetzt aber brauch ich nichts; und ich will mich immer so aufführen, daß ich wieder gute Menschen finde, die sich meiner annehmen, wenn ich von Ihnen nichts mehr erhalten kann.

Madame W. Ach Gott! du weißts, mit welchem schweren Herzen ich es nehme! Aber das Begräbniß ist ja die letzte Ehre, die wir einem Sterblichen erweisen. Es sey! Heinrich! ich bleibe deine Schuldnerin. Selbst mit meiner Hände Arbeit will ich dir es wieder verdienen.

Heinrich. O Mama, geben Sie mir nur Ihren Segen, der ist mein größter Reichthum.

Madame W. Mein Sohn! mein theurer Sohn! ich segne dich mit den Thränen der Freude, ob sie gleich jetzt der Wehmuth und dem Jammer gewidmet seyn sollten.

Nach dreien Tagen ward Vater Wahlburg begraben; still war das Begräbniß, aber nicht minder feierlich, denn heiße Thränen flossen um ihn, und Heinrich stand wie zerschmolzen vor dem Grabe, worein man seinen Vater senkte. Es giebt Leichenbegängnisse, die mit ihrer Größe zu nichts, als zur Parade dienen sollen: weit ehrender ist die Thräne hinter dem Sarge her, die aus Verehrung und Hochachtung dem Verblichenen nachgeweint wird.

Madame Wahlburg hatte zwar vornehme Anverwandte, aber es giebt eine Menge kleiner Seelen, die den Menschen nach seinen äußern Glücksumständen messen, und diese betrachten dann den Geringen, den Aermern mit den Augen der Geringschätzung. Eben dieses traurige Schicksal betraf die arme Wahlburg. Sie blieb sich selbst überlassen; die kleinern Wohlthaten, die man ihr zufließen ließ, hatten so ganz das Gepräge der Demüthigung, und waren ihr weit mehr zur Last, als zur Unterstützung. Der Aermere hilft am liebsten dem Aermern, und man findet unter ihnen oft mehr Beweise der Großmuth, als unter den Reichern.

Herr Heimbach, selbst Vater von vier Kindern, und selbst nur bei mittelmäßigen Vermögensumständen, war der Gönner unsers Heinrich ganz insgeheim geworden; und da er so viel Anlagen zu einem großen Manne zeigte, so viel wahre Tugend äußerte, so beschloß er ihn zu sich zu nehmen.

Er stellte ihm das vor. „O Gott! Herr Heimbach, wie soll ich Ihnen das danken, daß Sie mein Vater werden wollen? Aber nur eins wollte ich Sie bitten, trennen Sie mich nicht ganz von meiner Mutter; den ganzen Tag will ich bei Ihnen seyn, nur erlauben Sie mir, daß ich die Nacht über bei ihr bleiben darf.„

Diese kleine unschuldige Vorbehaltung, ließ Herr Heimbach sich recht wohlgefallen, und war über die Zärtlichkeit des guten Knaben entzückt; er machte den guten Schluß, daß, wer ein rechtschaffner Sohn sey, auch gewiß ein dankbares Herz gegen Andre äußern werde. Er sah schon im voraus so viel schöne Hoffnungen, die nicht blos Hoffnungen bleiben sollten; sah alles, was er gethan hatte, schon jetzt vergütet; und dies reizte ihn immer mehr und mehr, alle seine Kräfte für ihn zu verwenden; zugleich fand er seine Kinder in Heinrichs Gesellschaft gesitteter, artiger, und freute sich des zwiefachen Nutzens.

Aber hart waren die Prüfungen, die unserm guten Knaben bevorstunden, und die sein zartes Alter erdulden mußte. Herr Heimbach ward krank und starb nach einem kurzen Lager. Die Wittwe verlor zu viel an ihrem Manne, und hatte selbst Noth, ihre Kinder zu versorgen.

Heinrich war einige Jahre nun älter geworden, und mußte nun seine künftige Bestimmung festsetzen. Er widmete sich dem Studiren. Ein weites Feld, das viele Kraft an sich fordert, wie viel mehr, wer noch mit der Armuth zu kämpfen hat!

Er hörte, daß der Rektor einer benachbarten Schule ein sehr wohlthätiger Mann, und die Stütze

vater-

vaterloser Waisen sey. Manchem schon hatte er geholfen, manchen nicht allein zu einem brauchbaren, sondern auch zu einem glücklichen Manne gebildet. Er schrieb an ihn, bat ihn, sein Wohlthäter zu werden, und dieser Brief war sein erster Versuch in lateinischer Sprache. Das Zutrauen und die Nacheiferung hatten seine Kräfte so angestrengt, daß diese kleine Arbeit dem gutdenkenden Rektor für die zwölfjährigen Fähigkeiten ein kleines Meisterstück schienen. Er erkundigte sich nach seiner Aufführung, und da er von seinem Herzen die nämlichen glücklichen Zeugnisse erhielt, so schrieb er ihm so väterlich zurück, daß auch in Heinrichs Seele Gefühle erwachten, die die innigste Hochachtung zum Grunde hatten. Sein neuer Wohlthäter kam, ihn abzuholen.

Er weinte selbst seine Thräne mit in den Abschied Heinrichs und seiner Mutter, und freute sich seiner kindlichen Zärtlichkeit; er versprach ihr, ihrem Sohne gewiß fortzuhelfen, und sich seiner mit allen Kräften anzunehmen, und der Gedanke, daß er sein Vater seyn wolle, beruhigte sie wieder, wenn sie ihr Liebstes auf der Welt von sich getrennt sich vorstellte.

Heinrich mußte von seinem guten Rektor erst geprüft werden, ehe er sein ganzes Vertrauen erhielt; denn er hatte so viel traurige Beweise, daß die schönsten Hoffnungen öfters umgeschlagen waren.

Aber in Heinrichs Seele lebte der Gedanke seines Vaters, daß man zwar mit allen Leuten in gutem Vernehmen zu stehen sich bemühen müsse, jedoch in der Wahl seiner täglichen Gesellschaft und seiner Freunde sehr behutsam zu seyn Ursache habe. Aus diesem Gesichtspunkte sah Heinrich seine übrigen Mitschüler an.

Er schloß sich nicht an jeden, der ihm die Hand bot, aber er war auch gegen keinen beleidigend, verachtete keinen, und war nie ein vorlauter Richter seiner Gespielen; ein Fehler, der so vielen jungen Leuten anhängt, und der meistentheils mit vielen Verdrüßlichkeiten verknüpft ist. Er stört nicht nur das gute Vernehmen untereinander, sondern pflegt auch die Eigenliebe zu sehr, macht uns zu Menschenfeinden, und giebt dem Charakter einen gewissen mürrischen Anstrich, dem jeder, der nicht Freund von Zänkereien ist, gern aus dem Wege geht. Es giebt Menschen, die sich dadurch ihr ganzes zeitliches Glück verscherzen.

Er hielt sich sein Tagebuch, worin er alle seine Handlungen zeichnete, keine verheelte, die minder guten bereute, und da, wo er seine Pflichten erfüllt hatte, in jeder Silbe die sanfte Ruhe der Seele verrieth, die unsre angenehmste Begleiterin ist, wenn wir der Tugend folgen, oder wenn wir unsern Pflichten treu bleiben, welches einerlei ist, denn nur darinnen besteht die wahre Tugend. Viele seiner Mitschüler waren durch sein Beispiel aufgemuntert worden, folgten ihm nach, und der gute Heinrich genoß also zwiefachen Lohn. Aber so leicht das scheint, täglich einige Zeilen am Abend in ein Buch einzutragen, so wichen doch seine Nacheiferer bald von ihrem Vorsatz und ihrer Festigkeit.

Wer in der Vollendung des Guten nicht beharrt, hat seine Sachen nicht viel besser gemacht, als wenn er nie angefangen hätte. Oft gehört freilich ein Sieg über sich selbst dazu: wer sich aber den nicht abgewinnen kann, wird nie gut werden, geschweige daß er groß werden solle.

„Hm!

„Hm! ein Tagebuch, was ist das auch so Sonderliches eben?„ sprach einer der Schüler spöttisch zu ihm.

„Sonderliches ists nun eben nicht, aber es ist doch immer angenehm; denn man ist, was man des Tages über war, dadurch am Abend noch einmal, — ich freue mich dann wieder, daß ich gut war, befestige meine Entschlüsse, es immer zu seyn; und dann, war ich nicht, wie ich seyn sollte, so erröthe ich am Abend zum zweitenmal, und ich dächte, man ginge einem Fehler, über den man zweimal roth und beschämt geworden wäre, mit der möglichsten Vorsicht zum drittenmale aus dem Wege.„

Aber alle diese guten und wahren Bemerkungen eilten gleichgültig vor des Spötters Seele vorüber, der den unglücklichen Wahn hatte, daß er sich dadurch ein Gewicht und ein Ansehen gäbe, wenn er nun über Andre spottete, oder sich als ihren Richter aufwärfe. Wie betrog er sich nicht; viele lachten ihn aus, und manche verachteten ihn sogar. Es schützt ihn nicht, daß er aus einer vornehmen Familie war, von denen man leider die Erfahrungen haben soll, daß sie sich ohne Ursache oft über die Geringern lustig machten, und daß sie das blos auf Kosten ihres Ranges thäten, ohne durch wirkliche, gegründete persönliche Vorzüge gerechte Ansprüche darauf zu haben; o daß sie es doch einmal zum Stoff ihrer Untersuchung machen möchten, daß ein vornehmer Thor, ein zwiefach lächerlicher Thor sey.

Wie sehr beruhigte sich Madame Wahlburg, wenn sie eine Lieferung von dem Tagebuche ihres guten Sohnes erhielt. Es war, als wenn er gegenwärtig

um

um sie herum lebte; vermißte dann seine Gesellschaft minder, und jeder Gram schwand aus ihrem besorgten Herzen, wenn ihre Aussichten sie zu einer angenehmen Zukunft berechtigten, und sie von ihrem Heinrich, für das herannahende Alter, eine thätige Stütze erwartete. Alle Unterdrückung trug sie gern, sie lebte äußerst spärlich, und machte von ihren kleinen Ersparnissen ihres Herzens Liebling eine Freude. Große Thränentropfen quollen dann dem gutmüthigen Sohne aus den Augen, auf das kleine Geschenk, das er als ein Heiligthum betrachtete. Er war nicht minder haushälterisch, und ersparte sich von dem wenigen Taschengelde seines Wohlthäters eine kleine Summe, und vergalt die Freude seiner rechtschaffnen Mutter durch Gegenerwiederungen.

Auf einmal wurden diese entzückenden Freuden erschüttert; Madame Wahlburg ward krank, und die Krankheit gefährlich, hartnäckig und langwierig. Oft, wenn unser guter Heinrich Briefe kriegte, schienen sie mit zitternder Hand geschrieben; er besorgte, er ahndete; da sie aber die gewohnten Brieftage immer richtig eintrafen, so glaubte er, daß er keine Gefahr zu besorgen habe. Aber da kam ein Brief von fremder Hand, der ihm meldete, daß seine Mutter nicht allein dem Tode sehr nahe gewesen sey; sondern auch viel Noth erlitten habe; ihr Leben sey zwar jetzt außer Gefahr, allein sie müßte sich das Nothdürftige versagen, geschweige, daß sie zur Stärkung ihres Körpers etwas erschwingen könnte.

Wie laut jammerte da der arme Knabe in seiner kleinen Zelle; er zählte seine geringe Baarschaft vorjetzt zusammen, wickelte sie hastig ein, daß er nicht

einen

einen Dreier übrig behielt, und schickte sie seiner leidenden Mutter, von einem Brief begleitet, worinnen seine ganze Seele ausgebreitet war, und der einen ganzen Himmel von Glückseligkeit über ihre Seele ausgoß. Keine Erquickung glich der, die diese Freude ihr gab; sie war ihr schönstes Genesungsmittel.

Heinrichs Haushaltung war immer sehr knapp eingerichtet. Der Betrag seines Taschengeldes war ohnedem gering, und immer mußte doch auch etwas für seine Mutter davon bestritten werden. Er hatte weder Tinte noch Licht; borgen wollte er kein Geld, er fürchtete sich verdächtig zu machen. Daher wenn es Abends Ruh im Hause wurde, setzte er sich vor den Kamin, und studirte bei dem aus ihm schimmernden Feuer; aus Ruß mit Wasser vermischt machte er seine Tinte, und so ersetzte sich Heinrich mit der Erfindungskraft eines Robinsons was ihm abging.

Dis konnte freilich dem Rektor nicht verborgen bleiben, und er gab genau auf seinen Zögling Acht, ob er ihn etwan auf Irrwegen treffen könnte. Nichts fand er; alles war bei Heinrich ordentlich, er war der nämliche Fleißige, der er immer gewesen war. Weil er nichts entdeckte, mochte er auch nichts sagen, da er seinem Liebling, den er so zärtlich in sein Herz geschlossen hatte, keine Kränkung machen wollte.

Einige von den Schülern hatten sich dem Spiel ergeben, und dis ahndete der Rektor mit der härtesten Strafe, weil er nicht glaubte, daß seine Jünglinge so enthaltsam seyn könnten, einen minder bösen Gebrauch vom Spiele zu machen. Auch einer von Heinrichs Freunden war von der schrecklichen Seuche der Spielsucht befallen: „ich kann es nicht lassen, so gern ich

auch

auch wollte;„ sprach dieser: „und das mußt du können!„ erwiederte Heinrich, nahm ihm die Karte, und trug sie auf seine Zelle.

Einer der Klätscher hatte die Karte bei Heinrich gesehen; er hinterbrachte es dem Rektor, um dem doch einmal einen Rang, der so viele Vorzüge hatte, abzulaufen.

Da besorgte der gute Rektor, und neue Bekümmernisse machten seine Seele weich, daß auch hier seine Hoffnungen zu Grunde gehen sollten. Es kam ein Brief an Heinrich, der dem Rektor in die Hände fiel; es war eine fremde Hand, und der Brief trug ein ihm ungewohntes Siegel. Der Rektor erbrach ihn. Aber welche Freude durchströmte sein Herz! Der Brief war dankender Segen von Heinrichs Mutter; nun erklärte sich ihm alles, nun wußte er, warum er kein Geld habe, und diese edelmüthige Armuth hätte der gute Mann um keine Summen hingegeben. „Du bist gerechtfertigt, Liebling meines Herzens, rief er mit einer mehr als väterlichen Zärtlichkeit aus; ein Niederträchtiger wollte dich anschwärzen, der hämische Neid sprach aus ihm; aber deine Unschuld ist an den Tag gekommen, und ich will dir eine Genugthuung geben, die deiner werth sey. O dacht ichs nicht immer: dein Heinrich kann die Tugend nicht verlassen; dein Heinrich wird dich endlich einmal für deine Gutmüthigkeit belohnen, die du an so viele Unwürdige verschwendetest, als sie dich täuschten, und hinterher Herzen voll des schändlichsten Undanks zeigten. O guter Gott! lohne meinen Heinrich, und laß sein Herz nie von der Tugend wanken; stärke du ihn mit deinem Geiste von oben herab.„

XXXIV.

Es ist immer gut, wenn man in der Jugend etwas Nützliches gelernt hat.

Abukasem war der älteste Sohn eines sehr vornehmen und reichen Herrn zu Balsora, einer Stadt am persischen Meerbusen. In seiner frühesten Jugend wollte er gar nichts lernen; nichts gefiel ihm, als das Reiten und Jagen. Das Lesen und Schreiben hielt er für überflüßig. Er sagte: „Warum soll ich etwas lernen, das meine Sklaven für mich thun können? „Warum soll ich meine Jugend solchen Beschäfftigungen aufopfern, deren ich im Alter nicht bedarf, da ich „ja reich genug bin?„ — — Dies waren seine gewöhnlichen Reden, wenn er zum Lernen ermahnt wurde. Da er aber einen natürlich guten Verstand besaß, so ward es seinem vernünftigen Vater leicht, ihn endlich dahin zu bringen, etwas zu lernen.

Sprachen und Wissenschaften erlernte er nur mit großer Mühe, aber desto größere Fortschritte machte er dagegen in allen Leibesübungen. Auch die Musik gefiel ihm, und zur Unterhaltung in seinen Nebenstunden erlernte er die Gartenkunst. — Ein Zeitvertreib, der vollkommen seinen Neigungen zum thätigen rastlosen Leben angemessen war, so sehr er Anfangs auch nach Jagdhunden und Pferden seufzte. — Sein Herz war überhaupt sehr weich und empfindsam; die Thränen

eines

eines Andern konnten ihn zu allem bewegen, und sein jugendliches Feuer hatte nie die Kränkung eines seiner Nebenmenschen zum Gegenstande. Mit einem solchen Herzen ward es ihm leicht, sich an die Freuden der kunstlosen Natur zu gewöhnen, und eine Beschäfftigung, die sonst sehr einfach ist, angenehm und unterhaltend zu finden. Unser junger Wildfang war schon zufrieden, wann er nur nicht sitzen durfte; und so ward er jetzt ein recht eifriger Gärtner, der es wirklich in seiner Kunst auf einen hohen Gipfel brachte.

Unterdessen starb sein Vater, und die Besitznehmung eines so unermeßlichen Schatzes, als die Reichthümer seines Vaters enthielten, erstickte auch plötzlich sein Vergnügen an der Gärtnerei.

Er war Liebhaber von glänzenden rauschenden Vergnügungen; er sahe gern Andere durch ihn fröhlich und munter, und da er dabei ziemlich viel Stolz besaß, so ermangelte er nicht, die ersten Tage nach vollendeter Trauer zu Festen und Lustbarkeiten anzuwenden. Er hätte vielleicht die Ergötzlichkeiten noch länger fortgesetzt, wenn er schwach genug gewesen wäre, an den Schmeicheleien der Schmarotzer Geschmack zu finden. In kurzem gefiel ihm auch der Lärm nicht mehr. Nach und nach weihete er sich allen Vergnügen der Reichen; aber da diese alle dennoch seine Seele nicht ausfüllen konnten, die immer nach Höherem strebte, so verwünschte er, selbst mismuthig über sein Glück, die Reichthümer, welche ihm nur Langeweile verschafften.

Zu dieser Zeit brach ein blutiger Krieg zwischen dem König von Persien und dem Sultan der Türken aus. Abukasem sah dies als eine günstige Fügung des Himmels an, welche ihm nun eine Laufbahn zu großen

Thaten

Thaten eröffnete; denn sein weiches gefühlvolles Herz hatte sich schon durch das wilde Vergnügen der Jagd, und durch seinen emporgewachsenen Stolz abgehärtet. Er zog nun in den Krieg, und führte zahlreiche Schaaren gegen den Feind. Anfänglich gefiel ihm diese rauhe Lebensart nicht sehr wohl; bald aber freute er sich, wenn er das Zeichen zur Schlacht ertönen hörte, denn er erndtete in dem Kampfe so manche blutige Lorbeeren ein, daß er in kurzer Zeit einer der blutgierigsten Krieger ward. Sein Glück war von kurzer Dauer. Einst erhielt er Befehl, mit seinen Schaaren einen großen Strich Landes in dem Gebiete des Feindes zu verwüsten. Erst kurz noch hatte sein Herz bei dem Anblicke eines Nothleidenden geblutet, aber izt, da die Ruhmbegierde sein Herz entflammte, vergas er alle Gefühle der Menschlichkeit, und eilte, den erhaltenen Befehl in aller seiner Strenge auszuführen. Seine Schaaren überschwemmten das unglückliche Land, und was ihr Schwerdt nicht verzehrte, das fraß das Feuer. Die Verwüstung war allgemein, Schrecken, Entsetzen und Verzweiflung gingen vor diesen wütenden Unmenschen her. Bald aber wurden sie für ihre Thaten belohnt. Denn als sie in dem Lande umher zerstreut mordeten, plünderten, und alles in Brand steckten, fiel plötzlich eine weit größere Menge aufgebrachter Feinde über sie her, und hieb die unvorsichtigen Plünderer nieder. Mit Mühe nur entfloh Abukasem. In das Lager konnte er nicht zurück; denn die Feinde hatten ihm den Weg abgeschnitten; er mußte sich also auf die andere Seite wenden, um einen Weg zur Flucht zu finden. Wie würde es ihm ergangen seyn, wann sich nicht ein mitleidiger Araber über ihn erbarmt, und ihm Kleider geliehen hätte,

damit er unerkannt nach Suns kommen konnte? — Glücklich kam er in dieser Stadt an, und noch glücklich war er, daß er hier einen Bekannten antraf, der ihn mit Geld unterstützte, damit er nach Hause zurückkehren konnte. Zu Lande konnte dies nicht geschehen, weil die Gefahren, durch die siegreichen Feinde erhascht zu werden, täglich sich verdoppelten; er mußte also den Weg über das rothe Meer nehmen; und begab sich deswegen auf das erste abgehende Schiff. Die Fahrt über das rothe Meer, oder den arabischen Meerbusen war diesmal sehr glücklich, so gefahrvoll sie sonst auch ist. Kaum aber hatten sie die Meerenge Bab-al-Mandab zurückgelegt, so überfiel sie ein wütender Sturm, der sie weit hinaus in den Ozean verschlug, wo sie nach dreien Tagen an einer felsigten Insel Schiffbruch litten. Gott, welch ein Klaggeschrei erhob sich auf dem ganzen Schiffe! — Wie ängstiglich jammerte der trozige Abukasem, er heulte laut in den Sturm, aber sein Herz war noch hart, und bedurfte noch mehrere Erfahrungen, um so wieder zu werden, wie es ehemalen gewesen war. Von der ganzen Mannschaft des Schiffes kam nur Abukasem und sein Sklave Isao mit dem Leben davon. Alle wurden von den Wellen verschlungen, oder von den Trümmern des einstürzenden Schiffes zerschmettert. Die beiden übrig gebliebenen wurden von den Wogen auf einen Felsen geschleudert, der sein kahles Haupt nur wenig über das Wasser erhob. Krank, geängstigt, am ganzen Leibe verwundet, lagen izt die beiden Unglücklichen auf dem dürren Boden des Felsens hingestreckt, und mußten in jeder Welle, die sich an dem schrofen Felsen brach, ihren Tod herannahen sehen.

Abukasem wollte izt wider die Hand der Vorsehung murren, die ihn hier dem Spiel der Wellen preis gegeben hatte, aber Isao, sein treuer Sklave munterte ihn auf, tröstete ihn und wagte es, ihm nach und nach ehrerbietigere Gedanken von dem Allmächtigen einzuflößen. Allmählich ward Abukasems Herz erweicht; doch beleidigte es immer noch seinen Stolz, daß sein Sklave mehr Zutrauen in die Vorsehung besitze, als er.

Ueber sechs Stunden lagen sie trostlos auf dem nackten Felsen, und das Meer hatte mittlerweile manches Brett, manche Kiste, manche Trümmer und Ueberbleibsel von dem verunglückten Schiffe auf die zakkigten Spitzen dieses Felsen hingetrieben. Endlich war das Meer ruhiger, und Isao benutze diese Stille, um sich von der Erde aufzuraffen, und zu sehen, ob er gar nichts erblicken könne, das ihre Lage zu mildern vermögend wäre. Mit innigstem Entzücken bemerkte er einige Kisten, welche zwischen den Felsenspitzen wie angenagelt staken. Er lief darauf zu, und es gelang ihm, die kleinste derselben sogleich loszumachen. Wie ärgerte er sich aber, als er nur kostbare Stoffe darinnen fand! Begierig eilte er nun zu einer der großen Kisten, die halb zersplittert an dem Felsen hingeworfen war; er brach sie ohne Mühe vollends auf, und fand zu seinem Vergnügen allerlei Eisengeräthe darinnen; aber dies alles war doch noch keine Befriedigung für seinen und seines Herrn Hunger. Endlich fand er nach vielem vergeblichen Suchen ein Fäßchen mit Zwieback, und ein Tönnchen mit Reis. Der Zwieback war aber so hart, daß sie ihn beinahe nicht genießen konnten, und Abukasem schleuderte voll Unwillen ein Stück von demselben ins Meer, weil seine Zähne nicht gewohnt waren, ein

so hartes Brodt zu benagen. Auch der Reis lag todt für sie da, denn ungekocht konnten sie ihn doch nicht essen. Izt suchte Isao weiter nach, und fand glücklicherweise ein Feuerzeug und einen kleinen kupfernen Kessel. Nun war aber guter Rath wieder theuer; Brodt, Reis, Feuerzeug und Geschirr hatten sie wohl, aber woher das Unentbehrlichste nehmen? — Ich meine das Wasser. Schon wollte Abukasem wieder anfangen zu murren, als ein häufiger Regen dieser Noth abhalf, und sie mit süßem Wasser versahe, welches sie in die leeren Tönnchen laufen ließen. Izt fing Isao seine Kocherei an. Die Trümmer des gescheiterten Schiffes versahen ihn hinlänglich mit Holz, er machte ein Feuer damit an, steckte zwo dicke hölzerne Stangen zwischen zwei aufgehäufte Steine hinein, die er um das Feuer herum zusammenscharrte, legte ein eisernes Stäbchen quer darüber hin, und hing nun seinen Kessel daran. Dann füllte er seinen Kessel mit Wasser, warf Zwieback und Reis hinein, nebst einigen gedörrten Fischen, die er in dem Winkel einer Kiste gefunden hatte, und die ziemlich übel rochen. Abukasem wärmte sich unterdeß bei dem Feuer, und kritzelte mit einem Stäbchen auf den Felsen; er fühlte sich gedemüthiget, und diese Demüthigung schmerzte seine Eigenliebe noch ziemlich. Isao vollendete seine Kocherei, und richtete ein Mahl an, das gewiß nicht leckerhaft war, aber doch Abukasems Appetit reizte. Nachdem nun der Magen befriedigt war, so dachten sie auch an bessere Bedeckung, denn ihre Kleider waren ganz durchnässet. Isao suchte izt wieder alles durch, was die Kisten von Kleidungsstücken enthielten; er fand nichts, als zween lange persische Röcke von Seidenstoff mit silbernen Blumen, und

dann

dann noch eine Menge kostbarer Seidenzeuge, die aber nicht verarbeitet waren. Sie hängten nun ihre benezte Kleider um das Feuer herum, zogen die gefundenen Röcke an, wickelten sich vollends in die kostbaren Stoffe, deren sie sich auch statt der Betten bedienten, und schliefen ziemlich ruhig ein.

Unterdessen ward das Feuer auf der nahe gelegenen Insel bemerkt, und der König derselben schickte sogleich ein großes Boot ab, um zu sehen, ob etwa Unglückliche an dem Felsen Schiffbruch gelitten hätten. Das Boot, welches alle die Klippen, Sandbänke und Felsen, welche den Zugang zu dieser Insel verschlossen, kannte, kam glücklich bei dem Felsen an, wo unsere beide Schiffbrüchige bereits eingeschlummert waren. Der kostbaren Kleider wegen, in welche sie gehüllet waren, wurden nun unsere Fremdlinge beide für sehr vornehme Leute angesehen, und ob man schon auf jener sonderbaren Insel weder den Luxus, noch den Unterschied der Stände kannte, so erweckte doch die ungewöhnliche kostbare Kleidung der Fremdlinge die Ehrfurcht der abgeschickten Insulaner. Sie wollten daher die Ruhe der Schlafenden nicht stören, und setzten sich mit ihren Tobakspfeifen im Munde um das Feuer herum. Natürlicherweise waren nun die schlafenden Fremdlinge der einzige Gegenstand ihres Gespräches. Einer behauptete, es müßten zween Prinzen seyn; der andere sagte: Nein, es ist ein Sultan, und sein Vezier; der dritte widersprach diesem und sagte: Es könne niemand anders als der Kaiser von Konstantinopel, nebst seinem Sohne selbst seyn. Das Gespräch ward darüber so laut, daß die Fremdlinge plötzlich aufwachten. Wie erschracken sie beide, als sie die vielen Leute

um ihr Feuer herum erblickten! — Sie ermunterten sich aber bald, als sie eine Sprache reden hörten, welche mit der arabischen nahe verwandt war. Abukasem hörte gerade izt einen von den Unbekannten sagen: Ich wette, es ist der Sultan von Adem! —

Ja, das bin ich auch, rief Abukasem, halb schlaftrunken; und achtete der leisen Ermahnungen seines treuen Sklaven nicht, denn sein Ehrgeiz war nun einmal in Flammen gesetzt. Die Insulaner erwiesen nun unsern Fremdlingen sehr viele Ehre, brachten sie in ihr Boot, und führten sie auf ihre Insel. Da Abukasem nun ganz munter geworden war, so bereuete er es, sich für den Sultan von Adem ausgegeben zu haben, und erklärte nun denen, die ihn fragten, daß er ein vornehmer Kriegsbedienter des Königs von Persien sey. Isao gab sich für nichts anders als für den Sklaven seines Herrn aus. Wie bald sank aber Abukasems Ehrgeiz, und alle seine Träume in ein Nichts dahin, als man beide vor den Sultan brachte, und dieser sie so anredete:

„Fremdlinge, wer ihr auch seyd, von dieser Insel
„werdet ihr wol nicht wieder wegkommen; denn
„sie ist mit solchen gefährlichen und zahlreichen
„Klippen umgeben, daß kein großes Schiff sich
„ihr nahen kann, und die kleinen Schiffe, die
„wir haben, sind nicht groß genug, um eine Reise
„nach dem vesten Lande damit unternehmen zu
„können. Ihr werdet also wol hier bleiben müs-
„sen. Aber das muß ich euch vorher sagen, man
„kennt hier keinen andern Unterschied der Stän-
„de, als denjenigen, welchen Einsichten, Ge-

„schick-

„schicklichkeit und Kenntnisse vestsetzen; auch ken„nen wir keine Sklaven; jeder wird frei geboh„ren, und jeder ist dem Andern an Geburt, so „wie an Gütern gleich, nur allein nützliche Kennt„nisse können hierin einen Unterschied machen, „und wer gar keine besitzt, muß als Taglöhner „oder Bauer arbeiten, und wenn er mein eigener „Sohn wäre. Nun sage Abukasem, was be„sitzest du für Geschicklichkeiten? —

Abukasem.

„Gnädigster Herr, ich bin ein geschickter Krieger, „ich weiß ein Heer in Schlachtordnung zu stellen, und „versteh die Kunst mit Vortheile Krieg zu führen.

Sultan.

„Unnütze Künste! — Wir brauchen keinen „Krieger und kein Heer; denn die Klippen unserer In„sel schützen uns vor allen feindlichen Anfällen. Wenn „du nichts bessers weißt, so wirst du wol Knechtsdienste „verrichten müssen, um kein unnützer Bürger meines „Königreichs zu seyn.

Abukasem.

„Ach gnädigster Herr verschone mich! — Ich „besitze auch die Kunst, das Wild zu jagen, und die „Spur der wilden Thiere zu verfolgen; und zu dem ist „ja Isao mein Sklave, und kann arbeiten, daß er „mich ernähre.

XXXIV. Es ist immer gut, wenn man

Sultan.

„Ich habe dir ja schon gesagt, Abukasem, daß „der Sklavenstand bei uns abgeschafft ist, und daß der „erste Eintritt in unser Reich jedem seine ursprüngliche „Rechte wieder giebt. Du hast also keinen Sklaven „mehr. Was nun die Jagd betrifft, so muß ich dir „sagen, daß wir gar keine Künste dazu brauchen, um „die Thiere zu erlegen, deren Fleisch wir essen wollen, „oder um diejenigen zu vertilgen, die uns schädlich sind. „Auch kann ich dich nur schonen, wenn du fleißig bist, „und dich wohl aufführst. Besäßest du irgend eine „nützliche Kenntniß, so könnte ich mehr für dich thun, „um dir ein glücklicheres Leben zu verschaffen.

Abukasem.

„Izt besinne ich mich, daß ich in meiner Ju„gend die Gärtnerei erlernt habe, und die Kunst „besitze, alle Arten von Pflanzen und Kräutern zu zie„hen und zu warten.

Sultan.

„Nun wenn das ist, so sollst du dich über dein „Schicksal nicht beklagen dürfen. Wir lieben die Gar„tenkunst sehr, und es fehlt uns noch an geschickten „Gärtnern. Machst du deine erste Probe gut, so sollst „du Aufseher über alle meine Gärten werden, und ge„wiß nicht Ursache haben, dein Schicksal anzuklagen. — „Sage nun du Isao, was du für Künste und Kennt„nisse besitzest?

Isao.

„Gnädigster König, ich besitze die Kunst in Holz „zu arbeiten, Häuser und Schiffe zu bauen, und kann „auch das Eisen schmieden, und Stahl daraus machen. „Aber erlaube, daß ich Abukasems Sklave bleibe, und „für ihn arbeite, denn er ist der Arbeit nicht gewohnt.

Sultan.

„Das kann nicht seyn, deine Geschicklichkeiten er„heben dich in einen Stand, der weit über Abukasem's „ist. Du wirst ein nützlicher Bürger unsrer Insel „werden, und weil du so großmüthig an deinem ehema„ligen Herrn handeln wolltest, so soll auch dieser mehr „Achtung genießen, und wenn er seine Probe gehörig „ablegt, gewiß glücklicher werden, als er es vermu„thete. Gehet nun hin, legt beide Proben von euren „Geschicklichkeiten ab, und ihr sollt beide nach Verdien„sten belohnet werden. —

* * *

Traurig ging nun Abukasem an eine Arbeit, die ihn sehr demüthigte. Doch ermunterte ihn Isao's gutmüthiges Betragen, und die freundliche Behandlung der Insulaner wieder. Beide legten nun ihre Proben zur Zufriedenheit des Sultans ab. Abukasem wurde Aufseher der königlichen Gärten, und Isao erster Baumeister des ganzen Königreichs, denn er hatte alle andere an Geschicklichkeit übertroffen.

So lebten sie drei Jahre lang. Abukasem fühlte sich endlich wieder glücklich; die Ruhe war in sein Herz zurückgekehrt; Isao hatte nie die Ehrfurcht für seinen

ehemaligen Herrn abgelegt, sondern theilte sein Glück mit ihm, und Abukasem, der sein Ohr der Sprache der Vernunft wieder darreichte, fühlte sich ganz umgeschaffen.

Als einst Isao an dem Ufer des Meers den Schiffszimmerleuten Anweisung gab, wie sie ein größeres Schiff als ihre gewöhnlichen waren, erbauen sollten — erblickte er ein großes Schiff, welches sich hinter den Klippen vor Anker gelegt hatte. Er meldete es sogleich dem Könige, und dieser gab alsobald Befehl, ein Boot an dasselbe abzuschicken, um zu vernehmen, womit man ihm dienen könne. Es geschah, und das Boot kam bald wieder mit der Nachricht zurück, daß es ein persisches Schiff sey, welches großen Mangel an Lebensmitteln litte. Der Sultan ließ ihnen sogleich unentgeltlich das Benöthigte zuführen, und sie dabei wegen Abukasem befragen. Sie dankten für das Geschenk, und antworteten: „Abukasem sey ihnen sehr wohl bekannt; „er seye schon vor mehrern Jahren verlohren gegangen; „der Kadi habe unterdessen seine zurückgelassene ungeheure Reichthümer in Verwahrung genommen, und „wenn er in Zeit von einem Jahre nicht zurückkäme, „so würde er dieselben seinen Verwandten ausliefern.„ — Isao ging nun zum Könige, und bat ihn inständig, seinen ehemaligen Herrn in sein Vaterland zurückkehren zu lassen; der Sultan verwilligte es ohne Anstand, aber den Isao, welcher auch den Wunsch äußerte, mit seinem ehemaligen Herrn zurückzukehren, bat er so dringend bei ihm zu bleiben, daß es Isao nicht verweigern konnte, zumalen da er izt vom Sultan in die Zahl der ersten Räthe des Reichs versetzt ward.

Abukasem eilte nun mit Freuden das Schiff zu besteigen, doch konnte er das Land, wo er wieder Mensch geworden war, nicht ohne einige Rührung und Dankbarkeit verlassen. Der Sultan gab ihm ansehnliche Geschenke, Isao ermangelte nicht, ihm auch ein kostbares Andenken mitzugeben, er begleitete ihn bis an das Schiff, umarmte ihn mit dem warmen Gefühle der Freundschaft, und mit Thränen in den Augen stieg Abukasem an Bord. Sogleich wurden die Anker gelichtet, das Schiff segelte unter den Segenswünschen des Isao und seiner Insulaner weiter fort, und Abukasem kam glücklich in seiner Vaterstadt an. Sein Vermögen wurde ihm ohne Verzug ausgeliefert, und er verlebte den Rest seiner Tage in Ruhe und Zufriedenheit. Das Unglück war sein Lehrmeister gewesen.

„Wie kann der Jüngling die Wege vorhersehn,
„auf welchen er nach dem Rathe der Vorsehung dereinst
„wandeln soll. Er lerne was, so wird ihm kein Pfad
„zu steil, und keine Bahn zu rauh seyn.„

XXXV.

Wie der arme Jüngling, der gern etwas lernen möchte, alle Schwierigkeiten muthig bekämpft

Der Prediger Rauschke war in Hinterpommern in einem Dorfe von den ärmsten Aeltern der Gegend gebohren. Diese guten Leute konnten bei ihrer drückenden Armuth, nur so viel auf seine Erziehung und Geistesbildung wenden, als sie zu seiner künftigen Lebensart nöthig erachteten. Er lernte in der Dorfschule die Religionswahrheiten und Luthers Katechismus, und brachte es so weit, daß er alle in der Nationalsprache gedruckte Bücher fertig, und ohne Anstos lesen konnte; an andere nützliche Uebungen, wodurch er einmal sein Glück hätte machen können, an Schreiben, Rechnen und dergleichen ward nicht gedacht. — Bis gegen das achtzehnte Lebensjahr, oder noch etwas später, mußte er es sich gefallen lassen, als Schäferknecht zu dienen, weil die weitere Erziehung und Versorgung seinen dürftigen Eltern zu lästig ward. Am Ziel dieses Zeitraums erwachte in ihm ein ganz ungewöhnlicher und noch nie gefühlter Trieb, zu dessen Befriedigung fast keine Möglichkeit vorhanden zu seyn schien.

Bei Gelegenheit einer neuen Predigerwahl in seinem Dorfe, die damals veranstaltet wurde, faßte er

den

den festen Entschluß, Prediger zu werden. Ohne irgend jemand sein Vorhaben zu eröffnen, warf er seinen Schäferstab von sich, und ging nach Altstettin, weil er oft gehört hatte, daß dort berühmte Schulen wären, wo man alles erlernen könne, was der Lehrer der Religion zu wissen nöthig habe. Hier entdeckte er sein Vorhaben einigen Schullehrern, die ihn aber ganz roh und unwissend fanden, und über seinen Entschluß lächelten. Die Sache kam indessen von ohngefähr vor dem damaligen Gouverneur, den Herzog von Bevern. Da dieser vernahm, daß der neue Ankömmling ein großer, stark und wohlgewachsener Mensch wäre, ließ er ihn zu sich kommen, und der angehende Prediger mußte sein Hirtenkleid mit der Soldatenmontur vertauschen. Diese sonderbare Metamorphose, die alle seine Entwürfe auf einmal vereitelte, und ihn ganz zu Boden schlagen konnte, ward von ihm mit Dank angenommen; denn nun hatte er, was ihm noch mangelte, und was bisher seinen Entwürfen entgegen gewesen war — Kleidung und nothdürftigen Unterhalt. Sonderbar! Was Andern unter diesen Umständen die empfindlichste Züchtigung seyn konnte, mußte hier — wahre Wohlthat und Hülfsmittel zur Erreichung großer Absichten werden.

Rauschke war mit seiner neuen Lebensart vollkommen zufrieden, nur bat er sich die Freiheit aus, wenn es die Pflichten seines Diensts erlaubten, die Schulstunden abwarten zu dürfen. Um zu erfahren, was etwa noch aus ihm werden möchte, wurde ihm diese Bitte ohne Widerwillen gewährt, und bald zeigten sich an ihm ganz ungewöhnliche Geistesfähigkeiten und Anlagen, die bei unterlaßner Kultur eine Zeitlang erstickt wor-

worden waren. Er bewieß ungemeine Lernbegierde, immer regen thätigen Fleiß und willige Folgsamkeit; Eigenschaften, die nur Lehrer von ihren Zöglingen wünschen und erwarten können. Alles staunte über die schnellen Fortschritte des raschen wißbegierigen Jünglings, der sich täglich die Liebe und Achtung seiner Lehrer und Vorgesetzten im höhern Grade erwarb, und durch sein gutes Betragen die Gunst und Gewogenheit vieler angesehenen Familien erkaufte. Viele vermögende Handelsleute nahmen sich seiner liebreich an, unterstützten ihn nicht nur nach ihrem Vermögen, sondern überhäuften ihn gleichsam mit Wohlthaten, deren ungestörter Genuß das Andenken an die Leiden der Kindheit und frühesten Jugend immer mehr verdunkelte, und seinem Gedächtnisse beinahe ganz entschwinden ließ.

Nach froh und heiter durchlebten und nützlich angewendeten Schuljahren wendete er sich auf die Universität Halle, und hatte bei der fortgesetzten Unterstützung seiner Gönner nicht Ursach, sich unter die ärmern Studirenden zu zählen. Er wartete die Vorlesungen der akademischen Lehrer fleißig ab, und erwarb sich nicht nur die zu seinem künftigen Berufe erforderlichen Kenntnisse, sondern bildete auch, durch den Umgang mit angesehenen Männern, und Jünglingen von guter Erziehung, sein äußeres Betragen so weit, daß man das Rohe des niedern Standes, in welchem er gebohren war, nicht mehr bemerken konnte.

Seine guten Eltern liebte er, wie zuvor, ob sie gleich nichts zu seiner Erziehung beitragen konnten, mit der zärtlichsten Zuneigung. Er gab ihnen von Zeit zu Zeit Nachricht von seinem glücklichen Zustande, aber alles dünkte ihnen ein täuschender Traum zu seyn. Man

kann

kann leicht denken, wie sehr sie von Freude und Bewunderung hingerissen wurden, da er sie einst ganz unverhoft nach einer langen Abwesenheit in ihrer niedern Hütte überraschte, und sich als Kandidat des Predigtamts vorstellte. — Er entschloß sich, im väterlichen Dorfe zu predigen. Alles lief zu, um den ehemaligen ländlichen Schäfer zu hören, der nun in ganz anderm Sinn mit ausgebreitetern Nutzen weiden sollte. Seine Predigt erhielt den verdienten Beifall, und der Ruf seiner sonderbaren Schicksale verbreitete sich in alle umliegende Provinzen. Sein gutes einnehmendes Betragen, sein unterhaltender Umgang, seine ausgebreiteten Kenntnisse übertrafen die Erwartung Aller, die nur fähig waren, rühmliche Eigenschaften und Verdienste nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen. Er fand bald seinen Unterhalt. Der Kammerherr von Z** verlangte ihn zum Lehrer seiner beiden erwachsenen Söhne. Er fuhr mit seinem Bruder, einem Bauer in seinem Geburtsdorfe, zu ihm, und bot seine Dienste an, wenn er sich, wie er hinzusetzte, an sein geringes Herkommen nicht stoßen wolle; indem der Fuhrmann sein leiblicher Bruder wäre. — Herr von Z** durch diese edle Freimüthigkeit gerührt, fand seine Erwartung vollkommen befriedigt, und versprach dem würdigen Kandidaten einen ansehnlichen Gehalt, den er größtentheils zur Verpflegung seiner dürftigen Eltern anwendete.

Zwei Jahre hatte er hier mit der vollkommensten Zufriedenheit des Kammerherrn gelebt und unterrichtet, als ihm eine Pfarrstelle in der Nachbarschaft angetragen wurde. Der Ort hieß Pileburg, und war 2 Meilen von dem Städtchen Bärwalde in Hinterpommern

entfernt. Er übernahm das Amt, das mit wenigen und kaum zur Erhaltung hinlänglichen Einkünften verbunden war, und ward von Zeit zu Zeit von den benachbarten Rittergutsbesitzern so reichlich unterstützt, daß er nie über Mangel klagen durfte. Seine Eltern nahm er zugleich zu sich, wieß ihnen eine eigene Wohnung an, und verpflegte sie mit kindlicher Treue; seinen jüngern unverheyratheten Brüdern hingegen verhalf er zu kleinen Pachten auf adlichen Gütern. So lebte der redliche Mann in allgemeiner Liebe und Hochachtung, und genoß nach 4 Jahren an der Seite einer treuen Gattin, die Glückseligkeit des Christen und Weisen, der seine Zufriedenheit in der nützlichen Anwendung seiner Talente, und in der Ausübung seiner Pflichten findet.

XXXVI.

Der gute Jüngling.

Basilius von Atadouroff, ein junger Russe, Sohn des verstorbenen russisch kaiserlichen Staatsministers, Herrn von Atadouroff, ging im Jahre 1781 in einem Alter von sechzehn Jahren nach Göttingen, um im Schooße dieser wohlthätigen und beglückenden Akademie Weisheit und Wissenschaften zu lernen, und wendete daselbst auch seine Zeit mit so frommen Eifer an, daß er unter den vierzehntausenden, die seit der Errichtung der Universität daselbst studirt haben, am Tage der

Erndte

Erndte gewiß nicht wird errörhen müssen. Freilich ist er sehr reich, und kann, da seine Eltern todt sind, sein Vermögen nach Willkühr gebrauchen; auch hat er einen sehr klugen und rechtschaffenen Mann, den Herrn Rath Schäfer, zum Aufseher und Führer. Aber pflegen nicht viele reiche Jünglinge gute Kenntnisse und Wissenschaften eben deswegen zu vernachlässigen, weil sie Herren des Götzens sind, der von Millionen angebetet wird, des Mammons? Und wissen nicht eben diese Jünglinge Mittel genug, ihren Sittenaufseher entweder zum Schweigen oder gar von ihrer Seite zu bringen?

Neben dem Eifer zu nützlichen Wissenschaften bewieß dieser edle Russe auch eine große Frömmigkeit und Gottesfurcht. Obgleich Hunderte von Meilen ihn von seinem Vaterlande trennten, und große Schätze und hohe Geburt ihn über viele andere Menschen erhoben: so hielt ers doch auch in der Fremde, wo fast niemand seine gottesdienstlichen Handlungen beobachtete, als Gott selbst, für Pflicht, die Religion des Göttlichen öffentlich zu bekennen, dessen Kreuz die Monarchen der Erde in ihren Kronen tragen; denn er reisete in den jedesmaligen Oster- und Michaelisferien wechselsweise entweder nach Berlin oder nach Kiel, um da den gottesdienstlichen Versammlungen seiner Glaubensbrüder beizuwohnen und mit ihnen das heilige Abendmahl zu genießen.

Von einem so vortrefflichen Jünglinge sind auch vortreffliche Thaten zu erwarten. Hier ist eine:

Zu Ende des Jahrs 1784 wollte er eines Morgens mit einem seiner Freunde, dem Herrn von Leyser aus Zelle und von einem Jäger begleitet, in der Nähe

von Göttingen, das Vergnügen der Jagd genießen. Er war kaum eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als ihn das Klaggeschrei einiger Menschen, das von der Landstraße herkam, aufmerksam machte. Sein mitleidiges Herz nöthigte ihn sogleich der Stimme nachzugehen, und da fand er einen jungen Kärner in seinem Blute liegen, dessen neben ihm jammernder Vater die herbeigeeilten Jäger um Erbarmung anflehte. Es war nemlich das Pferd des jungen Fuhrmanns gestürzt, und das Rad des Karrens hatte ihm, der neben herging und den Fall des Pferdes nicht bemerkte, das eine Bein zerquetscht. Atadouroff fragte den Unglücklichen nicht erst, wes Glaubens er sey, sondern sorgte sogleich dafür, daß er nach dem in der Nähe befindlichen Wirthshause, die Landwehrschenke genannt, gebracht wurde. Hier überließ er den Leidenden fürs erste dem Troste seines Jagdgefährten, er selbst aber eilte nach der Stadt, um Hülfe zu holen. Bei seiner Ankunft mußte der Bediente für Reitpferde sorgen, und er dagegen suchte zwei geschickte Wundärzte auf, schwang sich mit ihnen aufs Roß und brachte sie in kurzer Zeit dem Unglücklichen zu. Er ließ den jammernden Fremden verbinden, sprach ihm und dem Vater Trost zu, empfahl den Wundärzten gewissenhafte Treue, dem Wirth aber christliche Sorgfalt, versprach alles zu bezahlen, und eilte nun nach Göttingen zu seinen Geschäfften.

Unterdessen hatte der Hofmeister des jungen Menschenretters mit der größten Angst gekämpft. Man hatte ihm gesagt, daß sein edler Zögling mit Wundärzten in größter Eilfertigkeit zum Thore hinaus geritten sey. Er konnte also nichts anders, als ein seinem

Freunde widerfahrnes großes Unglück erwarten, und im Kampfe mit dieser schrecklichen Ahndung fand ihn der junge Mann. „Ich habe einem armen unglückli„chen Fuhrmanne Hülfe zugebracht,„ rief er ihm zu, und eine Thräne im lächelnden Auge sagte ihm das Uebrige. Da flog ihm der fühlende Freund an den Hals und weinte mit.

Der junge Menschenbeglücker mußte jetzt wieder an seine akademischen Geschäffte; gleichwol war sein Geist eine halbe Meile von Göttingen weg, war bei seinem Leidenden. Um ihn also in der Nähe und unter der unmittelbaren Aufsicht der Wundärzte zu haben, ließ er den Verwundeten noch am nemlichen Nachmittage herein in die Stadt tragen, und besorgte ihm im Hause des einen Chirurgus selbst Quartier, Pflege und Unterhalt. „Fordern Sie, was Sie wollen — sag„te er zum Wirth — ich bezahle alles.

Freilich, lieben Leser, kann nicht jeder Jüngling so edel und freigebig handeln, als Atadouroff: denn nicht alle dürfen so frei über ihre Kasse herrschen, wie er. Aber, lieben Jünglinge, wenn Ihr einst einmal einen Theil Eures Taschen-, Reise- oder Lehrgeldes so verwendet, wie dieser Russe: Eure Eltern oder Vormünder werdens Euch gewiß mit Zinsen wieder geben.

Zwei Tage darauf mußte der Vater des Kranken seine Fracht, die nach Hamburg bestimmt war, weiter bringen, und der leidende war also jetzt dem Herzen seines Retters ganz allein überlassen. Dieser besuchte seinen geliebten Kranken täglich, brachte ihm allerhand kleine Geschenke mit, tröstete ihn liebreich, wenn der Schmerz der Wunden und die Traurigkeit über die Entfernung von seinen Eltern sich seiner bemächtigten, und

verließ ihn jedesmal mit der frohen Ueberzeugung, daß die Genesung täglich, wiewol langsam, sich nähere. Es war nemlich, welches ich gleich anfangs hätte erzählen sollen, der Zustand des Patienten so gefährlich, daß der Unglückliche vielleicht an jedem andern Orte das Leben oder doch sein Bein eingebüßt haben würde.

Bei diesem edlen, mitleidigen Herzen besaß der junge Russe so viel christliche Demuth, daß er roth ward, wenn man dieser Handlung wegen mit ihm sprach; und merkte er, daß man ihm — wärs auch in Gesellschaft seiner besten Freunde gewesen — gar Lobsprüche ertheilen wollte, so verließ er sogleich die Gesellschaft.

Unterdessen war der Vater des Kranken wiedergekommen. Dieser konnte nicht begreifen, wie ein Russe, ein Bekenner der griechischen Religion, den dieser Alte in der Einfalt seines Herzens einen Ketzer nannte, gegen einen unbekannten Fuhrmann von einer fremden Religionspartei so viel ächtchristliche Liebe ausüben konnte, und er, so wie seine Frau, an welche der traurige Zufall berichtet worden war, fürchteten, der junge Edelmann lasse ihren Sohn deswegen kuriren, um ihn einmal als Sklaven mit nach Rußland zu nehmen. Aber die guten Leute wußten nicht, daß der Zuruf des größten Menschenfreundes: „Ein neu Gebot gebe ich euch, „daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habet; das„bei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger „seyd, so ihr Liebe unter einander habet,„ auch so gut in der Bibel der Griechen, als in der Bibel der übrigen Christen steht.

Jetzt kam Ostern, und der Kranke war funfzehn Wochen in Göttingen gewesen. Zwar drohte ihm keine Gefahr mehr, aber nach seiner Heimath konnte er noch nicht gelassen werden. Dagegen aber mußte sein edler Retter die Akademie verlassen. Gern hätte dieser das Vergnügen geschmeckt, seinen geliebten Geretteten den bekümmerten Eltern noch vor seinem Abschiede in die Arme schicken zu können, aber der Wundarzt mußte ihm dies Vergnügen rauben. Es bezahlte also dieser junge Christ alle Kosten, die in den funfzehn Wochen durch Verpflegung, Arzneimittel, Arztlohn und Quartier verursacht worden waren; gab dem Wundarzt das noch bis zur völligen Genesung des Patienten nöthige Geld voraus, drückte dem gerührten Körner das Reisegeld in die Hand, was dieser zur Rückkehr in seine Heimath bedurfte, und ging nun selbst in sein Vaterland zurück.

Nach Verlauf eines Monats reiste auch der junge Fuhrmann völlig geheilt wieder zu den Seinigen, nachdem er neunzehn Wochen in dem Hause des Wundarztes zugebracht hatte.

Wenn diese Erzählung, lieben Jünglinge, die Wirkung hatte, daß Ihr alle, die Ihr vielleicht Eures Berufs wegen künftig einmal in die Fremde müsset, mit einem solchen Herzen, als der edle Atadouroff hat, ins Vaterland zurückginget: welch ein großer Lohn für mein Buch würde das seyn!

XXXVII.

Ein Beispiel ganz anderer Art.

Zur Warnung besonders für Jünglinge, die auf Universitäten sind.

Aus K. . . s Papieren.

Wittenberg den 3. Mai 1778.

Zwölf Dukaten! — begleitet mit dem Fluch meines Vaters! — Diese sind also das letzte, was ich zu hoffen, und zu erwarten habe — und begleitet mit seinem Fluch! Warum denn das? ist es nicht Fluch genug, daß er mich verläßt? — O meine Brüder, o Ernst, o Ludewig! ist das auch euer Werk? — Wurden nicht immer eure weichen blonden Locken sanft gestreichelt, wenn mein struppichtes schwarzbraunes Haar mit rauher Hand aus der Stirn zurückgeschoben ward? — Hab ich euch nicht aus dem Oderfluß gezogen, da euer wankender Kahn umschlug, rühmete ich mich wol je gegen unsern Vater dieser That? und drei Tage darauf verklagtet ihr mich doch, daß ich jedem von euch einen Apfel gestohlen hätte! — Habt ihr mir auch diesen Fluch meines Vaters ausgewirkt? — o Ernst, o Ludewig, wo soll ich euch denn verklagen? — —

den 4. Mai.

Noch einmal will ich meine Kräfte zusammenraffen. Sollt es nicht möglich seyn, mich auch gegen diesen Sturm zu sträuben? — Zwölf Dukaten, wohl zu rathe gehalten, können ja noch die Grundlage meines Glücks, meiner Ehre werden — dieser Fluch meines Vaters, mit dem sie begleitet sind, kann sich ja noch in Segen verwandeln — wenn ich nun noch anfange, meine Seelenkräfte zu nutzen, das Versäumte nachzuholen, und mich zu einem brauchbaren Menschen zu bilden.

---

den 6. Mai.

Hinweg verdammter Spiegel! — o diese Narbe, diese scheußliche Narbe, die meinen Anblick mir selbst verhaßt macht! — — — So lang ich lebe, werd ich also dies unauslöschliche Merkmal meiner Thorheit und Unbesonnenheit an mir tragen! — Mit welchem Tugendeifer werde ich dies häßliche Brandmark je wieder auslöschen, diesen verhaßten Zeugen je zum Schweigen bringen? — Nie darf, nie werde ich wieder vor dir erscheinen, du, die mir einst alles war, und der ich alles war. — Ha, müßt ich meine Augen nicht vor Schaam vor meinen Kindern niederschlagen? — Und was hilft mir denn alles Anstrengen, aller Fleiß, da ich doch den süßesten Hoffnungen entsagen muß? — O diese Narbe geht tiefer als ins Fleisch; sie geht bis ins Innerste meiner Seele; sie stößt alle meine Vorsätze, meine heiligsten Entschließungen um, und macht den Fluch meines Vaters wahr.

den 20. Mai.

Der Fluch meines Vaters haftet an diesen Goldstücken fester, als ich glaubte; die Hälfte davon ist hin. — Sechs Dukaten sind also nun alles, was ich in dieser Welt besitze und zu hoffen habe! —

Warum war es mir denn nicht möglich, meinen Vorsatz ins Werk zu richten? Warum erstarb denn meine Thätigkeit immer in ihrem ersten Aufkeimen wieder? Ist denn die Kraft meines Willens gelähmt, daß ich will und zugleich nicht will? — Ach, nur zu deutlich leuchtet mir der Grund meines Uebels ein: — meine süßesten Hoffnungen, woraus sonst alle mein Fleiß, und meine besten Bestrebungen, wie ein edler Stamm emporsproßten, sind mit der Wurzel ausgerissen. — Der edle Baum hat seine Nahrung verloren, und stirbt allmählig ab. —

Allmählig? — o warum nicht mit einenmale — Hämischer D . . ., warum holte dein Hieb nicht dein wenig stärker aus? oder bist du so unschuldig, wie ein Eisen, und war es ein feindseliges Geschick, welches deinen Arm so hämisch lenkte, daß er in einer Minute alle meine Freuden, alle meine Hoffnungen mit der Wurzel ausrottete? —

War nicht alles ein feindseliges Geschick? — Konnt' ich den thörigten, und doch für mich so schrecklichen Zweikampf wol vermeiden? kamen nicht tausend Kleinigkeiten zusammen, die es mir ganz unmöglich machten, auszuweichen? —

Ruf ich alle Umstände zurück, so kann ich, was ich that, nicht einmal bereuen. — In Halle sollte nun einmal mein Glück zerbrochen werden — o verwünscht

wünscht sey dieser Aufenthalt! verwünscht die thörigte Freiheit, die mir das Glück meines Lebens kostet! —

Wie wohl stand meinem Vater seine Narbe, mit der er aus der Schlacht zurückkehrte — wie oft beneidete ich sie ihm! — wie oft wünschte ich als Knabe schon an seiner Seite zu fechten! Aber ich wurde nun einmal zu den Büchern verdammt — und zu was für Büchern? Zu leeren zwangvollen Gedächtnißübungen, unter der Herrschaft unfreundlicher harter Lehrer, die mir die Jahre meiner Jugend verbitterten.

Wie oft drohte schon damals dies tobende Blut in meinen Adern, seinen Kerker zu zersprengen!

Und was ist nun der Zweck von dem allen? — daß ich hier mit gelähmter Seele sitze, und an mir selbst verzweifle. — — Dazu habe ich also fünf und zwanzig Jahre lang geathmet, dazu bin ich von dieser mich umgebenden Natur groß gezogen?

---

am 21. Mai.

Heute früh ging ich am Strand der Elbe spazieren, zu meiner linken lag die Stadt in ihrer Länge ausgedehnt, mit ihren grünen Wällen eingefaßt; zur Rechten ein kleines Dörfchen jenseit der Elbe, das mit seinem hervorragenden Thürmchen gegen die gegenüberliegende Stadt einen angenehmen Kontrast machte. Ein paar große Schifferkähne rauschten vor mir vorbei die Elbe hinunter; der Wind bließ scharf in die Segel; die rothen Wimpel wehten in der Luft, und bald waren sie in einer Krümmung, die die Elbe in der Ferne macht, aus meinen Augen verschwunden, und von ihrem

Durchgange durch diese Fluthen blieb keine Spur zurück; die vor ihnen her getheilte Fluth war längst wieder hinter ihnen zusammengeschossen, und alles war in seinem vorigen Zustande. — — So rollt ein Menschenleben durch den Strom der Zeiten, und eilt mit vollen Segeln fort, bis die fatale Krümme kömmt, und — seine Spur ist verschwunden!

Wittenberg den 30. Mai 1778.

Mit schnellen Schritten naht mein Geschick heran — bis auf drei elende Goldstücke ist also nun meine ganze Hoffnung geschmolzen — hiervon hängt die Fortdauer meiner Existenz ab. — —

Und wie hab ich denn diese schönen Tage genützt? — Wo sind meine Vorsätze, meine Entschließungen? — — —

Auf dem Luthers-Brunnen den 2. Jun.

Hier in diesem einsamen Wäldchen will ich fern vom lermenden Geräusch noch einmal die Wonne der Erinnerung an die Tage meiner Kindheit schmecken. Hier will ich mir die Freuden ins Gedächtniß zurückrufen, welche nun auf immer für mich entflohen sind.

Es ist ein schöner Abend — die Sonne vergoldet die Fenster deines Hauses, das so einsam in dies Thal herabsieht. — In der Ferne schimmert der Elbstrom durch das dunkle Grün der Bäume. Aus jenen

Fenstern des einsamen Hauses schallt das wilde Geräusch der lermenden Menge, in das ich mich so oft gemischt habe, um meinen Kummer zu betäuben. Aber ach, die Betäubung war Verzweiflung, die sich endlich in viehischer, wilder Lust verlor, welche mir nichts als die thierische Hälfte meiner Menschheit übrig ließ. —

Aber ist mir die andre Hälfte nicht zu meiner Quaal? — O daß ich diese andre Hälfte ganz wegwerfen, ganz unterdrücken könnte! Aber umsonst, sie strebt noch immer unter dem Druck der erliegenden Kräfte wieder empor, und martert mich mit fruchtlosen Gewissensbissen.

Mir gewährt dieser Anblick der schönen Natur keine Wonne mehr — aber er erweicht mein Herz, und macht es dadurch wieder zu der Empfindung nagender Schmerzen über begangnes Unrecht fähig. Und doch möcht ich in diesem Augenblicke den schmerzhaften Zustand, worin ich mich befinde, nicht gegen jener thierischen Hälfte meines Wesens so behagliche Wohlseyn einer viehischen Betäubung vertauschen.

Freilich in diesem Augenblick, wo die Wehmuth selbst mit einer Art von Süßigkeit verknüpft ist — Aber ich fühl es; wenn die Stunden des Verdrusses, der zwecklosen Langenweile, die Stunden des Zählens der Knöpfe am Kleide und der dumpfen hirnlosen Betrachtung der Ziegel auf den Dächern, wiederkehren — — dann werd ich mich wieder der viehischen Betäubung, dem gedankenlosen Taumel, dem wilden Geschrei, und der freiwilligen Tollheit in die Arme werfen; dann werd ich mich wieder unter jene lermenden Haufen mischen, und der Rädelsführer ihrer Unmenschlichkeiten seyn. —

Und

Und wird denn diese Wehmuth immer dauren? — O ich weiß, nur zu bald werden die Stunden des nagenden Verdrusses, der tödtenden Langenweile wiederkehren, und ihre sichere Folge wird seyn, daß ich mich aufs neue in den Strudel der viehischen Betäubung stürze. — Und wird es nicht immer so seyn? Und wie lange soll denn dies so dauren? Und ist ein solches Leben auch ein Leben? — Werd ich nicht am Ende selbst kriechen und betteln müssen, um mir nur auf einige Stunden jene viehische Betäubung zu erkaufen? — Und ich sehe dies alles voraus, und sitze still dazu? und sehe mit meinen eignen Augen mein Verderben ruhig und kaltblütig an?

---

den 4. Juni.

Die Wahnwitzigen haben Zwischenstunden, wo sie gleichsam von ihrem Wahnwitze ausruhen, um nachher wieder mit erneuerten Kräften rasen zu können. — Wohl mir! eine solche Stunde ist auch mir gewährt. Ich bin aufs neue im Stande mir den vorgestrigen Abend in den Wäldchen bei Luthersbrunnen zurückzurufen, als mein Herz zum erstenmale wieder vor Wehmuth schmolz, und der edlere Theil meines Wesens sich wieder fühlte. — Aber während der Zeit, welch ein Zwischenraum von Taumel, Taubheit, Vergessen meiner selbst, viehischer Ausschweifung, Flüchen, Verwünschungen meines Schicksals! —

Was hing denn nun von mir ab? diese Stunde, in der ich über alle jene Ausschweifungen wieder nachdenken, und bittre Reue, nagende Wehmuth darüber

empfin-

empfinden kann; oder jener fürchterliche Zwischenraum, über dem ich jetzt bittre Reue empfinde? — Werd ich nicht, und hab ich nicht schon im Taumel der Ausschweifung selbst wieder diese meine Reue bereuet? —

Schwank ich nicht unwiderstehlich hin und her? — woran soll ich mich festhalten? — ich kann mich ja nicht außer mir selbst hinstellen, um zwischen meiner schlechtern und edlern Natur zu wählen? — Ich fühle mein Ich gedoppelt; es entschlüpft mir zum Thier, wenn ich Mensch es festhalten will, und wird unwillkührlich wieder zum Menschen, wenn ich Thier in meine Thierheit zu versinken wünsche. — —

---

den 6. Juni.

Das letzte Goldstück von zwölfen! — nun gut, daß es so weit ist — dieser Anblick hat mich noch einmal aus meinem Taumel geweckt. — Es ist doch sonderbar, daß die Menschen an diesen Goldstücken, die ihr Finger decken kann, ihr ganzes Schicksal geknüpft haben. — Da das Laster sein Werk noch nicht an mir vollendet und meinen anklebenden Stolz noch nicht in Niederträchtigkeit verwandelt hat, um mir andere dergleichen Goldstückchen von hochmüthigen Anverwandten, oder auf andere Weise, wieder zu erbetteln oder zu erkriechen, so steht nun mein ganzes Schicksal auf der Spitze von einem gerundeten Stückchen Metall, womit ich noch einige Tage als ein freier Mensch leben, und mich vor dem Hunger schützen kann: dann zwingt mich das Bedürfniß, um diese Existenz noch einige Zeit länger fortzuführen, meine Freiheit, die Herrschaft

über

über meinen Leib und meine Glieder zu verkaufen, um diesen verkauften Leib und Glieder noch einige Tage länger, nicht für mich, sondern für den, der sie gekauft hat, zu gebrauchen.

Aber seys denn! — mag denn mein Geschick, das mich bis dahin brachte, sich in mir selbst bestrafen. — Ich lasse ruhig über mich ergehen, was beschlossen oder nicht beschlossen ist. — Vergebens hab' ich redlicher Schwimmer dem Strome entgegengearbeitet — meine Arme sinken — ich gebe mich den Fluthen hin — die Thatkraft meines Geistes ist verschwunden — mögen denn die Wellen mit dem entseelten Leichnam spielen!

Wittenberg den 8. Juni.

Dies ist also der letzte Tag meiner Freiheit! — Morgen bin ich ein Sklave auf immer, weil ich nicht Muth und Kraft genug habe, die Bürde dieses Lebens ganz abzuschütteln.

Was soll ich nun mit diesem Tage machen? —

Soll ich ihn wiederum in viehischer Betäubung zubringen? Soll ich jetzt über mein unvermeidliches Schicksal nachdenken? was soll ich machen? — o, dieser Tag drückt mich ja, wie eine schreckliche Last — und doch ist es der letzte meiner Freiheit. —

Meiner Freiheit? — was für einer Freiheit? — die mich mir selbst, meinem ärgsten Peiniger, meinem unversöhnlichsten Feinde gefangen giebt; meinem eigenen Bewußtseyn, das mich mit starken Armen festhält,

dem

dem ich nicht entfliehen kann, wenn ich auch ans äußerste Ende der Welt ginge. —

— Ist es denn ein schlimmer Tausch, wenn ich um einer solchen Freiheit los zu werden, mich in eine ewige Knechtschaft stürze? Wenn ich eine solche Freiheit um ein elendes Handgeld, um einen einzigen berauschenden Trunk verkaufe?

Mittags.

Die Sonne brennt so heiß am Himmel, die Luft ist so schwül. — Ist mir nicht dieser Zustand des dumpfen Hinbrütens unerträglich? warum beharre ich denn darin? warum reiße ich mich denn nicht los? — wozu diese Fragen? — das ists eben! das ist der eigentliche Sitz meiner Krankheit. — Vom Gedanken der Ausführung ist die Kraft meiner Seele gelähmt. — Wäre sie das nicht, o dann wär' ich ein andrer Mensch! — Doch will ich noch einmal hinaus in jenes Wäldchen, wo ich einst gute Vorsätze faßte — ach, die guten Vorsätze, wo sind sie? ich will hin, und will sie betrauren.

Erzählung des Herausgebers.

Gegen Abend kam K... ganz allein auf den Luthersbrunnen hinaus. — Es war eine Anzahl Studenten draußen, unter denen ich mich auch befand. Einige tranken unten in der Laube Kaffee, andre, die

oben

oben auf dem Saal waren, tranken Bier, rauchten Toback, und sangen Studentenlieder. —

K . . . war ernsthafter, wie gewöhnlich. — Man bat ihn lustig zu seyn; er zwang sich auch zu lachen und zu scherzen, und wollte sogar in den wilden Studententon einstimmen; aber es wollte ihm nicht gelingen. Er ging darauf eine Stunde allein im Wäldchen beim Luthersbrunnen nach der Elbe zu spazieren, und schrieb folgendes in seine Schreibtafel:

Was lächelst du Natur
So freundlich um mich her?
Mir glänzt nicht mehr die Flur,
Mir rauscht der Bach nicht mehr. —

Wie kam ich denn dazu, in meinem verzweiflungsvollen Zustande noch Verse zu machen? — etwa wie die Menschen, welche im hitzigen Fieber fremde Sprachen reden? —

Sonderbar! — mein Zustand kann sich nur verschlimmern, nicht bessern, und doch bin ich voller Ungeduld wegen der Zukunft. Was geht mich denn die Zukunft an, da es für mich doch nun keine einzige frohe Erwartung auf der Welt mehr giebt? —

Er ging, bis es beinahe finster war, im Walde allein umher. Da er zurückkam, und man ihn mit einem groben Scherze darüber aufzog, wollte er den Scherz weiter fortführen, aber seine Worte stockten, und er sprach kurz und abgebrochen. —

Man hatte einen Wagen bestellt, um hereinzufahren — es war eine schöne Nacht — man war lustig

stig und aufgeräumt: — ich kam auf dem Wagen neben K... zu sitzen und wir huben an, zu singen:

Brüder laßt uns fröhlich seyn
Weil der Lenz uns blühet u. s. w.

K.... schwieg. —

Warum singst du nicht mit? fragte ich ihm.

Meine Brust ist etwas heiser! war seine Antwort. — Du bist wol ein großer Liebhaber vom Singen? —

Mir gefällt dies alte Lied, sowol die Melodie, als der Text, sagte ich ihm. — Es ist ein lustiges Lied: gab er zur Antwort, aber man kann nicht immer lustig seyn.

Wir fuhren bis vors Stadtthor — jeder ging zu Hause.

Am andern Morgen früh war K... verschwunden — er hatte die Nacht mit den Kleidern auf dem Bette gelegen, war vor Tagesanbruch ausgegangen, und hatte folgenden Brief an F...; den in der Folge fast ein ähnliches Schicksal betroffen hat, auf dem Tische liegend, zurückgelassen:

Mein lieber F...

Ich habe nur noch eine Faser von meinem Herzen übrig, und die blutet für Dich. — Verzeih es mir, mein Bester, daß ich diese Worte, welche Lear zu seinem Narren sagte, auf Dich anwende; ich schrieb nicht gerade in der besten Sammlung meiner Gedanken. — Ich stehe nun vor dem Abgrunde, auf welchen Du auch mit starken Schritten zueilst.

O sey ein Mann, und folge mir nicht nach!

Raffe, wenn Du kannst, noch einmal deine Kräfte zusammen; suche Dich von der schrecklichen Unthätigkeit loszuwinden, die Dich sonst mit starkem Arme festhält, suche ein edler Mensch, ein rechtschaffener Bürger des Staats zu werden, und wenn Du das bist, so schenke Deinem unglücklichen Freunde zuweilen eine Thräne, der jetzt zu Deiner Warnung seinem unvermeidlichen Schicksale mit schnellen Schritten entgegen geht. — Erkundige Dich nicht, wo ich geblieben bin: ich bin auf alle Fälle verlohren. — Rette Dich selbst, wenn Du kannst!

F... welcher mein Freund war, zeigte mir den Brief, und bedauerte das Schicksal des unglücklichen K..., ohne zu wissen, oder nur zu ahnden, daß ihn nach Jahren einst dasselbe Schicksal treffen würde.

K... war nach Koswig gegangen, das nur zwei Meilen von Wittenberg liegt, und hatte sich dort unter den Zerbstischen Truppen als gemeiner Soldat anwerben lassen.

Seit den Abend auf dem Luthersbrunnen war mir K... äußerst interessant geworden, wir erfuhren sein Schicksal erst nach einigen Wochen. Darauf machten wir, F... und ich, uns einmal zusammen auf den Weg, um ihn in Koswig zu besuchen.

Wir kamen des Nachmittags an, und kehrten im Gasthofe ein, wo wir ihn zu uns bitten ließen.

Aber welch ein Anblick! Blaß wie der Tod und abgehärmt, mit eingefallnen Wangen, worauf die fürchterliche Narbe nur desto stärker zu sehen war, trat er

er in seinem groben Soldatenrock, mit der rothen festgeschnallten Halsbinde zu uns herein, und wollte in unsrer Gegenwart nicht den Hut aufsetzen, so sehr wir ihm zuredeten. Sein Schicksal hatte ihn bis zur Demuth darniedergebeugt.

Wir redeten ihn freundschaftlich und brüderlich zu, und sagten ihm, daß er doch ganz auf den alten Fuß mit uns umgehen möchte, welches ihn zu Thränen rührte. —

Er erzählte uns darauf, daß er bei dem Feldwebel, für den er den ganzen Tag schriebe, den freien Mittagstisch habe, und sich daher von seiner Löhnung beinahe schon so viel gesammlet habe, daß er sich ein schwarzes seidnes Halstuch kaufen könne, welches er sich gern anschaffen möchte, um nicht immer die steife, rothe Binde tragen zu müssen.

Er rühmte ein paar Officiere, die ihm mit einiger Distinktion begegneten, und ihn Sie nennten.

Daß ein Officier ihn Sie nannte, war also nun sein ganzer Stolz, und sich ein seidnes Halstuch anzuschaffen, sein ganzes Bedürfniß: so enge war nun die Sphäre seiner Wünsche eingeschränkt.

Ich fragte ihn, wie ihm den Abend zu Muthe gewesen sey, da wir gesungen hätten: Brüder laßt uns fröhlich seyn ꝛc. als wir von Luthersbrunnen hereinfuhren, und er den Morgen darauf Soldat ward, und er gestand mir, daß nichts in seinem Leben ihn mehr angegriffen habe, als gerade dies Lied, das von lauter fröhlichen jungen Leuten gesungen wurde, die alle ihre angenehmen Aussichten und Hoffnungen auf die Zukunft, und worunter er der einzige war, der gar keine Hoffnung mehr hatte, und dessen Schicksal an dem morgen-

den Tage unwiederbringlich entschieden werden sollte. Auf dem Wege nach Koswig hatte er sich in dem schrecklichsten Zustande befunden. — Jeder Schritt schien ihm dem Grabe näher zu führen, und doch fühlte er sich unaufhaltsam fortgezogen. Da er die kleine Stadt mit ihrem Thurme vor sich liegen sahe, so kam ihm alles so enge, so öde, so grabmäßig vor; der Himmel schloß sich so dicht an die Erde, und hinter diesem Horizont schien sich nun kein andrer weiter zu eröffnen; so daß er eine unbeschreibliche Angst und Bangigkeit beim Eintritt in den kleinen Ort empfand; aber sein Entschluß überwand die Beklemmung seines Herzens. — Er gab noch an demselben Morgen für drei Gulden Handgeld seine Freiheit hin, und fühlte sich nun die ersten Tage über wirklich glücklicher, als vorher, weil er nicht mehr hin und her schwanken durfte, sondern doch selbst in dem elendesten Zustande wenigstens fixirt war. —

Allein diese Betäubung mehr als Ruhe dauerte nicht lange. — Die unheilbare Wunde seines Herzens, über sein zerbrochenes Glück, fing aufs neue wieder an zu bluten. — Der Gedanke an alles das, was er seyn könnte, und was er nun war, und bleiben muste, erwachte bei der Einförmigkeit, in der er nun lebte, mit gedoppelter Stärke wieder in seiner Seele, und quälte und peinigte ihn unaufhörlich.

In dieser Lage, die er sich aber gegen uns nur halb merken ließ, trafen wir ihn; und verließen ihn auch darin.

Als wir auf der Straße schon von ihm Abschied genommen hatten, und schon einige Schritte fortgegangen waren, fand ich einen unwiderstehlichen Zug in

mir, noch einmal umzukehren, um ihn noch einmal mit Thränen des Mitleids Lebewohl! zu sagen: denn es war mir, als ob ich ihn nie wieder sehen würde.

K... war nun in Wittenberg von seinen ehemaligen Freunden und Bekannten vergessen; man bekümmerte sich nicht mehr um sein Schicksal; man sprach nicht mehr von ihm. — Ich kam auch nicht eher wieder nach Koswig, als vier Monate nachher, da ich nach Dessau ging und hier durchreiste.

Ich erkundigte mich gleich nach dem Soldaten K..., um ihn zu mir bitten zu lassen, und man sagte mir, es wäre nun gerade acht Tage, daß er begraben sey.

Der Abschied auf der Straße vor vier Monaten; der Abend, wo wir vom Luthersbrunnen zusammen hereinfuhren, und sangen, traten auf einmal so lebhaft vor meine Seele: daß ich mich bei dieser Nachricht der Thränen nicht enthalten konnte.

Ich erkundigte mich, wo er in Quartier gelegen hatte; es war bei einem Nadler, den ich besuchte, um noch einige Nachrichten von dem Verstorbenen einzuziehen.

Und die Frau des Nadlers wußte mir von der Gelassenheit und Geduld des guten K... in seiner letzten Krankheit nicht genug zu rühmen, und wie er in gesunden Tagen beständig so gut gewesen war, und ihren Sohn, einen Knaben von acht Jahren, im Schreiben unterrichtet hätte, aber die meiste Zeit für sich allein und in tiefen Gedanken gewesen wäre.

Dann erzählte sie mir, gleichsam wie zum Troste, wie stattlich er begraben sey, und daß die ganze Schule ihm gefolgt und bei der Leiche gesungen habe.

Und den Tag darauf, nachdem er begraben worden, sey ein reitender Bote von seinem Vater, dem Rittmeister K . . . in Schlesien angekommen, der Geld und Briefe mitgebracht habe, um ihn loszukaufen, weil er sein Schicksal erfahren hätte, und sein Herz endlich wieder gegen seinen Sohn erweicht worden war.

Der reitende Bote war ein alter Husar, der den jungen K . . . noch als ein Kind auf seinem Arme getragen hatte.

Da man ihm versicherte, daß er todt sey, wollte er es nicht eher glauben, bis man ihm das noch frische Grab, und den Sarg eröfnete, in welchem er nun den Leichnam sahe, und die Züge des unglücklichen K . . . wieder erkannte, ob sie gleich durch die Narbe entstellt waren. Der alte Husar stand in stummem Schmerz da, und keiner der Umstehenden konnte sich bei diesem Auftritt der Thränen enthalten. — Der Nadler, welcher mir dies erzählte, hatte selbst auch dabei gestanden. Mit betrübtem Herzen ritt der alte Husar fort, um dem Vater die traurige Botschaft zu bringen.

Wäre der Bote acht Tage eher gekommen, so wäre vielleicht noch alles gut gewesen; denn es war doch mehr innerer Verdruß und Kränkung als eigentliche Krankheit, welche den Unglücklichen unaufhörlich an dem Herzen nagte, und seine Lebenskräfte untergrub. —

So verlassen von allen, so ein ganz in die Welt hingeworfener Mensch zu seyn, um dessen Schicksal sich nun von allen seinen Freunden, und von allen denen, die ihm sonst nahe waren, kein Einziger mehr bekümmerte. — Ein Schimmer von Hoffnung würde gewiß heilender Balsam für seine Seele gewesen seyn. Und nun, die völlige Aussöhnung mit seinem Vater —

wäre der schnelle Uebergang von Traurigkeit zur Freude für seine geschwächten Lebensgeister nicht auch tödtlich gewesen, so hätte ihn dies nothwendig wieder herstellen müssen.

Aber er zehrte an seinem stillen duldenden Gram, oder vielmehr der stille duldende Gram, welcher am tiefsten eingreift, zehrte so lange an ihm, bis die nur noch zuweilen einmal wieder aufdämmernde Lebensflamme gänzlich erlosch, und die noch immer entgegenstrebende Jugendkraft endlich unterlag.

Der Nadler hatte noch einige Papiere von ihm liegen, eine Art von Tagebuch, das aber sehr häufig unterbrochen war. — Er hatte noch kurz vor seinem Tode manchmal etwas niedergeschrieben. Es waren aber, wie gesagt, lauter Fragmente, die ich, wenn ich ihnen eine Ueberschrift geben sollte, die letzten Anstrengungen einer gelähmten Thatkraft nennen würde.

Es waren auch noch einige Verse dabei; folgender schien eine Art von Grabschrift zu seyn, die er auf sich selbst gemacht hatte:

Den des Schicksals Donner traf
Schlummert hier den sanften Schlaf,
Wo ihn nicht der Krankheit Gift,
Noch des Schicksals Donner trifft!

Was ich gleich anfänglich, um die Aufsätze in K...s Papieren verständlich zu machen, etwa in

einer Anmerkung hätte beifügen sollen, hole ich hier nach.

K... war, wie ich schon erwähnt habe, der Sohn eines Rittmeisters in Schlesien. Er hatte das Gymnasium in Schlesien besucht, worauf er in Halle die Universität bezog, um da, nach dem Wunsch seines Vaters, die Rechte zu studiren, weil seine beiden jüngern Brüder, die er in seinen Aufsätzen Ernst und Ludewig nennt, zum Soldatenstande bestimmt waren, den er ihnen oft beneidete.

Seiner Anlage nach mochte er freilich weniger zum Studiren gemacht seyn, wie seine beiden Brüder, die lange kein so tobendes Blut, aber auch kein so großmüthiges Herz hatten, wie er. Dies ersieht man aus einigen seiner Aufsätze.

Sein beleidigter Stolz, sein tobendes Blut, und die Heftigkeit seiner Gemüthsart verleiteten ihn in Halle zu einem Zweykampf mit einen Pohlen, welcher ihn durch einen hämischen Hieb die ganze Backe aufschlitzte, so daß ein Stück herunterhing und ihm die Zähne entblößte. Wäre der Hieb nur noch ein Haar weiter gegangen, so wäre die Speicheldrüse verletzt, und die Wunde unheilbar geworden.

Die Umstehenden erschraken alle über den tückischen Hieb — er allein fühlte in der ersten Betäubung keinen Schmerz, und fragte, was denn wäre? bis er nach einigen Minuten in Ohnmacht sank.

Ein Studentenorden, welcher unter dem Namen des Inviolabilistenordens in Halle existirte, und wovon er ein Mitglied war, war vorzüglich an seinem Unglück schuld. Die Gesetze dieses Orden verbanden ihn unvermeidlich zu diesem Zweikampf, da die Sache zwischen

ihm

ihm und seinem Gegner sonst noch friedlich hätte beigelegt werden können.

Die Sache war ruchtbar, und er und sein Gegner wurden beide aus Halle relegirt. K... ging nach Wttenberg. Der Inviolabilistenorgen, für dessen angemaßte thörigte Rechte er eigentlich ein Opfer geworden war, brachte soviel für ihn zusammen, daß die Kosten der Kur seiner Wunde davon bestritten werden konnten. Die Wunde wurde geheilt; es blieb aber eine entsetzliche Narbe davon zurück, die sein ganzes Gesicht entstellte.

Sein Vater, welcher von dem Unglück seines Sohnes Nachricht erhielt, und in Ansehung des Zweikampfes die strengsten Grundsätze hatte, wurde gegen seinen Sohn unversöhnlich erbittert, sagte sich in einem harten Schreiben von ihm los, und schickte ihm zwölf Dukaten mit seinem Fluche belegt, als das letzte und einzige, was sein Sohn je von ihm zu hoffen und zu erwarten habe.

K... befürchtete wol nicht ganz ohne Grund, daß seine Brüder, die immer Neid gegen ihn hatten blicken lassen, an diesem harten Entschlusse seines Vaters mit Schuld gewesen waren.

Diese zwölf Dukaten sind es nun, wovon er in seinen Aufsätzen so häufig spricht, an denen sein ganzes übriges Glück hing, und die bald nach einander wegschmolzen. Denn er überließ sich freilich in Wittenberg allen möglichen Ausschweifungen, so weit seine zwölf Dukaten reichten.

Die viehische Betäubung, wovon er in seinen Aufsätzen mehrmals spricht, fand besonders bei den Trink-

gelagen statt, die in Wittenberg unter den Studenten noch mehr, als sonst irgendwo, üblich sind.

Sie sitzen an langen Tischen, berauschen sich in Bier und Toback, und singen dabei die hergebrachten Studentenlieder, welche zum Theil höchst ausschweifend und schmutzig sind. Einer unter ihnen ist der Vorsitzer dieser Gesellschaft. Er hält einen entblößten Degen in der Hand, womit er auf den Tisch schlägt, um Ordnung zu bieten: kurz, es wird hier nach Regeln getobt, und es ist hier einige Methode in dieser Tollheit. Auf diesen entblößten Degen werden nachher zum Zeichen der Ehrfurcht gegen den Landesherrn die Hüte gespießt, welche alsdenn unter vollem Gesange regelmäßig wieder abgenommen, und einem Jeden der seinige auf den Kopf gesetzt wird. Wer bei einem solchen Trinkgelage wider die Regeln des Trinkens anstößt, der muß dafür zur Strafe wieder trinken, und trunken und berauscht seyn ist der letzte Zweck, worauf sich alles bei diesen wilden Bachanalien bezieht. —

Am Ende erfolgt denn ein solcher Zustand der viehischen Betäubung, wovon K . . . so oft in seinen Aufsätzen redet, und worin er immer am Ende eines solchen Trinkgelages, wobei er gewöhnlich den Vorsitz führte, zu gerathen pflegte.

Die Trinkgelage dauerten bis nach Mitternacht: dann wurde bis in den Tag hinein geschlafen, und der Gedanke des Erwachens war stets bittre Reue über das Vergangene, deren Stachel durch nichts anders, als neue Betäubung abgestumpft werden konnte, die man denn ängstlich suchte, um, wo möglich, sich selbst zu entfliehen.

So brachte nun K... seine Zeit in Wittenberg fast in einem beständigen fortdauernden Wahnwitz zu, der nur zuweilen durch einige gute Zwischenstunden unterbrochen wurde, in denen er auch das niederschrieb, was ich aus seinen Papieren mitgetheilt habe.

Eine Stelle in diesen Aufsätzen deutet auf eine Liebe, woran er sich mit Wehmuth zurückerinnert.

Er hatte, da er noch das Gymnasium in Breslau besuchte, eine Bekanntschaft gemacht, die ihm auf keine Weise zum Nachtheil gereichte, sondern dazu diente, ihn vor den gewöhnlichen Ausschweifungen der Jugend zu bewahren. Dis war ein geistvolles Frauenzimmer, die Tochter eines nahen Anverwandten, bei dem er Tisch und Wohnung hatte.

Man bemerkte mit Wohlgefallen die Zuneigung dieser beiden jungen Personen gegen einander, und machte sich die angenehmsten Aussichten auf die Zukunft. K... war in Breslau glücklich, denn er liebte und wurde geliebt, und dies dazu von einem vortrefflichen Frauenzimmer.

Die Zufriedenheit, welche dis in seinem Innern erweckte, machte ihn thätig, und spornte ihn zum Fleiß. Er war einer der vortrefflichsten Schüler des Gymnasiums, und erhielt, da er dasselbe verließ, von allen seinen Lehrern einmüthig das rühmlichste Zeugniß.

Die Liebe zwischen ihn und Friderikken, so hieß seine Anverwandtin, war von der ruhigen und edlen Art; er verließ sie mit Fassung, um ihrer noch würdiger zurückzukehren, und sie — setzte kein Mistrauen in seine Vorsätze, und war auch ruhiger, da er von ihr Abschied nahm, als sie glaubte, daß sie seyn würde: sie wußte ja, er würde in keine andere als in ihre Arme

zurückkehren, wenn er zurückkehrte. — Aber ach! sie wußte, sie ahndete nicht, daß er nie zurückkehren, daß er fern von ihr, verlassen, ohne Trost und Zuspruch bis zum niedrigen Stand hinuntergedrückt, seine letzten Tage in Kummer und Kränklichkeit zubringen, und auf dem Kirchhofe eines kleinen unbedeutenden Städtchens, dessen Name er damals vielleicht noch nicht einmal gehört hatte, sein Grab finden würde.

Er war ein edler, glücklicher und zufriedner Jüngling, da er Breslau verließ — aber die Universität war die Klippe, an welcher er scheiterte.

Hier wurden alle seine guten Vorsätze allmälig wankend gemacht. — Der Orden der Inviolabilisten, in den er erstlich blos aus Gefälligkeit gegen einige seiner Landsleute trat, erweckte bald schlummernde Begierden wieder in seiner Seele; den Wunsch des Soldatenlebens, oder vielmehr den Wunsch, Gelegenheit zu haben, Muth und Herzhaftigkeit zu zeigen, sey es auch wo es wolle; durch die sanften Empfindungen einer edlen gemäßigten Liebe nahm dieser Trieb bei ihm einigermaßen ab, doch war es ihm stets, als ob derselbe ungenutzt bei ihm schlummerte; und dies erweckte ihm in manchen Stunden ein gewisses unbehagliches Gefühl, wovon er sich die Ursach oft selbst nicht zu erklären wußte. Wenn er sich gleich durch Kenntnisse, Ehre und Beifall zu erwerben strebte, so blieb — sein Muth, seine Herzhaftigkeit doch immer unerkannt und ungenutzt — und doch besaß er diese in höherm Grade, als Hang zum Nachdenken, und ausdauernden Trieb zu den Wissenschaften. Was Wunder also, daß der Inviolabilistenorden, dessen Losung war: Einer für Alle, und Alle für Einen! plötzlich den glimmenden

Funken

Funken in seiner Seele wieder anfachte? da überdem der Gegenstand seiner Liebe entfernt, und sein Herz von Natur mehr den heftigen, als den sanften Leidenschaften eröffnet war. — Was Wunder, daß er im Taumel dieser Leidenschaft seine Liebe zwar nicht vergaß, aber diese doch nicht mehr der herrschende Gedanke in seiner Seele blieb.

Der hämische Pohle, mit welchem er sich schlug, (D... war sein Name, und er steht jetzt in einer schlesischen Stadt in einer ansehnlichen Bedienung) hatte nicht sowol ihn, als in ihm den Orden der Inviolabilisten beleidigt, und K... spielte hier zu seinem immerwährenden Verderben den Don Quixote, und dis blos aus dem unwiderstehlichen Drange, Muth und Ernsthaftigkeit, sey es auch wo es wolle, zu zeigen. —

Weil er sein Leben auf keine edlere Art in Gefahr zu setzen Gelegenheit hatte, so setzte er es zur Vertheidigung eines kindischen Spielwerks unbärtiger Knaben auf die Spitze, und war ein Opfer seiner Thorheit, oder vielmehr der Umstände und Verhältnisse, die ihn aus seiner eigentlich für ihn bestimmten Sphäre gehoben, und in eine andre hingedrängt hatten, die für seinen emporstrebenden Geist zu enge war.

Dis alles hätte freilich für ihn keine nachtheiligen Folgen haben können, wenn er von Natur weise gewesen wäre; aber das war er nun einmal nicht, und da ihn das Schicksal oder die Fürsehung weise machen wollte, und zu dem Ende sein stolzes und großes Herz gar zu sehr demüthigte, so brach es. — — —

XXXVIII.

Kaltsinn in der Religion ist sehr gefährlich für junge Leute. Er fängt sich immer mit Hintansetzung des öffentlichen Gottesdienstes an.

Nichts führet leichter zum Kaltsinn in der Religion, zumal bey jungen Leuten, als die Vernachlässigung des öffentlichen Gottesdienstes, da die häusliche Andacht in den mehresten Familien fast ganz verabsäumet wird. Die ewigen Zerstreuungen, die in ihnen herrschen, wo man des Tages über sich im Geräusche der Welt herumdreht, des Nachts spät zur Ruhe kömmt, und mithin spät wieder erwacht, läßt dafür nicht leicht einige Zeit übrig, und obwol das Kind und der Jüngling nicht immer daran Antheil nimmt, so hat er doch gewöhnlich auch niemanden, der ihn zu jenen stillen Betrachtungen, zu jener häuslichen Gottesverehrung anhielte, oder ermunterte. Der einzige Ort also, wo Personen in seiner Lage, noch an ihre Abhängigkeit von Gott und an ihre Pflichten können erinnert werden, ist der öffentliche Gottesdienst, zumal da es auch die einzige dazu gewidmete Zeit ist, wo sie nicht durch andere Geschäffte verhindert werden. Verabsäumen sie nun diese, was bleibt ihnen zu ihrer Belehrung, oder Ermunterung übrig? — Die erste Abweichung aber,

die

die sie sich diesfalls verzeihen, ist von den gefährlichsten Folgen. Denn, wenn ihnen ihr Herz darüber einige Vorwürfe zu machen anfängt, so suchen sie als Entschuldigungen Beispiele großer, reicher, vornehmer, und vermeinter klügerer Leute auf, die sich ihnen sehr häufig darbieten. Sie hören von andern, schon verderbten Jünglingen, oft hämische Spöttereyen über gottesdienstliche Handlungen, gerathen über Bücher, die die Religion untergraben, und dem Verstande eine falsche Richtung geben, und nehmen diese Grundsätze nach und nach an, weil sie sich dadurch beruhigt, und ihren Leidenschaften geschmeichelt finden. Zum Unglücke ist dies gerade die Zeit, wo das Feuer derselben am meisten ausbricht. Ein Triumph also für sie, wenn sie sich, ihrer Einbildung nach, ihnen ungestraft überlassen können. Und, was kann das Ende davon anders seyn, als daß sie unter der Tyrannen derselben erliegen, und zuletzt ein Raub des Elends werden? —

Ganz sicher ist das der gewöhnliche Gang, und bey jungen Kaufleuten, Künstlern und andern um so viel mehr zu fürchten, da sie in ihren Geschäfften einen Vorwand finden, über Religionssachen, oder über die großen und wichtigen Wahrheiten, wer bin ich? was werde ich seyn? wo liegt der Weg, der zu meiner wahren Glückseligkeit führt? nicht nachzudenken, oder ernsthafte Bücher über Gott, die menschliche Seele, unsre Pflichten, über Tod und Unsterblichkeit zu lesen. Das meiste, wenn sie ja in ihrem Stande und bey ihren Berufsgeschäfften noch lesen, sind lustige, witzige Bücher, die ihre Begierden mehr reizen, als besänftigen, sie mehr von der Religion abziehen, als sie ihnen geneigt machen. Es kömmt dazu, daß sie immer mehr Mit-

tel

tel finden, ihren Vergnügungen nachzuhängen, da sie in mehr Verbindungen mit der Welt, und ihren Ergötzlichkeiten stehen, als die meisten Studirenden, die auf ihrer Stube meistens eingeschränkt leben; und denen es oft die Nothwendigkeit zur Pflicht macht, den Zweck zu verfolgen, den sie sich vorgesetzt haben, wenn sie nicht einstens Hunger leiden wollen.

Noch schwebt mir das Beispiel eines gewissen jungen Menschen Randoms vor Augen. Sein Bruder, der noch lebt, und ein rechtschaffener Mann ist, war mein vormaliger Stubenbursch. Beide von vortrefflichen sehr wohlhabenden Eltern, die ihnen die Grundsätze der Religion fleißig eingeprägt, und sie zu den gottesdienstlichen Handlungen sorgfältig angehalten hatten. Beide wurden nach Leipzig geschickt. Der jüngste studirte, ein fleißiger, frommer und guter Mensch, den auch gleiche Gesinnungen bald so mit mir verbanden, daß wir zusammen auf eine Stube zogen, und zwey Jahre sehr einträchtig mit einander lebten. Sein älterer Bruder kam als Diener in eine sehr ansehnliche Handlung, sollte etliche Jahre hier bleiben, und dann mit seinem Vater in Gesellschaft treten. Bey seiner Ankunft war er in Beobachtung seiner Pflichten auch sehr ordentlich, und kam gewöhnlich des Sonntags zu uns, wo wir zusammen den Gottesdienst besuchten, und die Nachmittage uns durch einen Spatziergang ergötzten. Nach und nach blieb er außen, und wann ihn sein Bruder fragte, ob er in der Kirche gewesen wäre? suchte er sich anfänglich noch durch mancherley Entschuldigungen zu rechtfertigen; bald darauf aber glaubte er, ihrer nicht mehr nöthig zu haben, und wenn ihm dieser darüber Vorhaltung that, spöttelte er über

ihn,

ihn, nannte ihn einen Andächtler, machte sich über die Prediger lustig, von denen er sich einen Vorrath schnakischer Erzählungen einsammelte, und widerlegte uns mit witzigen Einfällen, die er einem gewissen französischen Sprachmeister abgeborgt, der als großer Freydenker bekannt war. Ich rieth seinem Bruder, so bald ich dies merkte, er solle seinem Vater schreiben, daß er ihn je eher, desto lieber wegnähme, weil der Erfolg gewiß ein lüderliches Leben seyn würde, oder dies vielleicht schon die Quelle sey, woraus er jene Grundsätze schöpfte, weil immer eins aus dem andern fließt. Es währte nicht lange, so fing er an bey uns zu borgen. Da unser Vorschuß nicht weit reichte, borgte er bey andern. Es kamen Klagen von seinem Herrn, daß er die Nächte nicht nach Hause käme, und auf den Kaffeehäusern spielte, oder andere lüderliche Oerter besuchte. Es meldeten sich Schulden über Schulden, die sein Vater etlichemal für ihn unter den schärfsten Bedrohungen bezahlte. Da nichts half, wollte ihn dieser endlich nach Hause holen. Kurz vorher aber war das berüchtigte Vogelschießen, das für ihn zu wichtig war, als daß er es hätte versäumen sollen. Er ging hinaus, und nachdem er sich vorher mit Weine überladen, war er des Nachts in einer benachbarten Schenke mit seines Gleichen über ein lüderliches Weibsbild in Zwist gerathen, wo er einen solchen Schlag auf den Kopf bekommen hatte, daß er den Morgen darauf in die Stadt gebracht wurde, und drey Tage darauf seinen Geist aufgab. In den kleinen Zwischenräumen von Besonnenheit, wo er seinen geführten Wandel bereute, bejammerte er hauptsächlich seine Vernachläßigung der gottesdienstlichen Pflichten, weil er von Stund an, da er

diese unterlassen, auch von einem Irrwege auf den andern gerathen.

Ein gewisser englischer Richter John Holt, einer der rechtschaffensten obrigkeitlichen Personen, der seiner Unsträflichkeit wegen so verehret war, daß er mit einem Blicke, mit einem Worte den gefährlichsten Aufruhr zu stillen vermochte, war auch in seiner Jugend unter eine Bande lüderlicher, junger Leute und Gottesverächter gerathen, von denen er sich aber noch zu rechter Zeit losgerissen. In seinem richterlichen Amte hatte er einst das Unglück, einen seiner alten Spielgefährten zum Tode zu verdammen. Gerührt von dessen Anblicke und von der Gefahr, der er selbst entgangen war, fragte er, wo denn die übrigen seiner alten Kameraden hingekommen wären? Ach, Mylord! antwortete dieser, außer Ihnen und mir ist kein einziger übrig, der nicht eines gewaltsamen Todes gestorben, oder unter dem Schwerdte der strafenden Gerechtigkeit gefallen wäre. Holt seufzete, und hielt eine vortreffliche Rede, worinnen er die Gefahr übler Gesellschaften in den Jahren zeigte, wo das Beyspiel die Keime der Tugend erstickt, sich meistens mit Verachtung der Religion und der Vernachläßigung des öffentlichen Gottesdienstes anfängt, und mit Uebertretung der Gesetze endiget.

XXXIX.

Romanenlektüre ist für junge Leute gefährlich.

Ein gewisser junger Lehrbursch von etwa 14 bis 15 Jahren, hatte sich durch das viele Romanenlesen den Kopf verrückt, und sein armes Herz so voll Empfindung gepfropft, daß es auf eine traurige Art geborsten ist. Zu seinem großen Unglücke war ein junges Mädchen, seines Prinzipals Tochter im Hause, die ihm zu einem Roman am geschicktesten schien, weil er wenigstens bey Tische Gelegenheit hatte, dann und wann einen Blick auf sie abzudrücken. Sie aber, die nicht ein gleiches Bedürfniß fühlte, ließ sie anfänglich abprallen, ohne daß sie selbst etwas davon zu bemerken schien. Dies brachte ihn, wie es in der Ordnung war, zu dem, einem Liebhaber gewöhnlichen Entschlusse, Briefchen zu schreiben, und die junge Magd, als Briefträgerin zu bestechen. Diese, klüger wie er, gab sie der Mutter, die ihn dann vornahm, und mit vieler Vernunft die Abgeschmacktheit seines Unternehmens, nebst den übeln Folgen vorstellte, wenn sie es ihrem Manne entdeckte. Allein, welch verliebter Geck, dem das Gehirne einmal versengt ist, hört da auf, wo er erst angefangen hat, und noch mit Ehren aufhören könnte! Er glaubte also, der geradeste Weg sey der beste, überfiel sie einmal in Abwesenheit ihrer Aeltern, da sie allein am Nähtische

saß, und erklärte ihr seine Liebe mit einer so schmelzenden Zärtlichkeit, daß sie wirklich gerührt ward. Auf die Frage: was seine Absicht in Ansehung ihrer sey? ob er wol glaube, daß ihre Aeltern sie ihm unter seinen und ihren Umständen geben könnten und würden? hatte er den tollsten Plan von Roman angelegt, der sich mit einer Entführung endigte, wo er mit ihr über England nach Ostindien gehen, große Schätze erwerben, und dann durch sein und ihr Glück ihre Aeltern schon zu besänftigen hoffte. Das Mädchen, die eben nicht den größten Verstand hatte, ließ sich durch den empfindsamen Redner betäuben, und da nichts eine junge Einbildungskraft so sehr reizt, als Luftschlösser aus den Feen-Mährchen, versprach sie ihm wenigstens, es vor ihren Aeltern zu verschweigen, und der Sache nachzudenken. Daß sie aber so gar ernsthaft nicht nachgedacht haben mochte, bewies sie durch die Nachsicht, mit der sie die verliebten Zeddelchen annahm, die er ihr dann und wann zusteckte. Die scharfsichtige Mutter entdeckte gar bald, daß irgendwo Zunder glimmte, der nach und nach in eine Flamme ausbrechen könnte. Sie nahm die Tochter vor, und es gehörte nicht viel dazu, alle die Feuer fangenden Materien ans Licht zu ziehen, die er ihr ins Herz geschoben hatte. Alle ihre Drohungen und Vorstellungen wurden wiederholet, und sie hatte doch die Schonung für ihn, es nochmals ihrem Manne zu verschweigen. Da er immer wieder seine verliebte Verzweiflung in Briefchen auszuhauchen suchte, und er in einem, den Gegenstand seiner Flammen, des Abends um ein kleines Rendezvous in der Mantelkammer bat, so unterrichtete sie ihren Eheherrn davon. Dieser, weniger sanft, zwang seine Tochter, ihm seiner Bitte zu

gewäh-

gewähren, nahm aber um die angewiesene Zeit ihre Stelle ein, und empfing ihn, als er, wie leicht zu erachten, nicht ermangelte, sich daselbst einzufinden, mit ein paar derben Ohrfeigen oder wie verschiedene Lesarten sagen, mit der Hetzpeitsche, und drohte, ihn seiner armen Mutter nach N** zurückzuschicken, wofern er die Narrenspossen nicht unterlassen würde. Dies aber, noch weit mehr der Gedanke, daß ihn seine Geliebte verrathen, mithin verschmähe, brachte ihn auf den unseligen Gedanken, den Ratten die Butterbemmen wegzuessen, die man zu ihrem Untergange in einer Niederlage ausgesetzt hatte. Zuvor schrieb er noch einen tollen Brief voller romanhaften Schilderungen, was sein Schatten alles in Absicht seiner Geliebten thun würde, wies ein Fleckchen im Rosenthale an, wo man ihn unter einigen lebenden Espen begraben sollte, und schrieb eine Grabschrift vor, die man ihm zum Andenken auf einen, mit Vergißmeinnicht und Rosen bepflanzten Rasenhügel für den vorübergehenden Wanderer setzen möchte, wovon aber, wie wohl zu merken, nichts geschehen ist, und nichts geschehen wird. Indessen that das Gift seine Wirkung. Der unglückliche junge Mensch bekam ein entsetzliches Würgen. Es ward ein Arzt geholet, und da durch die schrecklichen Schmerzen, die er litte, das Gefühl für die Glückseligkeit und den Werth des Lebens erwachte, gestund er seine Thorheit. — Den schrecklichen Kampf des armen Unglücklichen, der nun zu leben wünschte, kann man sich vorstellen. Man brauchte aller möglichen Hülfsmittel; aber er bekam bald die heftigsten Verzuckungen, und starb den nächsten Tag darauf zum Entsetzen aller die ihn kann-

ten: aber zu noch größerm Leiden aller derer, die mit ihm in den angezeigten Verhältnissen stunden. Denn ich will nichts von dem traurigen Schicksale des jungen unglücklichen Menschen selbst sagen. Man braucht nur ein wenig Nachdenken, nur einen Funken von Religion und Vernunft zu besitzen, um zu fühlen, was es heißt, sich seines Lebens in der schönsten Blüte der Jugend zu berauben, wo die Hoffnung uns noch so viel Aussichten von Glückseligkeit darbeut, alles um uns her lacht, tanzt und fröhlich ist, über eine närrische verliebte Schimäre, die man sich in Kopf gesetzt! Aber das Herzeleid, das er durch seine Thorheit, nicht allein über seine Mutter, (denn das ist zu groß, als daß es sich beschreiben läßt), sondern auch über die Familie gebracht, wo er sich den vortheilhaftesten Weg zu seinem Glücke hätte bahnen können, und an der er sich, durch seinen Tod zu rächen oder sie zum Mitleiden zu bewegen gedachte, ist nicht geringe. Alle, so unschuldig sie auch bey der Sache sind, müssen sich von unbesonnenen Menschen, als die entfernte Ursach anklagen lassen: gerade als ob ein Mädchen aus Furcht, einen verliebten Gecken zu einer unbesonnenen oder rasenden That zu verführen, seine Thorheiten anhören, und eine Mutter sie billigen müßte, oder ein Prinzipal das unzeitige Feuer eines Lehrjungen nicht mit ein paar Ohrfeigen, oder Peitschenhieben zu löschen berechtiget wäre? Doch, auch das wäre zu ertragen. Denn, wenn uns die Urtheile Anderer stets verbinden sollten, etwas zu thun, oder zu unterlassen, wo man blos den Erfolg zum Maasstabe annimmt; so würde man sehr oft Gerechtigkeit und Wahrheit zuwider handeln müssen. Wie aber,

wenn nun das Mädchen eine sehr zarte Empfindung, viel Reizbarkeit, und eine lebhafte Einbildungskraft besäße? könnte eine solche Geschichte nicht einen Dorn in ihrem Herzen hinterlassen, der ewig nicht herauszuziehen wäre? Das kömmt aber aus solchen verliebten Thorheiten, und aus dem albernen Romanlesen heraus.

XL.

Ein ähnliches Beyspiel.

Neulich wurde in einer ansehnlichen Stadt * * * das bekannte Trauerspiel vom Herrn Schiller, die Räuber vorgestellt. Ein Junge von 12 bis 14 Jahren wurde von dem romanhaften Charakter Karl Moors so hingerissen, daß er den andern Tag mit seinen Mitschülern eine Verschwörung machte, als Räuber zu Fuß durch die Welt zu streichen. Der Tag zur Abreise war schon bestimmt, und alles in Bereitschaft, was zur Ausrüstung der jungen Straßenhelden nöthig schien. Aber einer unter ihnen konnte es nicht übers Herz bringen, ohne Abschied von der Mama fortzugehen. Dadurch wurde die Sache verrathen, und die guten Jungen mußten auf den Schulbänken sitzen bleiben. Mich dünkt aber, man hätte besser gethan, wenn man sie ihre abenteuerliche Reise hätte antreten lassen, und nur

etliche vernünftige Leute nachgeschickt hätte. Nach den Mühseligkeiten etlicher Tage, würden sie um ein gutes Theil klüger zurückgekommen seyn. Doch wäre es noch besser gewesen, wenn man die kleinen Gefäße nicht mit einem so brausenden Safte hätte füllen lassen. Juvenal sagt schon irgendwo: Vor einem unbärtigen Knaben muß man viel Achtung haben. Er kann nicht alles ertragen, was der Mann erträgt. Wenn seine Einbildung erhitzt wird, läuft sie mit dem Verstande davon. Was das lesen des Kurtius auf den Charakter Karls XII. von Schweden für einen Einfluß gehabt habe, ist bekannt, und ich weis, daß ein junger Schweizer sich erschoß, weil er Alexander werden wollte, und nichts wurde, als ein Kopist. Wohl dem Jünglinge, der einen alten Freund hat, der ihm rathen und ihn halten kann! und wohl dem Jünglinge, der seinem alten Freunde folgt!

Romane und Schauspiele sind und bleiben insonderheit für Jünglinge, ein wahrer Zeitverderb. Denn was lesen sie darin? Erdichtete und mehrentheils sehr unnatürlich verkettete Begebenheiten, die eben dadurch keinen bleibenden Eindruck auf den Verstand so wenig als auf das Herz machen. Der Gedanke: es ist ja alles, was ich hier lese, bloße Erfindung eines müßigen Kopfs; oder: in der wirklichen Welt ist dieses nicht so, war wenigstens bey mir beständig der herrschende, wenn ich ein Schauspiel oder einen Roman las, und daher kam es, daß ich bey den rührendesten Stellen das nicht empfand, was ich nach der Absicht des Verfassers hätte empfinden sollen, und was ich wirklich empfunden

hätte,

hätte, wenn mir die nämliche Geschichte als wahre Begebenheit auch nur in dem elendesten Chronikenstil wäre erzählt worden. Wahre Geschichte macht allerdings ganz andere Eindrücke. In ihr liegt die wirkliche Welt vor meinen Augen. In ihr finde ich den wahren Gang der menschlichen Natur. Hier seh ich, in den nicht erdichteten Verkettungen der Begebenheiten, die Weisheit der göttlichen Regierung, wie in einem Spiegel. Hier erblick' ich den Triumph der Tugend über das Laster, nicht blos im Gemählde, sondern bin gleichsam selbst Augenzeuge. Hier lern' ich aus Thatsachen, was Erziehung, Vorurtheile, Dummheit und Büberey in der Welt wirken können., und von jeher gewirkt haben. Hier kann ich sagen, wer so handelt als dieser Kaiser, Fürst, Minister, Bediente ꝛc. wirklich gehandelt haben, der hat sich gleichen Erfolg seiner Handlungen zu versprechen. Der Romanenheld hingegen kann und darf nicht anders handeln, als es die Phantasie und der Plan des Dichters erlaubt. Viele Romanenschreiber haben es auch gefühlt, daß eine Erdichtung um desto weniger Eindruck macht, je mehr man es empfindet, daß sie Erdichtung ist. Und eben daher haben sie mehrere Theilnehmung bey ihren Lesern zu bewirken, die Kinder ihrer Phantasie oft mit dem Titel: wahre Geschichte beehrt.

Dazu kommt, daß die wenigsten Leser der Romane oder der Schauspiele sie in der Absicht lesen, um die Moral daraus zu entwickeln, und praktische Folgerungen zu ihrem Nutzen aus derselben herzuleiten. Man liest sie zur Unterhaltung, zum Zeitvertreib, und überschlägt mehrentheils die Stellen, wo raisonnirt und moralisirt wird, um den Gang der Begebenheiten desto

weniger aus den Augen zu verlieren. Ich kenne nur sehr wenige Romane, in welchen die Moral mit der Begenheit so verwebt ist, daß der Leser in der beständigen Aufmerksamkeit darauf erhalten wird, und die Moral ihn mehr interessirt als die Begebenheit selbst.

Was hat also der Jüngling von der Lektüre solcher oft äußerst elenden Erfindungen (denn die meisten unserer gegenwärtigen Romane sind Studentenarbeit, Produkte des Hungers, oder der Schreibseligkeit eines jungen Windbeutels) für Nutzen? Bekommt sein Verstand viele neue nützliche Kenntnisse? sein Wille andere, für ihn vortheilhaftere, Richtungen? Ich glaube nicht. Was hat er für Schaden? Diesen, daß er die Quellen, aus denen er Kenntnisse und Weisheit in weit reicherm Maaße schöpfen könnte, darüber vernachläßigt; daß sich sein Geist nach und nach von der ernsthaften Sprache der Ueberzeugung und Belehrung entwöhnt, und nichts mehr schmackhaft findet, was nicht durch das Vehikel des Wunder- oder wenigstens Sonderbaren versüßt ist.

Und dieses ist der Schaden noch nicht alle. Der Jüngling, welcher seinem Geschmacke und Herzen durch Lektüre der Romane eine verkehrte Richtung gegeben hat, sucht nun die Originale zu seinen Romanen in der Welt wirklich auf, und fängt, wenn er sie nicht findet, selbst an Romane zu spielen. Wie vielen jungen Herren hat der leidende Werther allein den Kopf verrückt. Kaum war das Buch heraus: so wollten alle junge faselnden Gecke Werthers seyn, und wenn sie ihm auf keine andere Weise ähnlich werden konnten: so trugen sie wenigstens einen blauen Frack mit einer gelben Weste. Mancher Jüngling von großen Anlagen entlief

lief seinen Aeltern, und begab sich unter eine Bande lüderlicher herumziehender Komödianten, weil er sich es als die größte Ehre, und als das reinste Vergnügen dachte, irgend eine Rolle mit einigem Beyfall spielen zu können.

Und was ist denn in Romanen und Schauspielen das ewige Centrum, worum sich alles drehet? Liebe; die liebste, aber auch verderblichste Leidenschaft eines Jünglings, wenn sie sich verirrt. Wie, wenn ich nun beweisen kann, daß gerade in den schönsten Romanen, die Anlage, Ausführung und Delikatesse in Gedanken und Ausdruck zu Meisterstücken der Dichtkunst macht, die schlüpfrichsten reizendesten Bilder der Wollust gezeichnet sind, und die feinsten Intriguen gelehrt werden, die zur Befriedigung dieser Leidenschaft erdacht werden können: wird das Herz des Jünglings dadurch gebessert oder verschlimmert? wird eine Leidenschaft, die Vernunft und Religion zu bekämpfen gebieten, so lange man ohne Sünde sie nicht befriedigen kann, dadurch unterdrückt oder angefacht? Man urtheile selbst, thut der Mensch, der sich nicht zu verbrennen wünscht, wohl, wenn er sich der Glut mit verschlossenen Augen nähert? Thut der Jüngling, der Tugend und Unschuld bewahren will, wohl, wenn er gerade das sucht, was ihm am ersten Veranlassung sie zu verlieren geben kann? —

Alle Entschuldigungen: ich suche die Welt aus den Romanen und Schauspielen kennen zu lernen; ich bilde meinen Stil nach ihnen, und was dergleichen sonderbare Vorstellungen mehr sind, gelten nichts. Was die erste betrifft: so habe ich zum Theil schon darauf geantwortet. Die Welt ist nicht immer so wie sie in Romanen und Schauspielen dargestellt wird. Es ist

entwe-

entweder eine Welt voll Narren oder Philosophen, Teufel oder Engel. Es ist wahr, wir haben einige Romane und Schauspiele, die dieser Vorwurf nicht trifft; die wirklich die Welt, so wie sie ist, sehr treulich kopiren, aber derer sind immer, in Verhältniß mit der ungeheuren Summe der übrigen, nur wenige: und bey diesen wenigen, in Ansehung der Kunst und Darstellung, vortrefflichen Produkte des Witzes entsteht denn noch die große Frage: ob auch wol in ihnen die Welt von „derjenigen Seite geschildert ist, von welcher sie der „Jüngling in der Gährungszeit seiner Leidenschaft ohne „Gefahr seiner Unschuld und Sitten betrachten darf?„ Zu beklagen ist es in der That, daß einige unserer besten Dichter dem Vorwurfe des Aergernisses von dieser Seite nicht gut entgehen können.

Kann denn aber die Lektüre eines Romans, oder eines Schauspiels gar keinen Nutzen haben? Das will ich nicht leugnen. Die gewaltige Sensation, welche Großmanns: Nicht mehr als sechs Schüsseln, an einigen Orten erregt haben soll, kann für manchen Don Ranudo und dummen Fuchs und Bauernpreller sehr heilsam gewesen seyn. Ich behaupte nur, der Schaden, den sie für junge Leute stiftet, ist, gegen den oft nur zufälligen Nutzen gerechnet, weit allgemeiner, weit größer.

Und was endlich die Bildung des Stils betrifft: o das ist lächerlich. Als wenn alle Romane und Schauspiele Muster, und nicht vielmehr wahre Verderber des Stils wären; als wenn es nicht andere wichtigere Schriften historischen und philosophischen Inhalts, nicht selbst blos zur Unterhaltung geschriebene Schriften gäbe,

aus

aus denen, nebst der Sachkenntniß, der Stil weit besser, als aus Romanen gebildet werden kann!

Folge also lieber Jüngling, meinem Rathe. Entwöhne deinen Geschmack ja nicht durch eine so kraftlose Speise. Und brauchst du Schriften zur Erholung: so ließ Reisen, deren wir jetzt so schöne und so wichtige haben, einen Moore, Archenholz, die Reisen um die Welt u. s. w.

XLI.

Jüngling, fliehe den Umgang mit schlechten Menschen!

Ein sonst braver junger Mensch, aus Schlesien, Namens Ruthford, den sein Vater auf Reisen geschickt, erhielt in Frankreich die Nachricht, daß sein Vater, den er schon unpäßlich verlassen, gestorben sey, und daß er schleunig zurückkommen möchte, weil dessen hinterlassenes Vermögen nicht zur Fortsetzung einer Reise zureichte: überdies auch seine Güter sehr verschuldet wären. Es lag bey dieser Nachricht noch ein Brief, den sein Vater auf seinem Todbette geschrieben, worin er ihm nach vielen väterlichen Vermahnungen meldete, daß er in der Absicht, seinen verfallenen Glücksumständen zu Hülfe zu kommen, eine Verbindung mit der Tochter eines seiner ältesten und edelsten Freunde verabredet,

die

die ein liebenswürdiges und vortreffliches Mädchen wäre, und einst die größten Güter zu erwarten hätte. Er habe ihrem Vater, seinem Freunde, kein Geheimniß aus der Lage seiner Umstände gemacht, und dieser sey so großmüthig, wenn er, der Sohn die Schilderung, die er von ihm gemacht, rechtfertigte, seine Tochter, wofern sie ihm gefiele, ihm ohne alle weitere Rücksicht zu geben, und die verschuldeten Güter für ihn sogleich einzulösen.

Der junge Mensch hatte sie in seinen ersten Jugendjahren gekannt, und schon damals hatte sie einen so lebhaften Eindruck auf ihn gemacht, daß er sie nicht vergessen können. Noch mehr hatte er in der Folge von ihrer zunehmenden Schönheit, die durch den sanftesten und liebenswürdigsten Charakter erhöhet werde, gehört. Er erkannte also die väterliche Fürsorge mit gerührtem Herzen, schrieb an den Vater des jungen Frauenzimmers, der ihm einen Briefwechsel mit seiner Tochter erlaubte, worin sich ihre Herzen schon so geneigt für einander erklärten, daß blos die persönliche Bekanntschaft nöthig schien, sie noch fester an einander zu knüpfen. In dieser süßen Hoffnung eilte er also nach seiner Heimat zurück, um bald der Vollendung seines Glücks zuzueilen, und aus ihrem Munde die Erfüllung seiner Wünsche zu hören.

Zu seinem Unglücke ward er in Straßburg in dem Wirthshause mit einem jungen Manne bekannt, der dieselbige Reise über Mannheim, Frankfurt, Kassel, und durch Sachsen nach Schlesien thun wollte, und da er von sehr heiterer Gemüthsart zu seyn schien, und mancherley gute Kenntnisse besaß; so bot ihm Ruthford einen freyen Platz in seiner Chaise an; welches denn

jener,

jener, der sich Frieleb nannte, und Danzig als seine Heimat angab, mit Freuden annahm. Nun verrieth dieser zwar bald eine sehr freye Denkungsart, und folgte an jedem Orte seinem Hange zum Vergnügen auf mehr als eine Art. Aber, da junge Leute dies zu keinem großen Verbrechen machen, und er ihm nicht zum Hofmeister gesetzt war, so ließ er ihn seines Weges gehen, belachte die Streichelchen und Schwänke, die er ihm von sich erzählte, und stellte sich aus dem wunderlichen Ehrgeiz, für keinen Kopfhänger gehalten zu werden, oft in seinen Reden ihm gleich. Sie setzten also ihre Reise sehr vergnügt fort. In Dresden beschlossen sie, um der Annehmlichkeit des Weges und der Jahreszeit noch mehr zu genießen, sie bis Breslau vollends zu Pferde zu thun, und ihre Chaise nachkommen zu lassen.

Ungefähr acht bis zehn Meilen von diesem Orte, trafen sie auf einen Herrn von ungefähr funfzig Jahren. Sie redeten ihn mit aller Vertraulichkeit an, so wie sie es unter sich eingeführt; fragten, wo er herkäme, und wo er hinwollte? u. s. w., wobey sie sich erboten, ihn zu begleiten. Er gab aber in einer ziemlich kalten Antwort zu verstehen, wie sehr er dies zu vermeiden wünschte, ritt auch daher bald langsam, um hinter ihnen zu bleiben, bald schnell, um von ihnen wegzukommen. Dies feuerte ihren jugendlichen Muthwillen an, ihn in die Mitte zu nehmen, und nicht eher von sich zu lassen, als bis sie eine Zeitlang mit dem Murrkopf ihren Spott getrieben. Sie gaben einander dieses durch Winke zu verstehen, und machten damit den Anfang, daß ihn der eine fragte, weil er vermuthlich des Landes kundig sey, ob er ihnen nicht auf diesem Wege die Wirthshäuser anzeigen könnte, wo es hübsche Mädchen gäbe, wo man

den

den besten ungarischen Wein habe, oder ein Spielchen fände, bey dem etwas zu verdienen wäre u. s. w. Da der Alte dies blos mit einer verächtlichen Miene beantwortete, so fragte ihn der junge Herr von Ruthford, ob er sich nicht seiner erinnerte? denn sie hätten einander ja vor dem Jahre zu B — — in einem lüderlichen Hause, das er ihm nannte, gesehen, und er hätte es ihm nicht vergessen, daß er ihm da die beste Freudentochter weggenommen habe, weil er vermuthlich besser bezahlt hätte. Sein Gefährte stimmte in die schöne Unterhaltung ein, und je unzufriedner und verdrüßlicher des Mannes Gesicht ward, desto mehr reizte sie dies, dergleichen alberne Gespräche fortzusetzen, und sich der größten Ungezogenheiten zu rühmen. Als sie indessen nahe an ein Dorf kamen, wo man in der Entfernung einen Edelhof erblickte, gab der Mann seinem Pferde die Sporen, und jagte, ohne ein Wort weiter zu sagen, darauf zu. Sie klatschten in die Hände, schrieen ihm nach, wo er ihnen Quartier machen sollte, und belachten den Spaß noch lange hinter her. Unter diesen Triumph kamen sie endlich in Breslau an, wo Frieleb vom Herrn von Ruthford Abschied nahm, und unter dem Vorwande, daß ihm sein Geld ausgegangen, und er auf seiner Reise erst in Königsberg seine Wechsel fände, ihm noch 30 Friedrichsd'or abborgte, die er noch bezahlen soll. Der Herr von Ruthford, nachdem er sich hier einige Tage seiner Angelegenheit wegen aufgehalten, und mit seines Vaters Sachwalter über einige Veranstaltung sein Vermögen betreffend, unterredet hatte, eilte nun nach D . . einem Gute, wo sich sein vermeinter künftiger Schwiegervater aufhielt.

— Der

Der alte Herr von Hauswald (so hieß dieser) nahm ihn liebreich auf, und stellte ihn seiner Tochter vor, in der er das vortrefflichste Frauenzimmer fand, deren Geistesvorzüge ihren körperlichen Reizungen nichts nachgaben. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen, entdeckte er auch von ihrer Seite, daß nicht blos ihrem Vater zu Gefallen, ihre Wahl auf ihn fallen würde, sondern, daß ihr Herz für ihn spräche; und so genoß er schon im Geiste der Glückseligkeit, die seiner in ihrem Besitze wartete. — Doch auf einmal änderte sich diese freudenvolle Scene, wie durch eine Art von Bezauberung. Der Vater nahm eine ernsthafte Miene an, sprach blos von gleichgültigen Dingen, und dies mit einer Art von Widerwillen. Die Tochter kam nicht mehr zum Vorschein, als höchstens bey der Mittagsmahlzeit, und fand immer eine Entschuldigung, wann sie sich schnell entfernte, oder einen Vorwand der Verweigerung, wann er sie zu einem Spaziergange auffoderte. Einen ganzen Tag kam sie wegen vorgegebener Kopfschmerzen gar nicht zum Vorscheine, und den Tag darauf war sie mit ihrem Vater in aller Frühe, ehe Ruthford noch aufgestanden war, auf eine Einladung in die Nachbarschaft gefahren, ohne daß ihm die Bedienten zu sagen wußten, wohin? Erstaunend über diese Veränderung und nicht länger vermögend, sie auszuhalten, ging er endlich den nächsten Morgen, da er hörte, daß der Herr von Hauswald in seinem Garten sey, zu ihm. Indem er ihm hier seinen Antrag machen wollte, kam dieser ihm zuvor, und sagte: er sey des Versprechens, das er seinem Vater gethan, sehr wohl eingedenk; sey auch dasselbe zu halten fest entschlossen gewesen: doch verstehe sich, daß es unter der Be-

dingung der Einwilligung seiner Tochter geschehen sey, die er nie zu einer Wahl zwingen werde. Nun aber habe ihm diese erklärt, daß ihr Herz schon anderweit vergeben sey, und ließ ihn bitten, seine Ansprüche auf sie gänzlich fahren zu lassen. — Sein Erstaunen kann man sich leicht einbilden. Er wollte Erklärungen haben, that Vorstellung, beklagte sich, bat nur um einiges Gehör, betheuerte, daß er keine Absicht auf ihr Vermögen habe, und daß der Vater es geben möchte, wem er wollte, wenn er nur in seiner Tochter das höchste Glück des Lebens erhielt. — Und dies war auch sein ganzer Ernst: denn er hatte sie aufs äußerste lieb gewonnen: aber alles war umsonst. Der Vater kehrte ihm den Rücken, und verbat alle weitere Zudringlichkeit; so daß endlich Ruthford kein ander Mittel vor sich sah, als zurückzukehren, und durch Briefe um einen nähern Aufschluß in der Sache zu bitten.

Dies geschah. Kaum war er nach Hause, so hielt er ihm das, seinem verstorbenen Vater gegebene heilige Versprechen, und die Hoffnung, die er ebenfalls sowol als seine Tochter ihm selbst, theils schriftlich, theils mündlich gegeben, vor, und bat ihn nicht länger die Ursache seiner so jählingen Sinnesänderung vor ihm zu verheelen; wobey er ihm zu Gemüthe führte, daß es seiner eignen Ehre selbst nachtheilig, und für ihn äußerst schimpflich seyn würde, ihn auf eine so unwürdige Art so behandelt zu haben.

Einige Tage darauf erhielt er folgende Antwort:

„Es thut mir weh, mein Herr, daß ich Ihnen die „wahre Ursache meines veränderten Entschlusses in „Absicht Ihrer Verbindung mit meiner Julie entde„cken muß, weil sie Ihnen eben nicht zur Ehre ge„reicht.

„reicht. Aber lesen Sie inliegenden Brief, der Ihnen „alles beantworten wird. Er ist von einem meiner „würdigsten alten Freunde, der an meiner Tochter „Glück, so wie an dem meinigen, den größten Theil „nimmt: und dann wagen Sie es mich zu tadeln, „daß ich mein Wort zurücknehme, und meine Toch„ter, wenn sie ihr Herz wo anders sicherer anzubrin„gen gesucht hat.

Er öffnete geschwind den inliegenden Brief, und fand ihn folgendes Inhalts:

„Ich höre mit Schrecken, mein lieber alter Freund, „daß Sie Ihre einzige Fräulein Tochter dem jungen „Ruthford geben wollen. Hoffentlich ist aber die „Sache noch nicht so weit, daß sie unwiderruflich „wäre. Ich halte mich also vermöge unserer Freund„schaft für verpflichtet, Sie, wo möglich, zurück„zuhalten, weil Sie aller Wahrscheinlichkeit nach „sowol Ihre liebe Tochter, als Ihr ansehnliches „Vermögen schlechten Händen anvertrauen würden. „Ich kenne den jungen Menschen zwar blos aus der „Gesellschaft eines seiner Freunde, mit dem er die „Reise hieher gethan, und aus seinen eignen Reden; „dies ist aber, däucht mir, auch schon genug, um „auf das Leben und den Charakter eines Menschen mit „ziemlicher Zuversicht zu schließen. Beyde waren von „dieser Art. Der erste ist ein lüderlicher Mensch, „der vor einigen Jahren unter unsern Freybataillonen „mit umhergelaufen: dann den Spieler gemacht, und „wie ich zuverläßig weiß, und mündlich einmal mehr „davon erzählen kann, wegen Betrügereyen hin und „wieder in Verhaft gewesen. Ruthfords eigne Re„den aber und die Vertraulichkeit, mit der er mir

„seinem Gefährten von ihren beyderseits begangenen „lüderlichen Streichen sprachen, als sie mich vor „ohngefähr 14 Tagen auf der Straße überfielen, „überzeugten mich, daß Einer des Andern werth sey. „Mündlich davon ein Mehreres! denn nächster Ta„ge besuche ich Sie selbst.„ Ihr treuer

Wahrmund.

Ruthford sah nun das Räthsel aufgelöst. Er kannte den alten Wahrmund als einen ehrlichen Mann, seinem Rufe nach, und o! wie schämte er sich — wie bereuete er seine Unbesonnenheit und seinen Leichtsinn! Er hat sich an einen schlechten Kerl, ohne ihn zu prüfen, gehangen und, um eines ehrlichen Mannes, den er nicht kannte, zu spotten, aus bloßer Gefälligkeit sich jenem gleichgestellt. Aber weder Reue noch Scham halfen ihm nun weiter etwas, als — ins Künftige in der Wahl seiner Gesellschafter klüger zu seyn. Er versuchte es zwar, dem alten Herrn von Hauswald seinen Irrthum zu benehmen, wie er es denn betheuren konnte, daß er den Frieleb nicht gekannt, und sich aus bloßem Leichtsinn habe verführen lassen. Allein ehe er es so weit bringen konnte, hatte Julie ihre Hand einem andern braven jungen Menschen gegeben, der schon vorher um sie geworben, und blos wegen des Versprechens, das Herr von Hauswald Ruthfords Vater gethan, war zurückgesetzt worden. — —

XLII.

XLII.

Wie gefährlich es für einen jungen Menschen ist, Bekanntschaften mit schlechten Personen des andern Geschlechts zu machen.

George Barnwell — Dieser junge Mensch diente in der Handlung seines Oheims, eines der würdigsten und vortrefflichsten Männer, der ihn als ein Vater behandelte, und dessen Liebe er auch anfänglich durch sein Wohlverhalten verdiente. Das Unglück führte ihn aber in die Gesellschaft einer jungen reizenden, verführerischen, aber höchst gottlosen Person, Namens Marwood. Durch den Schein der Tugend und der Zärtlichkeit, die sie für ihn äußerte, riß sie ihn so an sich, daß er aller seiner Pflichten nach und nach vergaß. Anfänglich opferte er ihr Alles, was er hatte, auf. Da es nicht mehr zureichte, machte er Schulden. Als diese erwachten, bestahl er seinen rechtschaffenen Onkel, und, da Alles bey dem niederträchtigen Geschöpfe, seiner vermeinten Liebhaberin, nur Wasser in ein Sieb gegossen war, vermochte sie ihn endlich durch die Erdichtung einer solchen Schuldennoth, wodurch sie sich der Gefangenschaft und dem Kerker ausgesetzt sehen würde, in einer scheinbaren Verzweiflung, zu dem unseligen Entschlusse, seinen Oheim zu ermorden, sich der Schlüssel seiner Kasse zu bemächtigen, und dann, wann er diese beraubt, mit ihr fortzugehen. — Schrecklich kämpfte sein Gewissen in dem Augenblicke, da er kam, den grausamen Mord zu voll-

ziehen. Er traf seinen alten Vetter gerade zu der Zeit an, da er in einem, nahe an seinem Hause gelegenen Wäldchen, sein Morgengebet verrichtete. Was auch Dankbarkeit, Zärtlichkeit, Liebe, Mitleid, Hochachtung, und Erbarmen, seinem sonst so weichen Herzen für den alten Greis, für Empfindungen in dem Augenblicke einflößten; so verschlang doch die ungestüme Begierde und der Syrenenname Marwood alle Vorstellungen von Religion und Vernunft, alle strafende Erinnerungen des Gewissens, und alle Gefühle, die sich in seiner Brust empörten; drey bis viermal war sein Arm zum Morde erhoben: er schauderte zurück, bis er endlich in einer Art von Raserey den tödtlichen Stos vollzog. Kaum war er geschehen, als sein Gewissen erwachte. Er riß die Maske herab die ihn verbergen sollte, warf sich auf seinen sterbenden Oheim, und erhielt mit dessen letztem Odemszuge — Vergebung ... Vergebung? Kann wol was Schrecklicheres gedacht werden, als Vergebung von einem ermordeten, höchst gütigen und liebreichen Onkel, der alle die zärtlichen Gesinnungen eines Vaters besaß! — Der unglückliche Barnwell, von allen Furien der Gewissensangst getrieben, vergaß Schlüssel und Kasse, und hoffte wenigstens einigen Trost in den Armen seiner Marwood zu finden. Aber das Ungeheuer, das sich in ihrer Erwartung betrogen sah, lieferte ihn, als einen Vatermörder der Gerechtigkeit aus, die ihn den Gesetzen gemäß, zum Tode verdammte. Noch im Kerker entdeckte ihm, zur Erschwerung seiner Leiden, die junge, tugendhafte, schöne Tochter seines Herrn, daß sie ihn aufs zärtlichste geliebt, und daß ihm ihr Vater das höchste Glück dereinst in ihrer Hand zugedacht hatte! —

XLIII.

Treibe nie mit Eheversprechungen ein Spielwerk.

Mit Eheversprechungen sein Spielwerk treiben, ist ein Leichtsinn, der, so lange die Welt steht, schreckliche Greuelthaten hervorgebracht hat. Man stellt ja bey zu schließenden Kontrakten über den Ankauf eines Hauses, eines Garten, wochenlange Ueberlegungen an; um desto ernstvoller muß also die wichtigste und heiligste unter allen Verbindungen, ein Ehekontrakt, behandelt werden. Das hatte der Lohgerber Settemeyer zu Badenwerder gewiß nicht bedacht, sonst würde ihm und seiner Familie folgendes schreckliche Unglück nicht begegnet seyn.

Die Tochter des hiesigen Chirurgus Leo, ein Mädchen von 24 Jahren, geht an einem schönen Frühlingsabend um 8 Uhr mit einem Butterbrodte und einem Messer in der Hand vor das Haus des Lohgerbers Settemeyer, um da im Cirkel einiger Nachbarn der entzückenden Abendkühle zu genießen, und sich bey gesellschaftlichen Gesprächen zu erfreuen. Außer ihr und dem Lohgerber befanden sich auch dessen Frau und zwey Schustergesellen in der Gesellschaft, die sich bis 11 Uhr vergnügte. Endlich geht die Versammlung aus einander, und einer der Schustergesellen führt die Leo nach Hause. Als sie vor die Wohnung ihrer Eltern kömmt, äußert sie den Wunsch, wieder umzukehren: „es sey ja — sagt sie — „ein gar schöner Abend; wer wüßte, ob sie je

„wieder so vergnügt seyn würden.„ — Die beyden kehren wirklich um, und Settemeyer ist noch auf dem Platze, nur seine Frau nicht, die in der Stube mit dem Wickeln eines halbjährigen Kindes beschäfftigt ist. Nach einigen aufs neue verplauderten Minuten, will endlich der Wirth Abschied nehmen; aber das Mädchen bittet ihn, noch zu bleiben. Er entschuldigt sich damit, daß es sehr spät sey, aber die Leo hält mit Bitten an: und als Settemeyer wirklich Ernst zum Aufbruch macht, springt sie auf und ruft im Scherze: weil er nicht länger mehr bleiben wolle, so wolle sie ihn todtstechen. Sie sticht wirklich mit dem Messer und der Stich geht ins Herz. Settemeyer hilft sich ins Haus, und stürzt am Bette seiner Frau nieder. Als die Thäterin ihn im Blute liegen sieht, geräth sie außer sich, läuft nach Hause, wo sie ihren Eltern ihr Unglück entdeckt, und nimmt dann die Flucht. — Nach zwey Tagen starb der Verwundete, nachdem er die unglückliche Urheberin seines Todes von einem vorsetzlichen Morde freygesprochen hatte. Ob er dies Geständniß völlig aufrichtig gethan hat, muß man des Umstandes wegen bezweifeln, daß er der Leo vor seiner Heirath die Ehe versprochen hatte, und auch nachher einen, ob zwar nicht verbotenen, aber doch vertraulichen Umgang mit ihr fortgesetzt hatte. Nun hat er durch seine Treulosigkeit sich ums Leben, und seine Frau, und sein halbjähriges Kind um ihren Versorger gebracht, und die Unglückliche soll ebenfalls, nachdem sie einige Zeit herumgeirrt, gestorben seyn.

XLIV.

Warnung für leichtsinnige Liebhaber.

Eine gewisse Mariane Angelis, aus dem Neapolitanischen, mußte sich nach dreyjähriger Bekanntschaft mit ihrem Liebhaber, einer unwürdigen Nebenbuhlerin nachgesetzt sehen. Dies Mädchen, feurig und entschlossen, folgte dem Betrüger bis an die Wohnung ihrer Nebenbuhlerin, mit einem Dolche bewaffnet. Da glaubte sie ein Ungeheuer, das ihr liebendes Herz mit Füßen trat, hinlänglich bestrafen zu können. — —

Doch der Zufall vereitelte ihre Absichten; der Ungetreue entwischte ihr, die Nacht überfiel sie, aber noch wütete unabgekühlte Rache in dem Busen der betrognen Unglücklichen. — In diesem Zustande, der sich nur fühlen, nicht beschreiben läßt, eilte die Arme, durch Leidenschaft gespornt, zu einer Freundinn. Bald verwandelte sich da der stumme Schmerz in wilde Freude, und in dieser sinnlosen Betäubung drückte das mißhandelte schwermüthige Mädchen, den Dolch in ihr eignes zerrißnes Herz!

Feuriger, unbesonnener Jüngling, reize um der traurigen Folgen willen nie gedankenlos ein Mädchen zu leidenschaftlicher Liebe, wenn du dich nicht standhaft genug fühlst, Treue mit Treue zu vergelten. Die Weiber sind, wenn sie sich einmal gekettet haben, vermöge ihrer schwärmerischen hochgespannten Einbildungskraft, weit heftiger, weit standhafter, weit unzertrennlicher, und eben so leicht zum Selbstmorde geneigt, als die Männer! —

XLV.

Eine ähnliche Geschichte.

Ein reicher Privatmann in England, der in beständiger Wachsamkeit lebte, weil dort sehr viel gestohlen wird, hörte eines Abends ein Geräusch an seiner Thüre, und vermuthete Diebe. Er eilte also seine Bedienten zusammenzurufen, bewaffnete sich und sie, und so öffnete er die Thüre. Welch ein Anblick! Ein junges wohlgekleidetes Mädchen hing an einem Kniebande geknüpft an seiner Thür: er schnitt das Band sogleich los, bemerkte noch einige Lebenszeichen, ließ ihr alle Hülfsmittel reichen, und so kam sie wieder zu sich, und öffnete die Augen. Man fragte sie, warum sie sich habe erwürgen wollen? „Ha! antwortete die Unglückliche, ich kann niemanden als mich deswegen anklagen: Ich bin die Schuldige!„ Dies erregte die Neugier noch mehr, man that neue Fragen an sie. „Ich gehöre, erwiederte sie, einer rechtschaffenen Familie zu, die kein weiteres Unglück hat, als daß ich zu den Ihrigen gehöre; ich habe sie verlassen, um einem Seeofficier zu folgen; er versprach mir, mich zu heirathen; nun aber ist er nach Ostindien verreist, hat mich in meiner Schande zurückgelassen, jetzt war ich ein Raub meiner Gewissensbisse, und des schrecklichsten Elends; von allen Seiten verlassen, ohne alle Zuflucht, sahe ich mich gezwungen, Schulden zu machen, um mein unglückliches Leben fristen zu können. Meine grausamen Gläubiger droheten mir, mich einsperren zu lassen; da ich nun kein andres Mittel, als

Tod und Schande vor mir sah, so zog ich das erstere vor, bat Gott um Verzeihung, und faßte den Entschluß mich zu erwürgen. „

Der würdige Erretter dieser jungen und interessanten Person hat seinen Liebesdienst noch dadurch erhöht, daß er sie wieder mit ihren Eltern ausgesöhnt hat.

XLVI.

Erhabenheit der reinen Liebe über die Hurenliebe.

Beim Ausbruche des amerikanischen Krieges lernte ein junges Frauenzimmer aus der englischen Provinz Wallis, und zwar von angesehenen Eltern, einen Kornet kennen, der in ihrer Vaterstadt Soldaten aushob. Ihr Anblick erweckte in ihm eben diejenige Zärtlichkeit, die sie in sich für ihn fühlte, und diese wuchs von Zeit zu Zeit. Als der Officier nach Amerika gehen, und von der Geliebten nun Abschied nehmen wollte, entschloß sie sich, ihm zu folgen, verließ ihr väterliches Haus, und ließ einen Brief zurück, worin sie den zärtlichsten Abschied von ihren Eltern nahm, und sie beschwor wegen ihrer ganz ruhig zu seyn, denn ihre Ehre sey in Sicherheit. Indeß die Eltern ihre geliebte Tochter in allen öffentlichen Blättern baten, in ihre Arme zurückzukehren, und durch ihre Wiedererscheinung die Thränen von ihren Wangen zu trocknen; schwamm sie mit ihrem Geliebten in einem englischen Schiffe, das nach den Kolonien ging, auf dem Weltmeere. Beide kamen glücklich nach Neu-York, wo die Liebe sie vereinigte.

Ehre

Ehre ist die große Triebfeder, die den Officier in allen seinen Handlungen leiten — soll! Aber man schränkt dieses Wort nur auf Sachen des Dienstes ein, und sündigt wider die Ehre in andern Dingen, die diesen nicht betreffen. Seinen Posten verlassen — und, wenn die Kaprice eines Andern es verlangt, sich nicht von ihm den Hals brechen zu lassen, oder ihm den Degen nicht durch den Leib stoßen, ist wider die Ehre des Officiers. Hingegen ein Frauenzimmer entehren, ein Mädchen entführen, ist nur wider die bürgerliche Ehre. So verkehrt sind die Begriffe, und es ist schwerer falsche Begriffe auszurotten, als wahre unter den Menschen zu erhalten.

Zu dieser Anmerkung gab uns der Oberst des Regiments Gelegenheit, unter welchem unser junger Kornet diente. Dieser Officier that gewiß was die Ehre des Dienstes erfoderte. Aber die schöne Frau seines Kornets zu verführen, war in seiner Moral nicht unerlaubt. Er fand sie schön, und mit der nemlichen Lüsternheit sahen auch andere Officiers sie an: doch da er Oberster war, so gaben sie aus Achtung für ihn ihre vermeintlichen Ansprüche auf die schöne Beute auf, und ließen ihm den Rang der Sünde. Ja, sie unterstützten seine unerlaubten Absichten, und suchten ihm zur Eroberung der Schönen zu verhelfen: Aber vergebens! was war nun natürlicher, als daß er den Mann hassen und verfolgen mußte, der eine so tugendhafte Frau hatte: Und wie der Oberste, so haßten ihn auch andre Officiers. Dieser Haß brachte endlich, da die junge Frau sich nicht verführen ließ, seine schreckliche Wirkung, und der Kornet wurde verfolgt. Man beobachtete jeden seiner Schritte, um etwas Unregelmäßiges zu finden, und da er einst — um einige Kräuter für die

Gesund-

Gesundheit seiner Gattin zu suchen — ein wenig weiter vor die Stadt hinaus spaziert war, als die Garnison durfte: so wurde er in Arrest gesetzt, und noch dazu in einen so ungesunden Ort, daß die Feuchtigkeit desselben ihn krank machte, und sein Leben in augenscheinliche Gefahr brachte. Die Gattin verließ ihn nicht, und pflegte des um ihrer Tugend willen Gefangenen: aber sie hatte die Kräfte nicht, die Anstrengung auszudauren, und unterlag fast selbst. Dies war nicht in dem Plane des Obersten: der Kornet durfte wohl sterben, aber die junge Frau sollte noch eine Zeitlang leben! Man berichtete ihr daher unter der Hand: Im Fall sie sich entschließen könnte, sich von dem Kornet zu trennen, so sollte sie eine anständige Freistätte erhalten, und an nichts Mangel leiden, was zur Wiederherstellung und Erhaltung ihrer Gesundheit, auch sonsten zu ihrem ehrlichen Auskommen diente. Die übrigen Bedingungen, was sie zur Erkenntlichkeit für die hohe Sorgfalt des Herrn Obersten zu thun hätte, verstanden sich von selbst.

Statt einer Antwort erhielten Ihro Gnaden folgenden offenen Brief, den das ganze Lager las:

Nichtswürdiger!

Wissen Sie, daß wenn ich durch die grausamste Marter umkommen sollte, und es von mir abhinge, meinen Mann und mich zu retten, ich weder ihn noch mich auf Kosten unsrer Ehre jemals retten würde. Ueberzeugen Sie sich, mein Herr, daß Dürftigkeit, Leiden und Keuschheit in einer edlen Seele gar wohl beisammen wohnen können! Die Schande, womit Sie mich bedecken wollen, ist desto niederträchtiger, da in meinem Betragen gegen Sie nichts gefunden werden wird, das Sie berechtigte, mir solche entehrende Anträge thun zu lassen. Verfolgen Sie mich nicht weiter, und beson-

ders

ders entweihen Sie ja nicht durch Ihre Gegenwart meine Freistätte. Meine Arme sind entkräftet; kaum kann ich sie noch erheben, um meinen Gatten zu unterstützen: aber fürchten Sie deswegen doch, daß die Verzweiflung und der Zorn über Ihr unwürdiges Betragen mir Kräfte genug geben wird, meinen Geliebten und mich an Ihnen zu rächen!„

Der Oberste wurde durch diesen Brief gerührt: Er flog ins Gefängniß, und zu den Füßen der Heldin, sie um Verzeihung der Beleidigung zu bitten, die er ihr und ihrem ganzen Geschlechte angethan habe, und versprach feierlich, sein ganzes Leben hindurch vor jedem Frauenzimmer Ehre zu haben.

Der Kornet wurde auf freien Fuß gestellt, und so befördert, daß er jetzt Major seines Regiments ist.

XLVII.

Mädchen bewahre Keuschheit und Unschuld! Tugend bleibt nicht unbelohnt.

Nachdem Peter der erste sich von seiner ersten Gemahlin, Ottokessa Lupachin, eines Boyaren Tochter, hatte scheiden, und sie in ein Kloster einsperren lassen, fiel seine Neigung auf ein Fräulein von Mons, die aber, während der Kaiser außer landes war, den damaligen Preußischen Gesandten in Moscow, von Keyserling, heirathete. Einige Zeit darauf verliebte sich der Czar in die Reitze eines andern jungen Frauenzimmers, die Tochter eines fremden Kaufmanns, der sich in dieser Stadt aufhielt, bei dem er eines Tages speiste. Er wurde durch ihre Erscheinung so hingerissen, daß er ihr

anbot,

anbot, selbstgefällige Bedingungen zu machen, wenn sie mit ihm leben wollte, welches aber das tugendhafte Mädchen bescheiden ausschlug. Da sie indeß die Wirkungen seiner Macht fürchtete, so faßte sie den Entschluß, Moscow noch in der Nacht zu verlassen, ohne selbst ihren Eltern etwas davon zu sagen. Sie versah sich mit ein wenig Geld zu ihrem Unterhalt, und ging verschiedne Meilen zu Fuß in das Land hinein, bis sie in ein kleines Dorf kam, wo ihre Amme mit ihrem Manne und ihrer Tochter, des jungen Frauenzimmers Milchschwester, sich aufhielt. Diesen entdeckte sie ihre Absicht, sich in dem Holze nahe bei diesem Dorfe zu verbergen. Um aller Entdeckung zuvor zu kommen, machte sie sich, in Begleitung des Mannes und der Tochter, noch in der nämlichen Nacht auf den Weg. Der Mann, seines Handwerks ein Zimmermann, dem das Holz sehr gut bekannt war, führte sie zu einem kleinen trocknen Platz in der Mitte eines Morasts, und baute ihr hier eine Hütte zu ihrer Wohnung. Ihr Geld hatte sie bei ihrer Amme gelassen, um ihr die kleinen Bedürfnisse zu ihrem Unterhalte zu verschaffen, welche ihr getreulich bei Nacht, von der Amme oder ihrer Tochter, überbracht wurden. Eine von beiden blieb auch allemal des Nachts bei ihr.

Am Tage nach ihrer Flucht kam der Czar zum Vater, um sie zu sehen. Als er die Eltern ängstlich und bekümmert, sich selbst aber betrogen fand, bildete er sich ein, es sey ein von ihnen selbst angelegter Plan. Er gerieth in Zorn, und drohte, ihnen seine Ungnade empfinden zu lassen, wenn sie nicht zum Vorscheine gebracht würde. Den Eltern blieb nichts übrig, als feierliche Versicherungen, von Thränen wahrhafter Betrübniß begleitet, ihn von ihrer Unschuld und Unwissen-

heit,

heit, was mit ihr vorgegangen sey, zu überzeugen. Sie versicherten ihm, daß sie befürchteten, es müsse ihr irgend ein unglücklicher Zufall begegnet seyn, weil von dem, was ihr zugehöre, nichts weiter vermißt würde, als was sie zu der Zeit angehabt habe. — Der Czar war mit ihrer Aufrichtigkeit zufrieden, veranlaßte ein großes Nachsuchen nach der Vermißten, und bot eine ansehnliche Belohnung für den aus, der entdecken würde, was ihr begegnet sey; aber vergeblich. Die Eltern und Verwandten fürchteten, sie sey ums Leben gekommen, und legten Trauer um sie an.

Ein Jahr darauf wurde sie durch einen Zufall entdeckt. Ein Obrister, der von der Armee gekommen war, um seine Freunde zu besuchen, ging in dem Holze auf die Jagd, und verfolgte sein Wildpret durch den Moraſt. Er kam an die Hütte, und als er hineinsah, erblickte er ein schönes, junges Frauenzimmer in schlechter Kleidung. Als er sie gefragt hatte, wer sie sey, und wie sie dazu komme, an einem so einsamen Orte zu leben? macht er endlich ausfindig, daß sie das Frauenzimmer sey, deren Verschwinden so großes Aufsehn gemacht hatte. In der äußersten Verwirrung und mit den inständigsten Bitten, flehte sie ihn auf den Knieen an, daß er sie nicht verrathen möchte. Er antwortete ihr, daß die Gefahr, seinem Dünken nach, für sie vorüber wäre, weil der Czar jetzt anderwärts gebunden sey; sie könne sich daher mit Sicherheit entdecken, wenigstens ihren Eltern, mit denen er Rücksprache nehmen wolle, wie die Sache am besten anzufangen sey. Das Frauenzimmer willigte in diesen Vorschlag, und sofort machte er sich auf den Weg, und erfreute ihre Eltern mit seiner glücklichen Entdeckung. Der Schluß ihrer Berath-

rathschlagungen fiel dahin aus: Madame Katharinen, (so wurde damals die nachherige Kaiserin genannt) um ihre Meinung zu fragen, auf was für eine Art die Sache dem Czar eröffnet werden solle? Der Obrist unterzog sich diesem Geschäfft. Katharine bestellte ihn auf den folgenden Morgen wieder, um ihn Sr. Majestät vorzustellen, wo er dann den Vorfall entdecken, und sich die versprochene Belohnung ausbitten möchte. Er kam, der Abrede gemäß, wurde er vorgestellt, und erzählte den Zufall, wodurch er das Frauenzimmer entdeckt habe, so wie die elende Lage, worin er sie gefunden, und was sie, bei der Zärtlichkeit ihres Geschlechts, ausgestanden haben müsse, da sie so lange an einem so schrecklichen Orte eingeschlossen gewesen. Der Czar ließ sich merken, wie leid es ihm thue, daß er die Ursach aller ihrer Leiden gewesen seyn solle, und erklärte zugleich, daß er sich bemühen werde, ihr dafür Genugthuung zu geben. Katharina brachte jetzt in Vorschlag, daß die beste Vergeltung, welche Se. Majestät ihr gewähren könnten, die seyn würde, ihr ein gutes Vermögen und den Obristen zum Manne zu geben, der das beste Recht auf sie habe, da er sie in Verfolgung des Wildprets auf der Jagd erhascht hätte. Der Czar stimmte vollkommen mit Katharinens Meinung überein, und befahl einem seiner Günstlinge, mit dem Obristen das junge Frauenzimmer nach Haus zu bringen, und sie kam, zu unaussprechlicher Freude ihrer Familie und Verwandten, welche alle sie betrauert hatten. Die Heirath geschah auf Anordnung und Kosten des Czars, der selbst die Braut dem Bräutigam zuführte, indem er sagte: Er mache ihm hier mit einem der tugendhaftesten Frauenzimmer ein Geschenk. Diese Erklärung begleitete er mit beträchtlichen Geschenken,

und setzte ihr und ihren Erben überdies noch ein Jahrgeld von 3000 Rubeln aus.

Diese Dame lebte hernach, vom Czar und jedem, der sie kannte, ausnehmend hochgeschätzt.

XLVIII.

Einem Mädchen kann der zu vertraute Umgang mit jungen Mannspersonen gefährlich werden.

Ein gewisser Professor hatte ein paar Töchter, wovon die jüngste ausnehmend schön, aber äußerst flüchtig und flatterhaft, die älteste hingegen zwar nicht häßlich, doch weniger als hübsch war: sie ersetzte inzwischen diesen Mangel durch Verstand und ein edles Herz. Ihre Mutter, eine sehr eitle Frau, und den Vergnügungen äußerst ergeben, that sich auf die Schönheit der jüngsten nicht wenig zu gute, und, da sie sich alle die Schmeicheleien zueignete, die ihre Tochter erhielt, so nährte sie bei dieser die Liebe zum Putz und zu Kleinigkeiten, wodurch sie von ihrer Bestimmung, das ist, der Häuslichkeit, der Wirthschaft und alle den Tugenden ganz abgezogen wurde, die einem Frauenzimmer zu ihrer wahren Glückseligkeit in der Welt so unentbehrlich sind. Der Vater hatte auch junge Leute bei sich im Hause, und am Tische, die seiner Zucht und Aufsicht empfohlen waren. Unter diesen war ein junger Edelmann, der sehr reich war, und keine Eltern mehr am Leben hatte. Dieser machte bald eine vertraute Bekanntschaft mit dem Mädchen, und die Mutter ließ sichs gefallen, da er sie mit der Tochter fleißig in die Komödie, auf die

Bälle, in die Konzerte, kurz an alle öffentliche Tummelplätze des Vergnügens führte, was auch ihr rechtschaffener Vater, der genug Ernst und Standhaftigkeit besaß, um solches durch sein Ansehen zu hindern, dawider sagte. Die Mutter starb bald an einer Erkältung, die sie sich eben an einem solchen Freudenabende zugezogen hatte. Nun fehlte der armen Louise (so hieß das Mädchen,) selbst diese Aufseherin: denn weder das Beispiel noch die Ermahnungen der vortrefflichen Juliane, ihrer ältesten Schwester, machten bei ihr einigen Eindruck, und sie überließ sich ihrer Begierde so sehr, daß sie jede Gelegenheit ergriff, dis heimliche Verständniß fortzusetzen. Zu des Vaters vermeintlicher Beruhigung, wurde endlich der junge Herr, der sich dem Soldatenstande widmete, von seinem Vormunde, einem sehr angesehenen Manne an einem benachbarten Hofe, bei einem Oesterreichischen Regimente als Lieutenant angestellt, und mußte also die Universität verlassen. Unter mancherlei Vorspiegelungen, die vielleicht dazumal von Seiten des jungen unbesonnenen Menschen aufrichtig seyn konnten, versprach er ihr sich mit ihr zu verbinden, sobald es auf eine schickliche Weise geschehen könnte; beredete sie inzwischen, ihm in etlichen Wochen nach Prag zu folgen, brauchte dazu einige niederträchtige Mittelspersonen, die ihm schon als Unterhändler bei ihren geheimen Zusammenkünften gedienet hatten, und hinterließ ihr einen Theil von dem Gelde, das ihm zu seiner Equipage war geschickt worden. Sie wußte auch leider! ihre Dinge so schlau einzurichten, daß sie zu ihrem Unglücke glücklich entkam. Ihr Vater grämte sich so sehr darüber, daß er bald vor Herzeleid starb. Die tugendhafte Juliane ward kurze Zeit darauf, an dem Orte ihres Aufenthalts, an einen liebenswürdigen

und edlen Mann verheirathet, der in einem angesehenen Amte stund, und mit dem sie in der Folge so zufrieden und ehrenvoll lebte, daß ihre Ehe für ein Muster glücklicher Ehen angesehen ward. Ehe noch Louise in Prag ankam, hatte ihr Liebhaber nebst andern jungen Officieren Befehl erhalten, nach Wien zu kommen, und sich dem Chef des Regiments, der sich dort aufhielt, vorzustellen. Sie fand also bei ihrer Ankunft, statt ihres Liebhabers, einen Brief voll Betheurungen seiner fortdauernden Zärtlichkeit, mit Bitte, seine Rückkehr zu erwarten, weil er nicht wissen könnte, wie lange er sich dort aufhalten würde, und es für ihn und sie höchst nachtheilig seyn möchte, wenn sie ihm folgen wollte. Man kann leicht denken, daß sie darüber ganz in Verzweiflung gerieth. Indessen, was war zu thun? Von den 150 Thalern, die er ihr hinterlassen hatte, zehrte sie nach Abzug, was ihr schon die Reise gekostet, ein Weilchen. Die ersten Wochen schrieb er ihr mit jedem Posttage; indessen verzögerte sich seine Zurückkunft immer mehr und mehr, so wie seiner Briefe weniger wurden. Endlich, da bei ihr der Geldmangel einriß, und sie ihm diesfalls Vorstellungen über Vorstellungen machte, so blieben alle Antworten aus. Was sollte sie anfangen? Ihr Liebhaber hatte sie in den Händen einer Frau hinterlassen, die, wie man aus der Folge sah, sich kein groß Gewissen daraus machte, junge unschuldige Mädchen zu verrathen und zu verführen. So lange Geld da war, verbarg sie so ziemlich ihre Bosheit; sobald die Quelle aber erschöpft war, und kein Zuschuß mehr kam, dachte sie bald auf Mittel, sich durch Louisens Reize eine andere zu eröffnen. Wirklich hatte die junge Schöne aus ihres Vaters Hause noch so viel Grundsätze von Religion und Sittlichkeit, die ihr in ih-

rer

rer erſten Jugend waren eingeflößet worden, mitgebracht, daß die Alte ein wenig behutſam zu Werke gehen mußte. In demſelben Hauſe wohnte ein gewiſſer Hofrath von mittlerm Alter, der ein großer Wollüſtling war, ſich nie verheirathet, und auch ſich nie zu verheirathen willens war. Dieſer hatte gleich anfänglich Louiſen ins Auge gefaßt: aber es doch nicht gewagt, ſich an ſie zu machen, weil er mit den Officieren ſich wegen einiger ſchon zugezogenen übeln Folgen nichts mochte zu ſchaffen machen. Kaum aber witterte er die Bedürfniß, die überall einriß, hörte von den Schulden, die ſie hin und wieder nicht bezahlen konnte, und von den Klagen, die ſie gegen ihren Liebhaber ausſtieß, als er ſich an die Alte machte, die ihm ſchon vorher dienſtbar geweſen ſeyn mochte, und mit Freuden dieſe Gelegenheit ergriff, ſie in ſeine Hände zu ſpielen, und auf Koſten der verführten Unſchuld ſich zu bereichern. Von ihrem Charakter unterrichtet, nahm er anfänglich die Miene des Mitleids und der Menſchenliebe an, erbot ſich zu aller erforderlichen Unterſtützung in ihrer Verlegenheit, bezahlte ihre Schulden, beſchenkte ſie mit allerhand Dingen, die ihrer Eitelkeit ſchmeichelten, und führte ſie, da er ihren Hang zu Vergnügungen merkte, zu denen ſie von Jugend auf war gewöhnt worden, auf alle Sammelplätze des öffentlichen Vergnügens. Da ſie immer noch nach ihrem Liebhaber ſeufzte, zeigte er ihr endlich in einem gedruckten Wiener Blatte, daß er bei einem andern entfernten Regimente wäre angeſtellt worden, und keine Hoffnung zu ſeiner Rückkehr ſey. Sie that alles was bei ſolchen Gelegenheiten einer jungen Perſon die Verzweiflung eingeben kann, und er mit der alten Verrätherin wieder alles, was ſie beruhigen konnte. Er verſprach Vaterſtelle bei ihr zu vertreten,

sie nie zu verlassen und selbst alles daran zu wagen, ihren Treulosen wieder zurückzubringen. Nothwendig mußte sie sich in ihrer Lage äußerst glücklich schätzen, einen so liebreichen Wohlthäter gefunden zu haben, und ihr Herz floß dann auch wie ihr Mund von Freundschaft und Dankbarkeit über. Unter immer fortgesetzten Dienstеifer nahm er nach und nach sich kleine Freiheiten, die sie ihm, obgleich anfänglich, verweigernd gewährte, aus Furcht undankbar zu scheinen, und ihn zu beleidigen. Es liefen Nachrichten (vielleicht erdichtete) von ihrem vorigen Liebhaber ein, woraus sie augenscheinlich sah, daß von seiner Seite nichts mehr zu hoffen sey. Dies machte ihn in seiner Erklärung dreister, bis er ihr endlich seine strafbaren Absichten ohne Zurückhaltung eröffnete. Auf ihre Eklärung, daß sie die Seinige seyn wollte, wenn er sich mit ihr ehelich zu verbinden bereit wäre, schwatzte er ihr von dem glücklichen Stande der Natur, der Freiheit, und von der Dauer der Flammen, die ohne Zwang sich durch sich selbst erhalten — von dem schweren Drucke der Ketten des Ehestandes, die ihnen die Ceremonie anlegte, mit dem Versprechen, sie lebenslang zu lieben, und in einen solchen Stand der Unabhängigkeit und des Ueberflusses zu setzen, so viel vor, daß sie endlich nachgab, und der Verführung unterlag. — Es währte aber nicht lange, so merkte sie Gleichgültigkeit — bald darauf Vernachläßigung: diese erzeugten Vorwürfe: diese gänzliche Entfernung — endlich Verbitterung und Trennung. Die traurige Nothwendigkeit, d. i. Armuth und Verachtung zwangen sie nunmehr, sich einem Wollüstlinge nach dem andern in die Arme zu werfen, bis sie mit dem Laster vertraut wurde. Als diese reizende Blüte der Schönheit gänzlich verzehrt und zerstört war, und ihr Jedermann

den

den Rücken kehrte, ward ſie ein Raub der Krankheit und des äußerſten Elends. Da ſie keine Hülfe mehr bei Menſchen ſah, entſchloß ſie ſich in der äußerſten Verzweiflung, ſich nach ihrer Vaterſtadt zurückzubetteln. —

Es traf ſich an einem ſchönen Frühlingsabende, daß Juliane mit ihrem geliebten Manne von einem Freunde auf dem Lande, wo ſie ſich bis faſt gegen Mitternacht verſpätet hatten, zurückkehrte. Sie mußten durch ein, vor der Stadt, ungefähr dreiviertel Stunden liegendes, ſehr bekanntes Gehölz. Auf einer kleinen ſteinernen Brücke ſprangen die Pferde zurück, und als der Kutſcher anhielt, hörten ſie, wie das Aechzen einer ſterbenden Perſon, die ſie beinahe überfahren hätten, da ſie im Wege lag. Ihr mitleidiges Herz gab ihnen ſogleich ein abzuſteigen und Erkundigung einzuziehen, ob ſie etwa krank geworden wäre, und in einem benachbarten Dorfe ihre Heimath hätte? Mit ſchwacher Stimme antwortete ſie: ſie habe keine Heimath, hoffe auch weiter keine nöthig zu haben; denn ſie fühle, daß ſie bald ihrer Auflöſung nahe ſey.

Dieß war für dieſe mitleidigen Seelen genug, ſie mit Hülfe des hartherzigen Kutſchers und widerſprechenden Bedienten in ihren Wagen zu heben, und da ſelbſt die Dunkelheit der Nacht und des Gehölzes ihren traurigen Anblick, indem ſie nur mit wenigen Lumpen bedeckt war, nicht vor ihnen verbergen konnte, ſo faßten ſie lieber den Entſchluß, vollends neben dem Wagen her bis in die Stadt zu gehen, und ſie auf dem Boden darinne zu ſetzen, damit ſie ihr ſinkendes Haupt auf den Sitz legen konnte! und ſo brachten ſie ſie in die Stadt bis an ihr Haus. Da ſie bereits beim Herausnehmen ihren Geiſt aufgegeben zu haben ſchien, ließen ſie ſie in einen Strohſtall auf den Hof ſchaffen, und auf ein

Bund Stroh legen. Indessen kam Licht herbei, und man bemerkte noch einiges Leben. Sogleich lief Juliane nach stärkenden Mitteln, rieb ihr die Schläfe mit ungarischem Wasser, und hielt es ihr unter die Nase. — Sie schlug die Augen auf, und blickte Julianen starr ins Gesichte ... Gott! was seh ich! schrie diese — Louise — ist sie es oder täuscht mich die Einbildung? ... Nein, diese schreckliche Gestalt ... sie ists, antwortete die Sterbende, mit gebrochener, bebender Stimme, die lasterhafte — unglückliche Louise — und kömmt — im letzten — Augenblicke ihrer Schande — und ihrer Leiden — dein Mitleid anzuflehen, und — deine Tugend — zu bewundern — vergieb ihr — wenn du kannst! ... Erbarmender Gott! schrie Juliane und sank ihrem Manne in die Arme. — —

XLIX.

Das Opfer getäuschter Liebe.

Für Mädchens und Jünglinge.

In der Reihe der menschlichen Niederträchtigkeiten steht keine mit größerm Recht oben an, als die: wenn ein leichtsinniger, unedeldenkender Mann sich durch Schmeicheleien in das Herz eines feurigen und dabei unerfahrnen Mädchens einschleicht, ihr Liebe heuchelt, Zärtlichkeit lügt — ewige Treue schwört und es am Ende verläßt, eine andere wählt, und das unschuldige Schlachtopfer dem Spott und Hohngelächter der Welt und — was noch schlimmer ist, — den Quaalen getäuschter Liebe Preis giebt. — Welcher Verbrecher verdient mehr mit öffentlicher Schande gebrandmarkt zu

wer-

werden, als er! Wäre würdiger körperliche Strafen zu leiden, als der Unglückliche, der, den Hunger seiner Kinder zu stillen, seinen Nachbar bestielt. Doch sein Gewissen wird ihm über kurz oder lang gewiß lohnen.

Unter den tausend Beispielen, die wir von der Art erleben, stellen wir unsern jungen Lesern eins zur Warnung auf, das uns manche Thräne, der wir uns nicht schämen, gekostet hat. Lies es, unbefangnes Mädchen, und traue nicht den listigen Schmeicheleien des glattzüngigen Verführers! — Lies es, leichtsinniger Jüngling, und schaudre zurück, wenn du schon im Begriff warst, eine Unschuld zu morden, oder einem unerfahrnen, gefühlvollen Mädchen seine Ruhe zu rauben.

In X.. einem ziemlich artigen Städtchen im fränkischen Kreise, lebte ein angesehener Mann von unbescholtenem Ruf, fern vom Geräusch der Welt, und erzog seine einzige Tochter mit aller Treue eines guten Vaters, aber ganz in der Stille und beging den Fehler, daß er sie Welt und Männer nicht kennen lehrte. Mariane war ein sanftes, gutes liebevolles Mädchen, voller Feuer, mit einem unbegränzten Zutrauen zu allen Menschen, die es gut mit ihr meinten oder auch nur zu meinen schienen. Mißtrauen und Zurückhaltung kannte sie nicht, und hing mit aller Herzlichkeit an allem, was sich an sie anhing. In dieser zwar guten, aber nicht allzuklugen Denkungsart wurde sie durch die Freundschaft bestärkt, die sie mit einem andern Mädchen, der Tochter eines Amtmanns unterhielt. Hannchen erwiederte Marianens Zärtlichkeit in vollem Maaße, und ob sie gleich einige Stunden von einander entfernt lebten, kamen sie doch oft zusammen und noch öfter schrieben sie einander.

Mariane war 19 Jahr alt, als ein weitläuftiger Anverwandter von ihr, — wir nennen ihn Florian —

von der Universität zurückkam, und einiger Familienangelegenheiten wegen, Zutritt in dem Hause ihres Vaters fand. Herr Krause — Marianens Vater — fand Behagen an dem biegsamen Wesen und dem einschmeichelnden Umgange des jungen Florian, und er wurde bald der tägliche Gast in diesem sonst so sehr einsamen Hause. Florian wurde indessen keinesweges durch die ungeheuchelte Freundschaft des alten Krausens, sondern vielmehr durch Liebe zu Marianen angezogen, die schon beim ersten Besuche in ihm aufkeimte und mit jedem Tage stärker wurde.

Und Mariane? — Wer ihren Charakter aus den wenigen Zügen, die wir oben hinwarfen, zusammengesetzt hat, und sich den 24jährigen Florian als den wohlgemachtesten und zugleich artigsten Mann vorstellt, — wer sich noch hinzu denkt, daß er in wenig Wochen Gelegenheit fand, ihr seine Liebe auf die feinste Art zu entdecken, der wird nichts natürlicher finden, als daß sie ihn wieder liebte. Und konnte wohl Marianens Liebe gegen den ersten Jüngling, der Eindruck auf sie gemacht hatte, von der gemeinen Art seyn? Nein, sie hing mit ganzer Zärtlichkeit an ihm, sie liebte ihn bis zur Schwärmerei; und wie kalt, wie unbekannt mit dem menschlichen Herzen müßte der Mensch seyn, der sie desfalls tadeln könnte. — Das Mädchen, welches sich je in Marianens Lage befand und dem Fallstrick entging, das werfe den ersten Stein auf sie.

Einige Monate, die seligsten in Marianens Leben, eilten auf Flügeln der Liebe vorbei; Florian schwur ihr tausendmal ewige Treue, und sie lohnte ihm jedesmal mit dem willigsten Feuerkuß. Zuweilen traf sichs auch wol, daß er größern Lohn forderte, den sie ihm aber, trotz der größten Zärtlichkeit, immer standhaft verweigerte. — Marianens Eltern müßten nicht Menschen gewesen seyn, wenn sie nicht bald die gegenseitige Liebe

der

der jungen Leute hätten merken sollen. Sie sahen sie mit Vergnügen entstehen, wachsen und auf den höchsten Grad steigen, denn sie liebten den jungen Florian wie ihren Sohn, und ob dieser gleich nicht in ausdrücklichen Worten um ihre Tochter anhielt, so war doch sein ganzes Betragen eine beständige Bewerbung, und dieses war ihnen hinreichend. Sein natürliches Stillschweigen nannten sie Bescheidenheit, da er noch kein Amt hatte. Mariane hatte kein Geheimniß vor ihren Eltern.

Einige Monate also waren verflossen, da Florian einen Ruf, als Sekretär eines gewissen Grafen erhielt, der sehr viel bei Hofe galt, und ihm am ersten ein Amt verschaffen konnte, welches er auch ausdrücklich versprach. Mariane erschrak zwar anfangs bei dieser Nachricht — dennoch aber willigte sie mit Freuden in diese bittere Trennung; denn war sie nicht der Weg zu ihrer völligen Vereinigung? — Der Tag des Abschieds erschien. Den Abend vor Florians Abreise saßen die beiden Liebenden in einer dunklen Sommerlaube beisammen und phantasirten von Trennung und Wiedersehen. Wer kennt eine gefährlichere Lage für die Tugend eines Mädchens? Florian bat um vollen Genuß ihrer Liebe, bat so schmeichelnd, so hinreißend — und sie war so weich — so zärtlich schwach. — Wir haben hohe Begriffe von Marianens Tugend; aber diesmal wäre sie verloren gewesen, wenn nicht ihr Schutzgeist besonders über sie gewacht hätte. Ihre Mutter trat in den Garten, sie hörten die Thüre knarren und — ihre Unschuld war gerettet.

Am folgenden Tage schrieb Mariane an ihre Freundin:

„Er ist fort Hannchen! — Du hast ja geliebt, liebst „noch, und ich brauche dir weiter nichts zu sagen. — Ich „habe die ganze Nacht nicht geschlafen, habe geweint, gebe„tet und Gott aus vollem Herzen gedankt, denn Liebe, ge-

„stern war nicht nur ein trauriger, es war auch — ein ge„fährlicher Abend für deine Mariane. — Aber du kannst „mich ohne Vorwurf an dein reines Herz drücken. Um 3 „Uhr des Morgens warf ich mich aufs Bette und schlum„merte ein; aber ein fürchterlicher Traum weckte mich bald „wieder auf: Ich war mit Florian in einem Walde. Ein „schreckliches Ungeheuer, das ich nicht kannte, wollte mich „verschlingen, ich streckte meine Arme ängstlich nach Flo„rian aus; allein anstatt mich zu retten, warf er mich dem „Ungeheuer in den Rachen und floh. Ich erwachte mit „Schweiß bedeckt und trat ans Fenster, ihn wegfahren zu „sehen. Um 5 Uhr blies der Postillion. Er warf mir noch „einen Kuß zu, und ich verfolgte ihn mit einem Strom von „Thränen. Hannchen! wenn ich ihn nicht widersähe! — „Komm bald zu mir; ich bedarf deiner Gesellschaft mehr „als jemals, u. s. w.„

Florian schrieb ein Jahr hindurch richtig alle 14 Tage, und Mariane ließ keinen Brief unbeantwortet. Im dritten halben Jahre kamen die Briefe sparsamer und er klagte über häufige Arbeit, und im vierten blieben sie gar aus. Mariane harrte von einem Monate zum andern, schrieb oft, bat, flehte nur um eine Zeile Antwort und erhielt sie nicht. Ihr innerer Gram und die peinlichste Ungewißheit fing an auf ihren Wangen sichtbar zu werden, die wie eine völlig aufgeblühte Rose in der Mittagssonne verbleichten. Ihre Eltern sahen es, und grämten sich über den stillen Gram ihrer Einziggeliebten. Endlich hielten sies nicht mehr aus und der alte Krause reisete in den ersten Tagen des Winters 17.. auf Marianens dringendes Bitten mit ihr nach G., dem Wohnorte ihres noch immer geliebten Florians, der 9 Meilen von dem ihrigen entfernt war. Im letzten Dorfe vor G. ging der Fahrweg dicht an der Kirche vorbei, wo ein starker Zusammenfluß von Menschen, und

einige

einige schöne Wagen eine außerordentliche Feierlichkeit ankündigten. Mariane bat ihren Vater, mit ihr auszusteigen. Sie trat in die Kirchthür und — jede Schilderung ihres Schreckens ist viel zu schwach! — — Florian stand am Altar und wurde getrauet. „Gott im Himmel!„ rief das betäubte Mädchen laut, und sank ihrem Vater ohnmächtig in die Arme.

Mit Hülfe einiger gutherzigen Bauerweiber brachte er sie in die nahe liegende Pfarrwohnung, und ließ durch den Postillion einen Arzt aus G. holen. Marianens Ohnmacht dauerte länger als 3 Stunden. Endlich kehrte sie zwar ins Leben zurück; allein das wüthendste Fieber, verbunden mit der schrecklichsten Raserei, stellte sich noch diesen Abend ein. Niemand konnte ihre herzerschütternden Phantasien, die alle den treulosen Geliebten zum Gegenstande hatten, ohne das innigste Mitleiden anhören. Bald sahe sie sich mit ihm am Altar und ihr Angesicht heiterte sich bis zum Angesicht eines Engels auf; bald erblickte sie ihn im Arm einer Andern und sich im Sterbekleide; bald kehrte er reuevoll zu ihr zurück, und sie verzieh ihm mit voller Zärtlichkeit. — Wer mag beschreiben, was ihr Vater dabei litte! Er glich schon am 3ten Tage einem Schatten und nur die unabläßigste Sorge, sein einzig geliebtes Kind zu retten, konnte ihn aufrecht erhalten. Von dem gutherzigen Pfarrer, der ihm mit seiner Frau allen möglichen Beistand leistete, erfuhr er, daß das Dorf, wo sie sich befanden, dem ersten Hofrath des Fürsten gehöre, dessen Tochter Florian geheirathet, und mit ihr ein ansehnliches Amt erhalten hatte.

Am 7. Tage hatte Mariane nach einem sechsstündigen Schlaf, eine besonders ruhige Stunde, und da sehnte sie sich zum erstenmale recht herzlich nach ihrer Mutter, und nach Hannchen, ihrer schwesterlichen Freundin. Der Vater schickte sogleich fort, und ließ sie holen. (Er hatte anfangs

durch den zurückkehrenden Postillion seiner Frau blos gemeldet: Mariane sey unterweges etwas unpaß geworden, und er könne also unter einigen Tagen nicht zurückkommen). Sie kamen am 9. Tage an und — diese Zusammenkunft zu zeichnen, liegt ganz außer den Gränzen unsrer Fähigkeit; jedes empfindsame Herz wird sie tief genug fühlen. Mariane war ruhig und völlig bei Verstande. Sie erzählte ihr Schicksal mit aller möglichen Fassung, und sprach von ihrem Tode, wie von ihrem Hochzeittage. Ihrer Mutter empfahl sie einige Hausarme ihres Städtchens namentlich, denen sie bisher ein wöchentliches Almosen gegeben hatte. Hannchen schenkte sie einen Ring, den sie vom Finger zog, und vermachte ihr ihre Bücher und Musikalien.

Mitten unter diesen rührenden Anordnungen, kam ein Pferd in den Hof gesprengt, und ehe man sich noch nach demselben umsehen konnte, trat Florian in die Stube und wollte aufs Bette zu; aber ehe er dasselbe noch erreichte, brach bei Marianen der heftigste Paroxismus aus, und sie rasete fürchterlicher als jemals. Man bemächtigte sich sogleich des gleichfalls wüthenden Florians und brachte ihn weg; indessen war die Erschütterung für das zerrüttete Nervensystem der erschöpften Dulderin viel zu heftig gewesen, als daß sie nicht die traurigsten Folgen hätte haben sollen: Ehe eine Viertelstunde verging, entschlief sie in Hannchens Armen. —

Weihe, edler Leser und gefühlvolle Leserin, dem schuldlosen Opfer ihrer Zärtlichkeit eine menschliche Thräne! — Ich bin für die traurige Stunde, die mir die Niederschreibung dieser Geschichte gemacht hat, hinlänglich belohnt, wenn ein unerfahrnes Mädchen, oder ein leichtsinniger Jüngling dadurch vorsichtiger und behutsamer gemacht wird. Freilich hat nicht jede Untreue so schreckliche Folgen, oder ist sie darum weniger strafbar, wenn sie einem

leicht-

leichtgläubigen Mädchen auch nur ihren guten Ruf, oder ihre Ruhe und Unbefangenheit raubte? — Doch ich will ja nicht moralisiren, sondern nur vollends erzählen. Mariane wurde in demselben Dorfe begraben, und Florian von dem Tage an tiefsinnig. Da nun seine Frau bald nach der Hochzeit die Maske abzog, und sich als ein an Leib und Seele verschobnes Geschöpf zeigte, war es um so weniger zu verwundern, daß man ihn nach einem halben Jahre eines Morgens auf Marianens Grabe todt fand, und ein Pistol, das neben ihm lag, zeigte die Art seines Todes.

Hannchen besang den Tod ihrer Freundin, und mit diesem Liede beschließen wir unsre Geschichte. Daß sie dabei nicht nur die Melodie von dem bekannten Gedicht: Lotte bei Werthers Grabe untergelegt, sondern auch einige Ausdrücke aus diesen damals neuen und allgemein beliebten Versen wörtlich beibehalten hat, das kann man ihr, als einem Frauenzimmer, wohl am ersten verzeihen!

Trauerlieder, Sterbemelodien
Tönen durch mein klagendes Klavier. —
Einsam bin ich, frohe Menschen fliehen;
Nur ein Freund — nur Einer klagt mit mir.
Weinen, wir zurückgelaßne Beide
Hin, Verklärte, auf dein frisches Grab,
Wo zu früh der Mörder unsrer Freude
Dich der mütterlichen Erde gab.
Ausgelitten hast Du, ausgerungen
Edles Mädchen! Deinen Todesstreit,
Hingegangen bist Du, durchgedrungen
Zu der Engel hoher Seligkeit.
Engel schon ins Leibes morscher Hütte
Warst Du jedem, der Dein Herz gekannt. —
Seligkeit, wenn sich in unsrer Mitte
Milder Ernst und sanfter Scherz verband!

Warst mir Freundin, Lehrerin der Tugend,
Der Dein kurzes Leben sich geweiht;
Ach! und erndtest schon bei früher Jugend
Büssest für die reinste Zärtlichkeit.
Hätte von den deutschen Männern allen
Nie Dein zärtlich Auge ihn erblickt;
Hättest Du dem Falschen nie gefallen
Und dafür ein edler Herz beglückt!
Hassenswerth ist jeder Ungetreue
Der den heilgen Schwur der Liebe bricht;
Dennoch fluchtest Du, im Tod Getreue,
Hingesunken Deinem Mörder nicht.
Wirst auch nun im bessern Engelleben,
Aehnlich dem, der Missethat verzeiht,
Ihm nicht fluchen — Deinen Tod vergeben
Wenn ihm nur die Frevelthat gereut. —
Einsam such' ich die verlaßnen Spuren,
Wo ich sonst mit Dir gewandelt bin,
Jammernd blick' ich durch beschneite Fluren
Selige! nach Deinem Kirchhof hin.
Kehrt der Frühling und des Grabes Hügel,
Wo Du schlummerst, decket frisches Gras,
Komm' ich auf der Freundschaft schnellem Flügel;
Wie ich oft an Deiner Seite saß,
Sitz' ich — klag' in Philomelens Lieder
Horche zärtlich — weine — denke Dich,
Und dann schwebt auf Abendwinden nieder
Dein zu früh enthüllter Geist um mich.
Und so harr' ich bis ich ausgeweinet
Auch bei Dir in Deinem Himmel bin!
Jede Nacht, die mir indes erscheinet,
Träum ich mich zu dieser Freude hin!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagnitz, Heinrich Balthasar, 1755-1838

Moral in Beyspielen

Bd.: 5

Halle 1789

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Gb 37
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341193-7
VD18 80034853-001